Aspekte des Aussterbens in politischen Führungsschichten im 14. bis 18. Jahrhundert

Abhandlung

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
MICHEL GUISOLAN
von Progens und Chénens/Fribourg

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. H. C. Peyer

1982

Zentralstelle der Universität Zürich, 1981

A Marguerite et mes parents

Zu grossem Dank bin ich meinem sehr geschätzten Lehrer, Herrn Prof.Dr.H.C. Peyer, verpflichtet, der mir jederzeit mit Rat und Ermunterung zur Seite gestanden ist. Er hat diese Arbeit angeregt und in einer Weise betreut, wie das heute nicht unbedingt selbstverständlich ist. Danken möchte ich auch Herrn Dr. Paul Guyer, dessen Arbeit und Bemerkungen mir stark geholfen haben.

Aspekte des Aussterbens in politischen Führungsschichten im 14. bis 18. Jahrhundert

Abhandlung

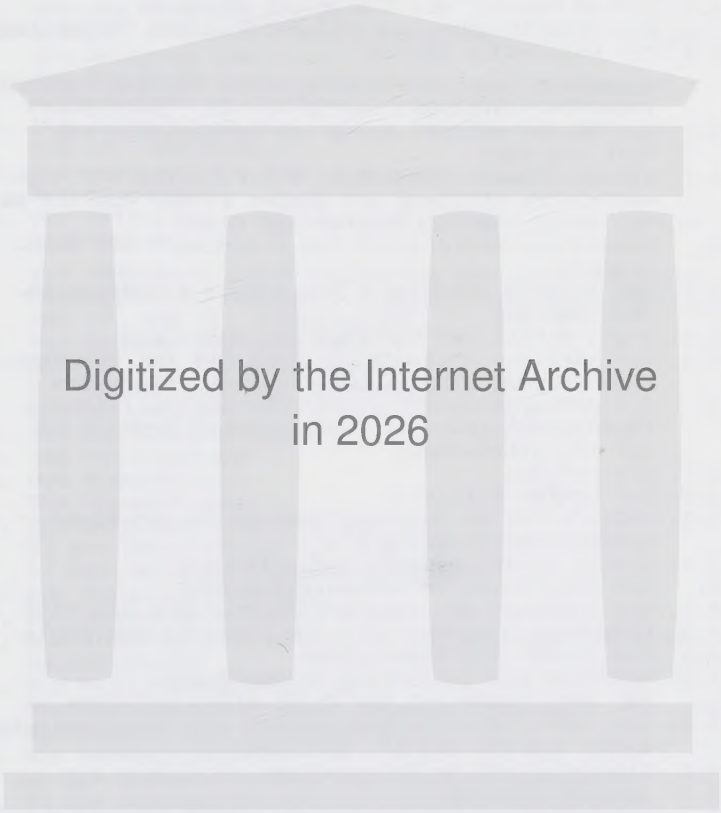
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von
MICHEL GUISOLAN
von Progens und Chénens/Fribourg

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. H. C. Peyer

Zentralstelle der Universität Zürich, 1981

UNIV.
LEIDEN
BIBL.



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41507215_0105

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
1. Teil: Literaturreferat		
1.	EINLEITUNG	5
1.1.	Historischer Rahmen	5
1.1.1.	Die Ablösung des Adels durch eine neue Regentenschicht und deren Abschluss gegen aussen	5
1.1.2.	Die Tendenz zur Oligarchie	6
1.1.3.	Der "Existenzkampf" der regierenden Geschlechter	8
1.2.	Fragestellung	12
1.2.1.	Einige Zahlen, die die Arbeit anregten	13
1.2.2.	Die Abschliessung der eidgenössischen "Patriziate"	18
1.2.3.	Zur Fallstudie Zürich	21
2.	BESONDERE DEMOGRAPHISCHE ASPEKTE WESTEUROPAEISCHER FUEHRUNGSSCHICHTEN VOM 15. BIS 18. JAHRHUNDERT	24
2.1.	Die Thesen von Ph. Ariès zur Demographie von Volk und Adel	26
2.1.1.	Die abnehmende Kinderzahl als Funktion der sich wandelnden Stellung des Kindes in der Familie an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit	27
2.2.	Thesen zur Korrelation von Wirtschaft und Demographie	35
2.2.1.	Der soziale Aufstieg - ein Anlass zur Geburtenbeschränkung	37
2.2.2.	Wege, Mittel und Probleme des Aufstiegs	38
2.2.3.	Der Adel von Toulouse als Beispiel für Geburtenbeschränkung infolge ökonomischer Interessen	4o
2.3.	Die demographischen Strukturen von politischen Führungsschichten im französischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert	44
2.3.1.	Der Hofadel	45
2.3.2.	Das Genfer Patriziat	49
2.3.3.	Weitere Thesen und Quellenaussagen zum Thema Geburtenbeschränkung	58
2.3.4.	Einige abschliessende Betrachtungen	61
2.4.	Das Aussterben im schwedischen Adel	62
2.4.1.	Die Ausmasse des Aussterbens von 1616 bis 1895	62
2.4.2.	Demographische Merkmale des schwedischen Adels	66
2.4.3.	Die Gründe des Aussterbens	71
2.4.4.	Schlüsse und allgemeine Betrachtungen	72
2.5.	Das Aussterben aus der Sicht eines Biologen	75
2.5.1.	Die demographische Entwicklung des venezianischen Adels vom 16. bis 18. Jahrhundert	75
2.5.2.	Statistik und Interpretation	79
2.5.3.	Zusammenfassung	81
2.6.	Die Geschlechterbestände des Adels und der Patriziate in Deutschland	83
2.6.1.	Die Stadtpatriziate	83
2.6.2.	Der Adel	86
2.7.	Die Krisen englischer Führungsschichten	88
2.7.1.	Die Schrumpfung des Adels im Spätmittelalter	89
2.7.2.	"The Crisis of the Aristocracy" (1558-1641)	93
2.7.3.	Ein Vergleich mit kontinental-europäischen Aristokratien	97
3.	ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUESSE	1o1
3.1.	Die Studien methodisch-systematisch gesehen	1o1

Seite

3.2. Die Studie vom Inhaltlichen her gesehen 1o5
3.3. Ausblick auf die Fallstudie Zürich 111

2. Teil: Die Fallstudie Zürich

4. DAS AUSSTERBEN STADTZUERCHERISCHER BUERGERGESCHLECHTER ZWISCHEN 1600 UND 1800 113
4.1. Allgemeine Betrachtungen 113
4.1.1. Die Ausmasse des Aussterbens 113
4.1.2. Die Bevölkerungsentwicklung in Zürich und in der übrigen Eidgenossenschaft 114
4.1.3. Kriege, Pestzüge und schlechter Konjunkturverlauf als mögliche Erklärungen? 117
4.2. Das Aussterben als Funktion der politischen und ökonomischen Stellung der Bürgergeschlechter 124
4.2.1. Die Entwicklung der Zürcher Führungsschicht vom 13. bis 18. Jahrhundert 124
4.2.2. Ausmasse und Strukturen des Aussterbens nach Berufsgruppen 127
4.2.3. Die Beteiligung am Regiment als Indikator für das Aussterben 135

5. DIE DEMOGRAPHISCHEN STRUKTUREN UND DAS GENERATIVE VERHALTEN AUSGEWAEHLTER ZUERCHER BUERGERGESCHLECHTER DES 17. UND 18. JAHRHUNDERTS 142
5.1. Die Auswahl der Beispiele 142
5.2. Methodische Vorbemerkungen 147
5.3. Die graphischen Darstellungen 15o
5.4. Die Ehelichkeit 151
5.4.1. Die Heiratshäufigkeit 152
5.4.2. Das Heiratsalter 156
5.4.3. Die Wiederheirat 159
5.5. Die Fruchtbarkeit 161
5.5.1. Die innereheliche Fruchtbarkeit 164
a) Die Geburtenzahl pro Ehe 165
b) Die Geburtenzahl pro Hausstand 167
5.5.2. Der Geburtenüberschuss 17o
5.5.3. Die Sexualproportion 172
5.5.4. Die Geburtenintervalle - ein Hinweis auf Geburtenbeschränkung? 174
5.5.5. Die Null- und Einsohnehen 178
5.6. Die Sterblichkeit (oder Lebenserwartung) 181
5.6.1. Die Kinder- und Jugendsterblichkeit 182
5.6.2. Die Lebenserwartung 186
a) Die Lebenserwartung der Knaben und Männer 187
b) Die Lebenserwartung der Mädchen und Frauen 189
5.6.3. Die militärische Auswanderung (Exkurs) 192

ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUESSE 198

LITERATURVERZEICHNIS 2o2
Quellen 2o2
Darstellungen 2o5

1. Teil

L i t e r a t u r r e f e r a t

1. EINLEITUNG

1.1. Historischer Rahmen

1.1.1. Die Ablösung des Adels durch eine neue Regentenschicht und deren Abschliessung gegen aussen

Nach dem fortschreitenden Verschwinden des hohen und niederen Adels als Oberschicht in der Schweiz im Verlauf des 14.-16. Jahrhunderts trat in Städteorten wie Bern, Freiburg i. Ue., Luzern, Solothurn und Zürich eine neue Schicht die Herrschaft über sie und ihre Landschaft an. In diesen Städten entwickelte sich bis gegen das Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein privilegierter Stand, der sich mehr und mehr der Aemter, die die Schlüsselstellung zur Macht und Wirtschaft - und damit auch zu einer Vorrangstellung - bedeuteten,zu bemächtigen versuchte; es gelang ihm auch, diese Entwicklung erfolgreich abzuschliessen. In den reinen Länderorten hingegen entstand eine grossbäuerliche Regentenschicht, die gern und oft Formen der mittelalterlichen Adelsherrschaft übernahm.

Es war nicht nur reiner Machttrieb, sondern auch das Gefühl einer unmittelbar bevorstehenden Not, ausgelöst durch das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts anschwellende Bevölkerungswachstum und die Angst vor einer sich notgedrungenermassen daraus ergebenden Verknappung der Ernährungsbasis, die diese neue Regentenschicht antrieb, sich abzuheben und rechtlich abzusondern: in der Stadt wie auf dem Lande war man durch eine Abschliessung gegen aussen gewillt, die eigene Sicherheit und Existenz zu garantieren. Für seinesgleichen, d.h. für die Bürgerschaft der eigenen Stadt, setzten sich die "Väter" vor allem ein. Besonders innerhalb der Stadtmauern wollte man sich gegen die Zuwanderung etwaiger (unterstützungsbedürftiger) Fremder schützen. Hingegen für die bereits ansässige minderberechtigte Bevölkerung wie die Habitanten und Hintersässen sowie für die Untertanen auf der Landschaft war dies schon weniger der Fall.

Ein deutliches Zeichen dieser sozialen Verhärtung in der Eidgenossenschaft vernehmen wir durch Tagsatzungsbeschlüsse, Chroniken, Protokolle und andere Berichte: mehr und mehr macht sich die Idee breit, dass jedes Dorf für seine eigenen Armen und Hilfsbedürftigen aufkommen soll. Um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert wurden solche und ähnliche Vorschriften und Massnahmen immer strikter und härter, und es wurden immer strengere Massstäbe gesetzt für die Aufnahme ins Bürgerrecht; diese wurden gleich gehandhabt, ob es sich um Zuzüge auf nationaler, d.h. aus ärmeren in wohlhabendere Orte, oder internationaler Ebene - ich denke da z.B. an die Glaubensflüchtlinge und die Opfer des 3o-jährigen Krieges - handelte. Bedenkt man, dass Bürgerschaft und Regiment damals identisch waren, so erstaunt uns diese Sachlage kaum.

Die eine Aufnahme bremsenden Massnahmen bewegten sich von der Erhöhung der Einkaufstaxen über die Bekämpfung (lies: Verbot) der Ehen Einheimischer mit wenig oder unbemittelten Auswärtigen, die später der Gemeinde zur Last fallen würden, bis zur vollständigen Einstellung der Bürgerrechtsverleihung. Dabei ist zu betonen, dass dies keine rein eidgenössische Erscheinung war; sie begegnet uns bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, einem Zeitpunkt also, da sich die wirtschaftliche wie die bevölkerungsmässige Situation bereits gebessert hatte, ü b e r a l l in Europa. Die Präventivmassnahmen wurden, obschon nicht mehr notwendig, bis zum Ende des Ancien Régime nicht rückgängig gemacht, was, wie wir noch sehen werden, nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Städte, ihre Bevölkerung und ihr Regiment bleiben sollte.

1.1.2. Die Tendenz zur Oligarchie

Parallel und im Anschluss an die Abschliessung der städtischen Bürgerrechte gegen aussen verlief eine andere Entwicklung, nämlich eine Zuspitzung und Konzentration der Machtansprüche auf wenige Familien innerhalb der neuen Wahlaristokratien.

Ursprünglich waren die männlichen Mitglieder a l l e r

Bürgergeschlechter in die Stadtregimente wählbar. Mit der Zeit versuchte aber eine gewisse Zahl zuerst sozio-ökonomisch einflussreicher Namen sich die Regierungssitze (Kleiner und Grosser Rat) und -ämter (Bürgermeister, Seckelmeister, Obmann der Klöster, Vogtei), die ursprünglich durch Wahlen vergeben worden waren, zu sichern, zu kumulieren und wo möglich dynastisch vom Vater zum Sohn weiterzugeben. Dies führte zu den bekannten Missständen dieser Regierungsform und geschah mittels Wahlabsprachen, Stimmenbeeinflussung und -kauf zwischen verwandten, bekannten oder durch andere gleiche Interessen verbundene Familien und Geschlechter. Seit dem 17. Jahrhundert wurden sie immer häufiger. So fanden in Bern Wahlen nur noch dann statt, wenn wirklich eine sehr grosse Zahl (3o%-5o%) der Grossratssitze vakant geworden war.
In der Folge suchte man durch Gegenmassnahmen wie Verfassungsänderungen, geheime Wahlen, Wahl durch Los, Ausstand verwandter Räte etc. der Gefahr beizukommen. Doch diese Massnahmen wurden meist zu spät oder in unzureichendem Masse ergriffen, sodass bis 1798 einer weiteren Zuspitzung nicht viel im Wege stand.

Kann man v o r dem Einsetzen dieser Entwicklung die Bevölkerung der eidgenössischen Städte einfach in Bürger und Nichtbürger, bzw. Hintersässen oder Habitanten unterteilen, so erfährt diese Einteilung vom Gesichtspunkt der politischen Mitsprache in der Regierung infolge der oben beschriebenen Zuspitzung eine Aenderung im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts. Man unterscheidet neu:

- r e g i e r e n d e Geschlechter oder Familien; vielerorts nannten sie sich nach römischem Vorbild Patrizier(1)
- r e g i e r u n g s f ä h i g e , aber nicht am Regiment beteiligte Geschlechter oder Familien

(1) In den Werken Geisers und Fellers erfährt dieser Begriff eine Spaltung; sie definieren im 17. Jahrhundert die wahlfähigen, im 18. Jahrhundert aber nur noch die effektiv regierenden Geschlechter als Patriziat.

- politisch rechtlose Hintersässen, Habitanten und Ausburger (1).

Die beiden erstgenannten Gruppen waren wahlfähig; sie stellten die Bürgerschaft einer Stadt dar und bildeten demographisch gesehen den grossen Harst der städtischen Bevölkerung. Ausgenommen in Bern und Zürich vielleicht fielen die Habitanten und Hintersässen kopfzahlmässig kaum ins Gewicht.

Es ergab sich also ein Problem in zweifacher Hinsicht: Abschluss gegen aussen und Abwehr oligarchischer Tendenzen innerhalb der Bürgerschaft.

1.1.3. Der "Existenzkampf" der regierenden Geschlechter

Die Besoldung der höheren Staatsämter, die als gut bezeichnet werden kann, genügte deren Inhaber, um ein standesgemässes Leben zu führen. Wollte aber einer seine Stellung im Staat behaupten und ausbauen, so musste er sich auf eine möglichst grosse Stimmenzahl abstützen können. Diese gewann er durch gute Geschäftsführung und vorbildliche Lebensführung. Die sichersten Stimmen bildeten jedoch immer noch die der Angehörigen, Verwandten und ganz besonders die des eigenen Nachwuchses (2).Diese galt es also besonders zu pflegen. Das geschah, indem der Amtsinhaber sie mit Hilfe seiner politischen Macht und wirtschaftlichen Stärke in einflussreiche Positionen hob, d.h. indem er ihnen den Einzug

---

(1) Mit der zunehmenden Abschliessung der Bürgerschaft in den Städten entstand noch eine Mischform des Bürgerrechts: neu aufgenommene Personen (Familien) erhielten zwar das Bürgerrecht, profitierten von den daraus sich ergebenden Privilegien,waren aber in der ersten Generation noch nicht wählbar, politisch noch nicht mitspracheberechtigt. Erst ihre Söhne oder Enkel wurden zu vollen Rechten Bürger, wenn sich die Väter bewährt hatten. Diese Art gemischten Bürgerrechts treffen wir in Zürich vor allem bei den Refugianten aus dem Süden an. Oft gab dies im Rat zu Diskussionen Anlass.

(2) Um das zu verstehen, muss man von der heutigen individualistischeren Denkweise abstrahieren können. Zu dieser Zeit war der "esprit de clan" oder "de famille" dominierend. Vielmehr als heute dachte und handelte man im Bewusstsein des Hauses und des Namens, der Vorfahren und der Nachkommen, die man vertrat.

in den Rat und die Bekleidung gewisser Aemter zu verschaffen versuchte. Was seine eigenen Söhne betraf, so musste er in der Lage sein, ihnen während ihrer (politischen) Ausbildung, nämlich während des Durchlaufens der niederen, schlecht besoldeten Aemter unter die Arme zu greifen.
Dazu hingegen reichte die Besoldung eines hohen Amtes nicht. Deswegen und weil politische und wirtschaftliche Macht so unlösbar ineinander verflochten waren - man brauchte die eine, um die andere zu erlangen und zu verbessern und umgekehrt - musste man sich nach anderen Einnahmequellen umsehen. Grundsätzlich boten sich in der Eidgenossenschaft in dem von uns betrachteten Zeitraum vier Möglichkeiten an:

a) Bezug von Sold und Pensionen aus Soldallianzen und -dienst

b) Verwaltung einer Vogtei (nur durch Wahl, zeitlich beschränkt, nicht immer sehr einträglich) (1)

c) Erwerb und Nutzniessung von Grundherrschaften, Gerichtsbarkeiten (Nachteile: Grundvermögen nicht beliebig vermehrbar, Einkünfte konstant oder abnehmend, Wertverlust bei Erbteilungen)

d) Betätigung als Handelsherr, Kaufmann, Fabrikant, Verleger, "höherer Handwerker".

Diese Möglichkeiten wurden mit Bevorzugung der einen oder der andern je nach Charakter und Verfassung der betreffenden Stadt auch voll genützt. In Bern und Solothurn blühten vorwiegend der Solddienst sowie das Junker- und Rentnerdasein (Einkünfte aus Herrschaften), da der Handel dort verpönt, ja verboten war; in Zürich dominierten zuerst die Rentner und das obere Handwerk, dann, nach der Ankunft der Refugianten und dem Aufkommen von Handel und Textilindustrie, die Unternehmer und Kaufleute.

---

(1) Gerade bei den ersten zwei Kategorien ist nicht nur das Bürgerrecht, sondern auch die Beteiligung am Regiment Voraussetzung.

Ursprünglich, d.h. bis etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, genügte einer etablierten Bürgerfamilie die materielle Kraft gepaart mit ihrem politischen Einfluss, um ihre Nachkommen mit der Hilfe zu versehen, deren sie bedurften, um ihrerseits wieder Familien zu gründen, aufzusteigen, standesgemäss zu leben und die Tradition des Hauses erfolgreich fortzusetzen. Sie reichte auch, um die Töchter mit solchen Mitgiften zu versehen, dass sie für Söhne ranggleicher oder ranghöherer Familien zu attraktiven Parteien wurden. Die erfolgreiche Versippung und Verschwägerung war auch ein beliebtes Mittel des Aufstieges. So verbanden sich in Zürich aufsteigende, wohlhabende Unternehmerfamilien recht gerne mit einflussreichen Rentner- oder Handwerkerfamilien.
Im 18. Jahrhundert wurde der Aufwand für Luxusgüter wie Herrenhäuser, Kleider, Möbel und Bedienstete gesteigert. Im Wettkampf um soziales Prestige mass man sich mit den Reichsten, welche sich ihrerseits wiederum am Lebensstil der französischen Aristokratie orientierten. Dies sowie die allgemeine Teuerung (1) der Lebenskosten hatte bei stagnierenden Einkünften für viele nicht zur Spitze der Bürgerschaft zählende Familien oft schwere Folgen. Die schlimmste davon war das Falliment. Zahlungsunfähige Familien verloren ihr Bürgerrecht und verschwanden meistens bald danach aus der Stadt.
Eine andere, weit mehr verbreitete Konsequenz dieser Entwicklung war, dass es immer weniger Familien gelang, alle ihre Kinder mit gleichen Erbteilen zu versehen, wenn sie eine Zersplitterung des Familiengutes in allzu kleine unbedeutende Teile vermeiden wollten. Andere wiederum zogen es vor, lieber ihre Kinderzahl zu beschränken, als die Zahl ihrer Dienstboten zu reduzieren (2).

So wurden nun, um sowohl die politische Macht, wie auch die gesellschaftlich-wirtschaftliche Stellung zu bewahren,

---

(1) Im Anhang der Memorabilia Tigurina begegnen wir immer wieder der klagenden Bemerkung "grosse Teuerung", pp. 291-295

(2) Meyer v. Knonau, Lebenserinnerungen, pp. 14-22

Stiftungen wie Fideikommisse, Familienfonds und "Familienkisten" (1) gegründet, die den Familien erlauben sollten, alles, was das Ansehen der Familien ausmachte, so unversehrt wie möglich weiterzugeben. In der Regel bevorteilten die Stiftungen nur e i n Familienmitglied. Töchter waren ausgeschlossen, da sie den Namen nicht fortpflanzen konnten. Manchmal wurde der jüngste, meistens jedoch der älteste Sohn, der aber auch nicht immer der fähigste war, unter Verhinderung der Zersplitterung des Erbgutes dazu auserwählt, Träger der politischen und wirtschaftlichen Macht sowie all dessen, was die Ehre des Hauses bedeutete, zu werden.
Das zog mit sich, dass im Bestreben, Rang und Namen zu bewahren, immer häufiger jüngere und der väterlichen materiellen (Start-) Hilfe beraubte Söhne ledig bleiben mussten oder nur spät heiraten konnten. Somit fiel eine Grosszahl von potenziellen Erzeugern von Kindern teilweise oder ganz aus, was der Familie auch nicht diente. Man befand sich in einer Art Zwickmühle.
Das Ausmass der damit verbundenen willkürlichen und unwillkürlichen Reduktion der Heiraten u n d damit auch der Geburten war bedeutend. In Bern z.B. veranlasste dies im 18. Jahrhundert die Stadtväter zu wiederholten Malen, die unverheirateten Grossväter zur Ehe zu mahnen; denn es bestand - und das nicht nur in Bern - ein unverkennbar starker Trend zum Rückgang der Zahl der regierenden und nichtregierenden Bürgerfamilien. Demographisch gesehen entwickelten sich die politischen Führungsschichten in Richtung Aussterben.

In diesem Zusammenhang ist es also nicht uninteressant festzustellen, dass die Sicherungsmassnahmen und Festigungsbemühungen in der Form eines Abschlusses gegen unten sowie die innere durch Existenz- und Machtkämpfe bedingte Entwicklung der städtischen Aristokratien auch Keime ihres Abstieges enthielten.

---

(1) In Bern gebräuchliche Art von Stiftung. Vgl. die Arbeit von W. Aeschlimann.

1.2. Fragestellung

Wenn wir die zahlenmässige Entwicklung der in den eidgenössischen Städten Bern, Zürich, Luzern und Solothurn regimentsfähigen Bürgergeschlechter (1) (=Bürgerschaft) im 17. und 18. Jahrhundert betrachten und diese noch neben die Zahl der effektiv regierenden Geschlechter (=Patrizier) stellen, so ergibt sich d a s Bild, das uns oben veranlasste, von einem Aussterben der Aristokratie zu sprechen (2).
Es wird das Ziel dieser Arbeit sein, am Beispiel ausgewählter regierender Geschlechter der Stadt Z ü r i c h durch die statistische Erfassung der für das generative Verhalten entscheidenden Kriterien (3) wie Heirats-, Fruchtbarkeits- und Sterblichkeitsstrukturen dieses Aussterben, das wir vorläufig durch den neutralen Ausdruck Abnahme ersetzen werden, in Zahl und Form darzustellen und zu erklären. Dabei werden wir, wo immer möglich, die demographischen Werte mit andern Grössen (z.B. wirtschaftlicher Natur: Einkommen/Steuern oder politischer Natur: zahlenmässige Beteiligung an der Regierung) zu koppeln versuchen. Das soll uns erlauben, eventuelle kausale Zusammenhänge zu erkennen, denn mit Statistiken allein kann sich der Historiker kaum zufrieden geben.

Ferner streben wir einen Vergleich des in Zürich festgestellten Verhaltens mit zeitlich gleich und anders gelagerten, ähnlichen Entwicklungen an. Wichtig ist dabei nicht der Zeitpunkt, sondern vor allem die Tatsache, dass ein Vergleich nur dann sinnvoll sein wird, wenn er zwischen ähnlichen sozialen Gruppen stattfindet. Das Kriterium der identischen Lebensform muss erfüllt sein (4).

---

(1) Die Unterscheidung Geschlecht - Familie ist für demographische Zwecke wichtig: Unter einem Geschlecht verstehen wir den gesamten Verband von Familien und Verwandten, der den gleichen Namen und die gleiche Herkunft und damit auch den gleichen Stammvater hat. Familie ist ein "restriktiver" Begriff, der nur Vater, Mutter und Kinder desselben Namens umfasst.

(2) Wir zitieren hier nur die ausführlichsten Werke: Feller, Guyer, Meyer, Geiser, Schellenberg, Pfyffer, Henry.

(3) Mackenroth, p. 29

(4) idem, pp. 28-31

In unserem Fall werden dies politische Führungsschichten des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Westeuropas sein. Im Sinn eines erweiterten kritischen Literaturreferates werden wir zuerst auf diese eingehen.

1.2.1. Einige Zahlen, die die Arbeit anregten

Obschon mir bewusst ist, dass jede Statistik lückenhaft und unobjektiv ist, weil der Interpretation ein grosser Spielraum freigelassen wird, möchte ich einige rein vom Zahlenmaterial her interessante und anregende Reihen an den Anfang dieser Arbeit stellen:

Zürich (1)	regierungsfähige Geschlechter		Abnahme absolut	Abnahme relativ	Abnahme p. Jahr absolut	Abnahme p. Jahr relativ
1599	497					
			69	13,9%	1,8	o,36%
1637	428					
			26	6,1	o,8	o,18
1671	4o2					
			82	2o,4	1,4	o,34
173o	32o					
			46	14,4	1,4	o,45
1762	274					
			33	12,o	1,2	o,43
179o	241	Total	256	51,5%	Ø 1,3	o,27%

(1) - Die Zahl der regierungsfähigen Geschlechter ist Guyer, Verfassung, p. 138, entnommen; die andern Reihen sind auf dieser Basis errechnet.

- Zu dieser Statistik ist beizufügen, dass die Zahlen aller Kolonnen zu tief liegen, da Guyer Werte vertikaler Schnitte (zu best. Stichdaten) angibt. Es kommen in den Zeitintervallen also noch Geschlechter dazu, die ein- und austreten.
Eine horizontale Auszählung der Tabellen in Guyer, Soziale Schichtung, pp. 35 ff., ergibt unter Berücksichtigung der noch relativ zahlreichen Einbürgerungen des 17. Jahrhunderts folgende Werte:
1599-179o waren 6o6 Bürgergeschlechter je in Zürich ansässig. Davon erloschen 379 oder 62,5% (d.h. 11% mehr als in nebenstehender Tabelle). Das ergibt eine Abnahme von 1,98 Geschlechter pro Jahr oder von jährlich o,33% der Bürgerschaft.

Bern (1)	regierungsfähige Geschlechter	Abnahme absolut	Abnahme relativ	Abnahme pro Jahr absolut	Abnahme pro Jahr relativ
1650	540				
		90	16,7%	2,6	0,49%
1684	450				
		73	16,2	2,5	0,56
1713	377				
		47	12,5	2,0	0,48
1736	330				
		60	18,2	2,0	0,61
1766	270				
		27	10,0	1,5	0,55
1784	243				
	Total	297	55,0%	Ø 2,2	0,41%

An dieser Stelle begnügen wir uns mit der Feststellung, dass sich in den Städten Bern und Zürich der Bestand an wahlfähigen Geschlechtern um 1784 bzw. 1790 gegenüber 1650 bzw. 1599 um mehr als die Hälfte vermindert hatte. Die für uns interessantesten und aufschlussreichsten Zahlen sind im Hinblick auf Vergleiche mit andern ähnlich gelagerten Schichten die der letzten Kolonne. Wir haben sie aufgrund der bei Guyer, Geiser und Feller gefundenen Werte errechnet und betrachten sie als gesichertes Zahlenmaterial. Sie sind relativ, d.h. unabhängig von der G e s a m t z a h l der Geschlechter und, was mir noch wichtiger scheint, gerade wenn die Stichdaten verschieden angesetzt sind, vom Faktor Z e i t. Diese Abnahme an Geschlechtern pro Jahr im Verhältnis zur Gesamtheit (der in Betracht gezogenen Geschlechter, nicht Personen!) bezeichnen wir als o b j e k t i v e j ä h r l i c h e A u s s t e r b e r a t e einer Bevölkerungsschicht. Sie gestattet einen vollständigen Vergleich des Wachstums zweier oder mehrerer solcher Gruppen ohne Rücksicht auf ihre numerische Grösse und die Spanne der Beobachtungszeit, da sowohl Zeit als auch Menge in ihr (Rate) auf einen gemeinsamen Nenner gebracht wird.
Für Zürich und Bern heisst das, dass in der Zeit von ca. 1600 bis 1800 jährlich 0,27% (korrigiert 0,33%) bzw. 0,41% des gesamten Geschlechterbestandes ausstarben. Dies ergäbe, wollte man von Zürich und Bern ausgehend eine Aussterberate

(1) Geiser, Regiment, p. 95

für schweizerische Patriziate ausrechnen, einen Mittelwert von o,34% (korrigiert o,37%). Es ist müssig, sich darüber zu streiten, ob diese Zahl für alle schweizerischen Stadtaristokratien repräsentativ ist oder nicht. Eines ist jedoch sicher: sie bildet eine solide Vergleichsbasis in den Fällen, wo sich für ausländische Aristokratien ähnliches errechnen lässt (vgl. Schweden, Kapitel 2.4.). In Luzern, Freiburg und Solothurn wird die gleiche Entwicklung festgestellt (1), wenngleich keine kompletten Zahlenreihen angegeben werden können.

Für diesen massiven Rückgang bieten sich grundsätzlich verschiedene Erklärungen an:

- Abwanderung, verbunden mit der Aufgabe des Bürgerrechts
- zwangsmässige Ausbürgerung durch die Obrigkeit bei schweren Vergehen wie Falliment, Mord, Anstiftung zu Aufruhr etc.
- Verschwinden ganzer Familien/Geschlechter bei Kriegen, Seuchen oder Naturkatastrophen
- biologische Schwächen wie Sterilität, Impotenz, Fehlen von männlichen Nachkommen bedingt durch Krankheit oder schlechte Ernährung
- "echtes" demographisches Aussterben bedingt durch Sohnlosigkeit, Kinderlosigkeit, Zoelibat, Geburtenreduktion = grundsätzliche Aenderung des generativen Verhaltens
- Zusammenwirken all dieser Komponenten.

Wir werden deshalb bei unseren Recherchen unser besonderes Augenmerk auf diese Punkte richten müssen.

Ebenso eindeutig verläuft die Abnahme bei den e f f e k t i v regierenden Geschlechtern, wenn auch die absoluten und relativen Werte nicht gleich hoch sind.

---

(1) Vgl. dazu: Meyer, Solothurnische Verfassungszustände, Castella, Histoire du Canton de Fribourg, Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern

Zürich (1)	regierende Geschlechter	Abnahme absolut	Abnahme relativ	Abnahme pro Jahr absolut	Abnahme pro Jahr relativ
1599	123				
		18	14,6%	o,5	o,4%
1637	1o5				
		11	1o,5	o,3	o,3
1671	94				
		7	7,5	o,1	o,1
173o	87				
		11	12,6	o,3	o,4
1762	76				
		(+ 8)	-	-	-
179o	84				
	Total	47	38,2%	Ø o,25	o,2%
Bern (2)					
1651	12o				
		1o	8,3%	o,3	o,3%
168o	11o				
		29	26,4	1,o	o,9
171o	81				
		4	4,9	o,1	o,1
1745	77				
		4	5,2	o,1	o,1
1785	73				
		(+ 3)	-	-	-
1795	76				
	Total	47	39,2%	Ø o,3	o,3%

Dem Unterschied zwischen der Aussterberate in Zürich und Bern ist keine Bedeutung zuzumessen. Er kommt dadurch zustande, dass die Beobachtungszeit in Bern 5o Jahre kürzer ist.
Bei der (berechtigten) Annahme, dass in Bern um 16oo nicht viel mehr als 12o Geschlechter in der Regierung vertreten waren, ergibt dies nämlich auch eine Rate von o,2%.

Die jeweilige Zunahme im letzten Abschnitt ist darauf zurückzuführen, dass die Stadtväter beim Erkennen der für ihr Weiterbestehen gefährlichen Abnahme das Bürgerrecht de jure und den Kreis der regierenden Familien wieder öffneten, um neue Kräfte zuzulassen und dem aufkommenden Unmut

(1) Guyer, Verfassung, p. 137

(2) Kombiniert aus: Geiser, Regiment, p. 95 und Feller, Bd. II, pp. 327-334; Bd. III, p. 464

der wahlfähigen, aber im Regiment nicht vertretenen Familien entgegenzusteuern (1).

Nicht nur die Abnahme der Bestände der Bürgergeschlechter hat uns veranlasst, unsere Untersuchung in demographischer Richtung zu orientieren. Auch das pilzförmige Bild (schmale Basis - breite Krone - schmaler Wipfel) vieler stadtzürcherischer Genealogien weist auf ein im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts sich grundsätzlich wandelndes generatives Verhalten hin. Auszugsweise seien an dieser Stelle nur drei Beispiele aus verschiedenen Ständen aufgeführt:

Das Geschlecht der

- G r e b e l (Rentner) verzeichnete in der

2. Generation (mittleres Sterbejahr 1523) (2)	7	
6. Generation (mittleres Geburtsjahr 1698)	13	
12. Generation (mittleres Geburtsjahr 1798)	3	(3)

potenzielle Stammhalter, d.h. verheiratete Söhne. Von den 3 verehelichten Söhnen der 12. Generation hatte nur einer männliche Nachkommen oder Stammhalter. Daraus kann gefolgert werden, dass das Geschlecht in diesem Zeitpunkt vom Aussterben stark bedroht war!

---

(1) Auch hier sind für Solothurn, Luzern und Freiburg ähnliche Tendenzen festzustellen, z.B.

- sank in Solothurn die Zahl der im Grossen Rat vertretenen 49 Geschlechter um 1600 auf 27 im Jahre 1784 und die im Kleinen Rat von 30 auf 19. Meyer, pp. 67-83
- waren in Luzern im Jahre 1585 auf 100 Ratsstühlen 55, im 18. Jahrhundert aber nur noch 35 verschiedene Namen zu finden.
  Hoppe, Entwicklung Geschlechterherrschaft, p. 27
  Pfyffer, Bd. II, p. 529
- wurde in Freiburg i.Ue. am Ende des 18. Jahrhunderts die Zahl der regierenden Geschlechter von 67 auf 100 aufgestockt, sodass eine zumindest gleich grosse, wenn nicht um ein vielfaches grössere vorausgegangene Diminution anzunehmen ist. Castella, p. 330

(2) Hier musste anstelle des Geburtsjahres das Sterbejahr treten, weil jenes nicht in allen Fällen ausfindig zu machen war, was unsere Aussageabsicht nicht verfälscht.

(3) Keller, Familie Grebel, Tabellenanhang

- E s c h e r v o m G l a s (Kaufleute) verzeichnete in der
  4. Generation 3
  16. Generation (-174o) 89
  2o. Generation (-185o) 25 (1)
  potenzielle Stammhalter. Daraus wird ersichtlich, dass der Personenbestand zwar zurückgeht, das Geschlecht aber in seiner Existenz in keinem Falle tangiert ist.

- M e y e r v o n K n o n a u (Junker) verzeichnete in der
  8. Generation (mittleres Geburtsjahr 1527) 2
  13. Generation (mittleres Geburtsjahr 1687) 5
  16. Generation (mittleres Geburtsjahr 1773) 2 (2)
  potenzielle Stammhalter. Nur einer davon hatte männliche Nachkommen: das Geschlecht scheint vor dem Erlöschen zu stehen.

Um weitere Gründe der Abnahme zu eruieren, wird es also nötig, das generative Verhalten der Bürgerschaft einer detaillierten demographischen Untersuchung zu unterziehen.

1.2.2. Die Abschliessung der eidgenössischen "Patriziate"

An dieser Stelle ergibt sich die berechtigte Frage, ob diese fallende Tendenz nicht eine Erscheinung war, die für diese Zeit im speziellen und für die gesamte Bevölkerung der Eidgenossenschaft, ja des ganzen westeuropäischen Raumes, generell typisch war und damit überhaupt nichts besonderes bedeutete?

Erinnern wir uns kurz an zwei Vorgänge, die wir in der historischen Einleitung berührt haben: die Erschwerung des Eintritts in die Stadtbürgerrechte und ihre bald darauf erfolgte Schliessung war die e i n e , die gelungenen Versuche gewisser Geschlechter, die Macht auf sich zu konzentrieren und damit eine faktische, aber nicht verfassungsmässige Trennung zwischen wahlfähigen und tatsächlich regierenden Geschlechtern zu erreichen, die a n d e r e T a t s a c h e . Beide sind für uns aber von höchster Bedeutung, weil

(1) Keller, Geschichte der Familie Escher v.G., Bd. II

(2) Genealogisches Handbuch zur Schweizergeschichte. Bd. III, pp. 178-19o

dadurch die Bürgerschaften der eidgenössischen Städte ab 165o als nach aussen fast hermetisch abgeschlossene Bevölkerungsschicht und damit auch als homogene demographische Einheit erscheinen. Ein Blick auf die zahlenmässige Entwicklung der Aufnahmepraxis unseres Untersuchungsbeispiels Zürich mag dies noch einmal veranschaulichen:

Anzahl Bürgerrechtserteilungen in Zürich (1)

15o1 - 155o	923 (Personen, nicht Geschlechter!)
1551 - 16oo	763
16o1 - 165o	4o7
1651 - 17oo	17
17o1 - 1795	2 (!!) (2)

Es ist gerade diese feste Abriegelung und klare Abgrenzung, die eine Untersuchung interessant macht und ermöglicht; Fluktuationen wie Abwanderung, Zuwanderung und Bevölkerungsexplosionen bedingt durch technologische Innovationen, wie dies z.B. während und nach der Industriellen Revolution der Fall war, fallen hier weg. Diese Gruppe stellt eine sogenannte "closed population" dar, wie Wrigley (3) sie nennt, deren

---

(1)-Guyer, Verfassung, p. 77

-für Bern: Geiser, Regiment, p. 87:

1622-24	4o	neue Bürger
1625-28	7o	" "
1629-94	1	(!!)

(2) 1613 schloss Bern sein Bürgerrecht für 2o Jahre; 1626 taten es ihm Solothurn, 1627 Freiburg und 1628 Luzern gleich. Dieser Beschluss wurde von Zeit zu Zeit erneuert. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erfolgte eine gewisse Liberalisierung der Aufnahmepraxis.

Für Bern vgl.: Feller, Bd. II, pp. 575 ff.
v. Steiger, Innere Probleme, p. 123
Solothurn: Meyer, Verfassungszustände, pp. 48 ff/55
Freiburg: Castella, pp. 328-35o
Zürich: Guyer, Verfassung, p. 67

(3) Wrigley, Introduction, p. 28 f.

demographische Gesetze, Mentalität und Verhalten einen Sonderfall bilden könnte. Es stellt sich also, gleichermassen als Alternative zur oben erwähnten, eine andere Frage: gehorcht die Schicht der regierenden und regierungsfähigen Geschlechter wegen ihrer Eigentümlichkeit als Folge eines andern generativen Verhaltens nicht demographischen Gesetzen, die von denen der Gesamtbevölkerung des Ortes Zürich oder der damaligen Eidgenossenschaft abweichen? Anders formuliert: Ist der Trend zur Abnahme eine schichtenspezifische oder eine allgemeine Erscheinung? Bedingt der Rückgang des Geschlechterbestandes auch eine Abnahme des Personenbestandes der Bürgerschaft, oder gehen nur kleine Geschlechter ein, um der Ausdehnung Grösserer Platz zu machen?

Bevor man Antworten auf die im Anfang dieses Kapitels aufgeführten möglichen Hypothesen für eine rezessive Entwicklung sucht, ergibt sich die Notwendigkeit eines Vergleichs der bisher betrachteten Zahlenreihen mit der Bevölkerungsentwicklung

a) der ganzen Stadt Zürich, inklusive Habitanten, Ausburger und Hintersässen,
b) anderer gleich strukturierter Städte,
c) eines g a n z e n Ortes, d.h. der Stadt u n d der ihr untertänigen Landschaft,
d) der ganzen damaligen Eidgenossenschaft und
e) ähnlich gegliederter Gesellschaften oder Schichten im westeuropäischen Raum, sei es während der gleichen Zeitspanne (17./18. Jahrhundert) oder zu einem andern Zeitpunkt.

Dieser letzte Punkt wird deswegen nicht uninteressant sein, weil er uns die Gelegenheit geben wird, eine Uebersicht gleich oder ähnlich gelagerter Untersuchungen zu geben, sowie ihre Thesen und Ergebnisse mit denjenigen unserer Fallstudie Zürich zu vergleichen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede festzustellen.

1.2.3. Zur Fallstudie Zürich

Wenn sich die These, dass die Abnahme ein schichtenspezifisches Phänomen ist, bewahrheitet, so bleibt dennoch abzuklären, falls man den Rückgang nicht einfach global mit dem Abschliessungsmechanismus erklären will, ob es innerhalb dieser Schicht nicht Gruppen gibt, die von dieser Entwicklung mehr oder weniger betroffen oder sogar überhaupt nicht betroffen sind.Erst eine Auffächerung der Bürgergeschlechter nach berufs-, macht- oder einkommensspezifischen Kriterien kann eine genauere Autopsie gestatten.
Daneben bleibt dann noch als letzte Hypothese die Annahme, das Aussterben eines Geschlechtes sei eine Tatsache, die mathematisch-biologischen Wahrscheinlichkeitsgesetzen folgend notgedrungen nach einer bestimmten Lebensdauer und ohne Einwirkung äusserer Umstände eintrifft. Es wäre dies quasi ein sukzessives Nachlassen der Erzeugerkraft von linear voneinander abstammenden männlichen Nachkommen. Diesen Weg können wir nicht verfolgen, da er zuweit in den biologisch-medizinischen Bereich hineinführt. Ausserdem spricht vieles gegen diese Hypothese, nicht zuletzt die Langlebigkeit gewisser Geschlechter, sowie die sich ständig vergrössernde Weltbevölkerung.

Doch kommen wir zu Zürich zurück, wo wir im Vergleich zu Bern, Solothurn oder Luzern eine relativ vielfältige Schichtung antreffen, innerhalb derer eine nicht geringe soziale Mobilität festzustellen ist. Eine Unterteilung nach Berufen (Ständen), wie Guyer (1) sie vornimmt, scheint uns auch für unsere Zwecke geeignet; wir übernehmen sie deshalb ohne Vorbehalte und unterscheiden auch Handwerker-, Kaufleute-, Rentner-, freie Berufe- und Geistlichengeschlechter (2).
Um der sozialen Auf- und Abstiegsbewegung Rechnung zu tra-

---

(1) Guyer, Verfassung / Soziale Schichtung

(2) Wir benützen Guyers Ergebnisse, was die zahlenmässige Entwicklung von Bürgerschaft und Ständen (Anzahl Räte, Bürger pro Geschlecht, Vertretung in den einzelnen Berufen) betrifft; denn es geht ja nicht zuletzt darum, die von ihm angeregte Frage nach einer Erklärung auf demographischer Ebene des Phänomens des Aussterbens zu beantworten.

gen, müssen wir aber "Mischformen" einführen. Darunter verstehen wir Geschlechter, die nicht eindeutig einem Beruf zugeordnet werden können oder bei denen sich innerhalb der Beobachtungsspanne ein Berufswechsel vollzieht. So entstehen z.B. die Gruppen der Handwerker-Kaufleute- oder Kaufleute-Rentner-Geschlechter. Zu den ersteren zählen wir die Geschlechter, deren Mitglieder vor oder am Anfang unserer Beobachtung vorwiegend im Handwerk tätig waren, jedoch in der Lage waren, mit dem Aufkommen von Handel und Industrie in diesen gewinn- und damit erfolgbringenden Sektor umzusteigen und so einen Aufstieg zu vollbringen. Zu der zweiten Gruppe zählen wir solche Geschlechter, die im Handel tätig sind, den Junkerstand bewundern und nach einer gewissen erfolgreichen Zeit in dieser Tätigkeit sich für den Wechsel - hier muss wohl eher von Wechsel als von Aufstieg die Rede sein, da auch reiche Kaufleute angesehene und politisch mächtige Leute sein konnten - zum Rentnerstand entschlossen. Es gibt auch Geschlechter, die zu allen Zeiten in allen Ständen fast gleichmässig vertreten waren, was natürlich ein Vorteil war für den Fall, dass ein Sektor krisenanfällig wurde.

Die Beschränkung auf die Einheit "Geschlecht" ist für uns aus Zeit und Platzgründen notwendig. Im besten Fall werden wir noch auf einzelne "Linien" oder "Aeste" eingehen können. Auch wenn diese Wahl willkürlich ist, so entspricht sie doch den üblichen demographischen Untersuchungsmethoden und -prinzipien (1).

Dass eine Differenzierung innerhalb der Bürgerschaft nötig ist, hat schon Guyer mit der Feststellung angedeutet, dass die Rentner- und Handwerkergeschlechter von der Abnahme offenbar vielmehr betroffen waren als z.B. die Kaufleute (2).

---

(1) Vgl. dazu Vorwort L. Henry, Anciennes Familles

(2) Guyer, Verfassung, pp. 143 ff.

Nach der Beantwortung der Frage nach dem generativen Verhalten der einzelnen Stände werden wir die aufgestellten Thesen anhand der statistischen Auswertung der Stammbäume einer bestimmten Zahl zu verschiedenen Ständen gehörenden Geschlechter prüfen. Wir konzentrieren uns dabei auf die Rentner, Kaufleute und Handwerker, weil sie es waren, die macht- und zahlenmässig die Geschicke Zürichs im 17. und 18. Jahrhundert bestimmten. Auf diese Art werden wir zwei Dinge erreichen:

a) ausgehend von den untersuchten Geschlechtern die ungefähre demographische Entwicklung dieser drei Stände
b) durch Bildung des arithmetischen Mittels der in a) erhaltenen Werte, die für eine durchschnittliche stadtzürcherische Aristokratenfamilie typischen Merkmale generativen Verhaltens.

Als Grundlage hiefür dienten uns gedruckte und handschriftliche Genealogien und Familiengeschichten. Unsere Quellen sind vor allem gedruckte Stammtafeln, d.h. im strengen Sinne keine Primärquellen. Es besteht jedoch kein Grund zur Annahme, dass Stammtafeln, soweit sie sorgfältig erstellt worden sind, gegenüber Kirchenbüchern, Bürgerverzeichnissen und Familienarchiven bezüglich unserer Fragestellung einen Informationsschwund oder eine Informationsverfälschung aufweisen. Im Gegenteil: diese Aufbereitungsarbeit hat oft erst Widersprüche in den Primärquellen aufgedeckt und geklärt.

Auf die Diskussion weiterer methodischer Fragen, wie Auswahl der Stammtafeln, Grösse der Samples, Wahl der Kriterien zur Beurteilung des generativen Verhaltens, Genauigkeit der Werte etc. verzichten wir an dieser Stelle. Sie sind integraler Bestandteil einer demographischen Untersuchung und wir werden deshalb in den betreffenden Kapiteln darauf eingehen.

2. BESONDERE DEMOGRAPHISCHE ASPEKTE WESTEUROPAEISCHER FUEHRUNGSSCHICHTEN VOM 15. BIS 18.JAHRHUNDERT

Die Tatsache, dass ein Phänomen ziemlich eigenartiger Natur wie die Schrumpfung des Geschlechterbestandes der schweizerischen Stadtaristokratien bis zum heutigen Tag nur gestreift oder mit ein paar wenigen Zahlen angedeutet worden ist, zeigt auf welch geringes Interesse die Demographie als Hilfswissenschaft der Geschichte in der schweizerischen Historiographie bis vor wenigen Jahren gestossen ist. Höchstens Interesselosigkeit oder Unterschätzung ihrer Wichtigkeit für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte können dies erklären.

Im Gegensatz dazu stehen die relativ zahlreichen Fallstudien, Aufsätze und Gesamtdarstellungen zum Thema Demographie, die wir vor allem Historikern und Demographen des 2o. Jahrhunderts aus Frankreich, England und Deutschland zu verdanken haben. Sie revidieren und ergänzen das Bild, das die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts geschaffen haben: nach ihnen war das generative Verhalten der europäischen Bevölkerung ein völlig natürliches; es war gekennzeichnet durch in der Regel frühes Heiraten mit kleinen Schwankungen je nach Konjunkturlage, grosse Kinderzahlen wie 1o bis 15 pro Hausstand, entsprechend kleine Geburtenintervalle von 16 bis 2o Monaten, hohe Kindersterblichkeit (durchschnittlich 5o%) und eine nicht sehr hohe Lebenserwartung. Als Regulatoren oder "preventive checks" wie Malthus sie nennt, dienten das Zoelibat, das in Krisenzeiten grösser war, die Pestzüge, die fast periodisch wiederkehrten und momentan vor allem grosse Breschen in die Bevölkerung der Städte schlugen, sowie Kriege und Schlachten (1).
Erst in neueren Darstellungen wird auf den Unterschied zwischen dem generativen Verhalten auf dem Lande und dem städtischer Milieus, zwischen dem herrschender und dem beherrschter Schichten hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, dass zwischen

---

(1) Reinhard, Population Mondiale, pp. 148 f. / 159
Malthus, On Population I, p. 2o1
Wrigley, Bevölkerungsstruktur

den demographischen Strukturen des 15./16. Jahrhunderts und der Epoche der Industriellen Revolution eine beträchtliche Differenz besteht.
Dazwischen liegt das 17./18. Jahrhundert mit einem sich anbahnenden und vertiefenden Wandel vom einen zum andern: das traditionelle generative Verhalten verliert sich langsam wegen grundsätzlicher Aenderungen in der Denkensweise und auf ökonomischem Gebiet. Eine neue Einstellung zum Leben, zum Kind und zur Kirche, die in dieser Beziehung grossen Einfluss auf ihre Mitglieder hatte, und zum grossen wirtschaftlichen Wachstum andererseits sowie sanitäre Verbesserungen sind dafür verantwortlich. Sterbe- und Heiratsalter verschieben sich nach oben und werden von ersten Anzeichen einer Kontrolle der Geburtlichkeit begleitet. Die Herrschaft der Natur über Leben und Tod wird langsam durch diejenige des Menschen ersetzt (1). Es ist nicht mehr so, dass ein günstiger Konjunkturverlauf und vor allem gute Erntejahre eine ungehemmte demographische Expansion nach sich ziehen. Es hat den Anschein, als ob trotz des relativen Wohlstandes neue Faktoren, wie z.B. Angst vor Ueberbevölkerung, Bequemlichkeit u.a. die Menschen zur Zügelung ihrer generativen Kräfte veranlassen.
Malthusianische Gedanken beginnen also Anwendung zu finden, noch bevor sie im Druck erschienen und verbreitet worden sind. Dieser Wandel ist, wie schon gesagt, nicht schlagartig eingetreten, und er hat nicht gleichzeitig und überall, d.h. in allen Bevölkerungskreisen Westeuropas eingesetzt. Diese "demographische Revolution", wie man sie nennen könnte, hatte ihre tragende Elite.

Ob der beobachtete Rückgang im Geschlechterbestand schweizerischer Stadtaristokratien eine Auswirkung dieses Wandels ist und ob diese und andere Aristokratien Träger dieser demographischen Bewegung sind, werden wir später beantworten. Zunächst wollen wir nach ähnlichen Erscheinungen oder Hinweisen auf solche ausserhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft Ausschau halten. Das Ziel des ersten Teils unserer Arbeit ist es, einen Ueberblick über schon

---

(1) Reinhard, Population Mondiale, p. 197
Wrigley, Introduction, p. 28

vorhandene Studien zu diesem Thema zu geben und einen Katalog von Thesen und Erklärungen ausländischer Historiker zu dieser Frage zu erstellen. Dann können wir einen Vergleich zwischen ähnlichen Entwicklungen im Ausland und Zürich anstellen, falls ein solcher überhaupt legitim ist.
Eine Bedingung muss dafür erfüllt sein: ökonomische Lage, geographische Situation oder zeitliche Lagerung sind viel weniger wichtig als die Voraussetzung, dass es sich bei den zu vergleichenden Gruppen um "closed populations" handelt (1). Sie müssen, wie wir das bereits für Zürich festgestellt haben (vgl. S.18), eine abgeschlossene Schicht bilden. Erst wenn diese Bedingung erfüllt ist, kann man von Zeit und Ort abstrahieren.
Zu diesen "closed populations", deren Abschluss durch Wahrung gemeinsamer Interessen hervorgerufen worden ist , die sich in allen Belangen als Sonderform entwickelt haben, die andern Gesetzen gehorchen und einem andern Druck unterworfen sind als die Massen, das Volk, die Beherrschten (2) gehören u.a. praktisch alle politischen Führungsschichten, die aristokratischen Charakter haben. So können wir die Demographie des französischen Hofadels mit der der englischen Peers oder der deutschen und schweizerischen Patriziate vergleichen.

2.1. Die Thesen von Ph. Ariès zur Demographie von Volk und Adel

Ganz offensichtlich hat Ariès beim in Paris lebenden Adel tendenziell eine ähnliche Entwicklung der demographischen Strukturen (insbesondere der Geburtlichkeit) und des Geschlechterbestandes festgestellt wie wir bei den schweizerischen Patriziaten: ".... c'est pour cela que chaque année s'éteint un certain nombre de familles ...." (3), jedoch ohne genaue statistische Werte anzugeben. Es scheint auch, dass diese Feststellung ihn bis zu einem bestimmten Grad zu seinen Untersuchungen veranlasst hat. Der durch das Fehlen von Zahlenmaterial entstandene Mangel schwächt die Vergleichbarkeit ab; auf

(1) Nach Auffassung führender Demographen wie Wrigley, Hollingsworth etc.

(2) Wrigley, Introduction, pp. 28 f.

(3) Ariès, Populations françaises, pp. 332-343

der andern Seite aber wird - und das spricht wieder f ü r echte Vergleichsmöglichkeiten - der Abschliessungswille dieser Führungsschicht betont: ".... à Paris au 18ème siècle ... désir de l'aristocratie de rester entre elle, se retranchant volontairement, interdisant l'accès aux familles moins bien nées ...." (1). Gerade dieses Bestreben führt nach Ariès zu einem ganz bestimmten generativen Verhalten: ".... chaque civilisation, chaque couche sociale a sa formule démographique; comme elle a sa manière d'être, elle a sa manière de vivre et de mourir"; (2) und auch er unterscheidet nach Schichten. Um das demographische Verhalten der Menschen oder einer Gruppe von Menschen zu erklären, setzt er bei den psychologischen Faktoren an, weil diese bestimmend sind für ihre Lebensweise.

1. Die abnehmende Kinderzahl als Funktion der sich wandelnden Stellung des Kindes in der Familie an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit

In der mittelalterlichen Gesellschaft und Familie zählte das (Klein-) Kind nicht und war als solches kaum beachtet. Heute überrascht solches Verhalten. Das war die logische Konsequenz der damals sehr hohen Kindersterblichkeit: 50% und mehr aller Kinder wurden von Kinderkrankheiten und natürlicher Schwäche hinweggerafft, noch bevor sie das 15. Altersjahr erreichten. Wollten Vater und Mutter nicht seelisch zugrunde gehen, mussten sie von zu engen sentimentalen Banden zum jungen Kind absehen!
Hatte das Neugeborene genügend Kraft und Pflege, um die kritischste Periode des Kindesalters (bis ca. zum 5. Lebensjahr) zu überleben, so wurde es bald, noch vor dem Jugendalter, in die anonyme Masse der Erwachsenen eingegliedert. Von diesem Zeitpunkt an war seine Lebenserwartung zwar grösser, aber sein Leben blieb immer noch stark bedroht (3).
Es gab also kein Kindesalter mit spezifischer Behandlung, Erziehung oder Bekleidung. Schon im zarten Alter von 7-10 Jahren musste es das Elternhaus verlassen; man behielt die Kinder nicht bei sich. Sie wurden als Lehrlinge, Dienstbo-

(1) Ariès, Populations françaises, p. 132
(2) idem, p. 16
(3) Ariès, Enfant et vie familiale, pp. 134-135

ten, Diener, Knechte oder auch bloss als Pensionäre in andere Häuser geschickt, um einen Beruf zu erlernen oder um ihre "Lebenslehre" zu absolvieren. So entglitten die Kinder schon bald der elterlichen Obhut und mischten sich unter die Erwachsenen. Unter diesen Umständen konnte keine tiefe, gefühlsbetonte Bindung entstehen (1).
Dies wurde noch durch zwei weitere Faktoren verstärkt: die Zahl der Kinder und ihre Funktion in der Familientradition.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein treffen wir, von numerisch unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, praktisch in allen Schichten dieselbe Einstellung zum Kind und dasselbe generative Verhalten an.
Je nach ihrer wirtschaftlichen Situation, die durch die Fülle der Ernten oder die Höhe ihrer Einkünfte bestimmmt wurde, heirateten die Leute relativ jung, d.h. um das 2o. Altersjahr. Da man zu diesem Zeitpunkt weder die Mittel (?) noch den Wunsch oder das Bedürfnis (?) kannte, die Kinderzahl zu beschränken, war die Geburtlichkeit rein physiologisch: ihre Grenzen waren nur durch natürliche Gesetze wie die Fruchtbarkeit von Mann und vor allem der Frau und die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs bestimmt. Die Geburten folgten sich in fast regelmässigen Abständen von ungefähr eineinhalb Jahren (2). Als regulierende (lies: wachstumshemmende) Faktoren, die sogenannten "preventive checks",

---

(1) Ariès, Enfant et vie familiale, pp. 4o9-412
idem, Attitudes devant la vie et la mort, pp. 465-466

(2) idem, p. 465

Wrigley, Bevölkerungsstruktur, pp. 94-95
Wrigley hat errechnet, dass das absolute Minimalintervall zwischen zwei Geburten 16,5 Monate beträgt. Der Durchschnitt zu dieser Zeit liegt zwischen 16,5 und 31,5 Monaten. Die Schwankung wird bestimmt durch die nach dem 25. Altersjahr abnehmende Fruchtbarkeit der Frau und dem weniger häufig stattfindenden Geschlechtsverkehr. Wenn die Mutter nicht selber stillt, was zu dieser Zeit sehr häufig ist, fallen noch vier Monate (Amenrrhöe) weg, sodass Intervalle von 13 / 14 Monaten nicht selten sind.

neben den erwähnten ökonomischen standen dieser fast unbeschränkten Fruchtbarkeit einzig Kriege und Epidemien (z.B. die Pest) gegenüber. Diese waren aber meistens zeitlich und geographisch so beschränkt, dass die Lücken bald wieder aufgefüllt waren (1).
Somit gebar jede verheiratete Frau bis zum 4o. Altersjahr zwischen 1o und 2o Kinder, von denen die Hälfte die ersten Jahre nicht überlebte. Unter diesen Voraussetzungen war es einer Mutter kaum möglich, eine grosse mütterliche Zuneigung, Liebe und Fürsorge sovielen Köpfen zukommen zu lassen. An dieser Stelle ist zu bemerken, dass diese Argumentation "zuviele Köpfe, als dass alle (gleich) geliebt und gepflegt", obwohl sie heute Empörung oder zumindest Unverständnis hervorruft, durchaus zutreffen kann. Man bedenke, dass zum gleichen Zeitpunkt die wenigsten Ehen Liebesverbindungen nach heutiger Auffassung waren. Es waren vielmehr zweckgerichtete Vernunftsehen mit sozialen, politischen oder wirtschaftlichen Interessen, die von den Eltern diktiert wurden.

Damit gelangen wir zum zweiten oben angesprochenen Faktor: die Rolle des Kindes in der Familien- oder Sippentradition.

Vor dem Beginn der Neuzeit war das (männliche) Kind für die Familie nur insofern wichtig und interessant, als es den Auftrag hatte, ihre Kontinuität, Ehre und Besitz zu sichern (2). Ein bis zwei Knaben, die das Mannesalter erreichten, genügten diesem Zweck; oft blieben auch nicht mehr übrig, da die andern in jungen Jahren starben.
Die Rechnung ist rasch gemacht. Nehmen wir einen durchschnittlichen Fall an: eine Familie zählt insgesamt 15 Geburten. Davon sterben 8 jung. Von den bleibenden sind 4 Töchter und 3 Knaben (3).

---

(1) Ariès, Populations françaises, p. 328
Armengaud, Démographie et sociétés, pp. 32 f.

(2) Vgl. dazu in der Einleitung: Der Existenzkampf der herrschenden Geschlechter.

(3) Von diesem Standpunkt aus gesehen zählten die Töchter wenig, da sie weder den Namen noch - nach damals gängigen Erbgewohnheiten - den Besitz weitertrugen. In dieser Hinsicht jedoch zeigt sich in neuester Zeit eine interessante, aber auch nicht einfach zu entwirrende

Damit sei auch darauf hingewiesen, was Ariès unterlässt, dass eben oftmals eine Familie s o v i e l e Kinder haben m u s s t e , um ihre Tradition fortsetzen zu können. Demzufolge kann die geschilderte natürliche Fruchtbarkeit (S. 28-29) auch als eine natürliche Notwendigkeit zum Ueberleben betrachtet werden.

Wie stark man an diesem Auftrag hing, zeigt das im 13. Jahrhundert aufkommende Gewohnheitsrecht der Primogenitur, das einen, meistens den ältesten, Sohn erblich bevorteilen sollte. Dazu verfolgte dieser Brauch noch einen zweiten Zweck, der ihn mit der Fortdauer des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit bis 1789 immer mehr zur Notwendigkeit machte. Er sollte durch den Ausschluss anderer Kinder vom Familienerbe eine Zersplitterung des letzteren und damit eine Einbusse an Ansehen vermeiden. Ohne diese Bevorteilung hätte der Aelteste sehr oft die Möglichkeit nicht gehabt, seinen Aufgaben und Bestimmungen als Erbe nachzukommen. Die jüngeren Brüder (falls vorhanden) wurden dann ins Kloster geschickt, mit Pfründen versehen oder mit kleinen Abfindungssummen abgespiesen (1).

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts setzte zunächst nur in gewissen (oberen) Schichten ein Wandel ein, der aus der physiologischen Fruchtbarkeit herausführte und zwei Jahrhunderte später in Verbindung mit der Veränderung anderer demographischer Merkmale in die demographische Revolution des 18./19. Jahrhunderts mündete.

Im 16. und 17. Jahrhundert verbesserte sich die S t e l l u n g d e s K i n d e s in dem Sinne, dass ihm als "neuen Menschen" einer gewissen Altersstufe und mit einem

---

Entwicklung für die Familienhistoriker, die in späteren Jahrhunderten unsere Verhältnisse untersuchen werden: im Zuge der Emanzipation und Gleichberechtigung der Frau ist man heute daran (z.B. im schweizerischen Eherecht), ihr das Recht zu geben, ihren Mädchennamen auch nach der Heirat zu behalten. Damit - und falls dies auch für ihre Kinder zutreffen sollte - eröffnen sich für traditionsbewusste Familien und Geschlechter neue Möglichkeiten, sich "unsterblich" zu machen, und das umso mehr als auch das Erbrecht der Frauen in diesem Sinne abgeändert würde!

(1) Ariès, Enfant et vie familiale, pp. 417-419, 436-437

bestimmten Benehmen in Familie und Gesellschaft ein Platz eingeräumt und seine Stellung anerkannt wurde.
Aeusserlich drückte sich das z.B. dadurch aus, dass man ihm Kleider anzog, die es von den Erwachsenen unterschieden. Wichtiger als das Aeussere war jedoch die neue innere Einstellung der Eltern zu ihrem Kind. Es wurde in der Familie Gegenstand neuer Gefühle und Empfindungen. Man begann sich, anfänglich allerdings nur in oberen Schichten, um das Kind, sein Leben und seine Eigenart zu kümmern. Das Kind eroberte im Herzen der Eltern und im Rahmen der Familie einen Platz, der dieser ein neues Aussehen, einen neuen Sinn und Charakter gab. Zuerst wurden vor allem die Töchter besser gehegt und gepflegt, später wurden auch die Knaben von diesem neuen Verhalten betroffen. Diese Liebe und Sorge um das Kind und sein Wohl steigerte sich sodann zu einer Euphorie, in der es zum Objekt exzessiver Verwöhnung (mignotage) wurde. Sogar das gesellschaftliche Leben und die sonst so wichtige Schichtenzugehörigkeit mussten ihm bis zu einem gewissen Grad weichen. Das Kind kam jetzt zuerst (1).
Diese Bewegung zum und für das Kind wurde auch - wenngleich aus anderen Motiven - von den Empfehlungen der Aufklärer, insbesondere der Moralisten getragen. Ihr Interesse richtete sich insbesonders auf die Erforschung seiner Psychologie und seines Verhaltens in der Absicht, es zu einem vernünftigen und christlichen Menschen zu erziehen (2).

---

(1) Ariès, Enfant et vie familiale, pp. 451-457

Sogar in der Architektur wird dieser Wandel spürbar. Nicht zuletzt der Kinder wegen erfolgte damals der Uebergang im Wohnen von wenigen grossen, vielfältigen zu zahlreicheren kleinern, spezifischen Zwecken dienenden Räumen wie z.B. die Kinderzimmer.

idem, pp. 379-393

Auch in der Ikonographie beobachtet man diesen Gesinnungswandel. Das Kind, auch das tote Kind - obschon ein banales Sujet in Anbetracht der hohen Kindersterblichkeit - wurde vermehrt dargestellt. Dazu wandten sich die malenden Künstler auch häufiger Familienszenen in häuslicher Umgebung zu.

(2) idem, pp. 135-141

Auch die positiven Veränderungen auf dem Sektor des Bildungswesens sind den Aufklärern zu verdanken. Die Schulen, die einst Monopol, Luxus und Privileg der Fürstenkinder gewesen waren, wurden zahlreicher und leichter zugänglich, wenngleich man noch keineswegs von Volksschulen sprechen kann und der Besuch vorläufig den Knaben vorbehalten blieb. Dies gestattete dem Kind, vermehrt in der Familie zu bleiben, und der Wunsch, das Kind bei sich zu behalten, blieb bestimmend für die Entwicklung des Schulsystems (1).

Ebenfalls mit der Aufklärung verlagerte sich die Auffassung von Familie und Familientradition. Das primogeniturale Erbrecht büsste im 18. Jahrhundert durch die grössere Mobilität des Grundbesitzes und und der Zahlungsmittel einen Teil seiner Wichtigkeit ein. Ausserdem wurde die Primogenitur von den Moralisten aus Gerechtigkeitsgründen heftig kritisiert oder abgelehnt, nachdem es während Jahrhunderten den Grundstein der Familientradition gebildet hatte. Die Anfechtung dieses Brauchs fand mit der Etablierung der Gleichberechtigung der Erben im Code Civil ein Ende. Selbst im Adel hatte man nicht mehr den Mut, eines seiner Kinder zu bevorteilen. Dazu kam noch, dass das Ideal des Aufstiegs in den Adel dem des achtbaren Bürgers mit auf "ehrlichem" Weg erworbenen Vermögen Platz machte (2). Die "neue" Familie hatte nicht mehr dieselbe materielle Verbundenheit wie zur Blütezeit des Ancien Régime, als sie sich noch ganz nach Glanz und Ruf ihres Namens und der sie umgebenden Geschlechter orientierte und für die ungeteilte Weiterleitung ihres Prestige lebte.
Mit wenigen Ausnahmen ging nun das Wohl des Kindes vor solchen Geltungsproblemen. Der Zeitpunkt war überschritten, wo viele Kinder auf die Welt gestellt wurden und wo man sich zum Nachteil der andern nur um eines oder zwei kümmerte. Von nun an sollte nicht mehr bloss der Aelteste auf das Leben vorbereitet werden.

---

(1) Ariès, Enfant et vie familiale, pp. 371-373, 414-416, 457
(2) idem, pp. 419-438

Dieses Eindringen des Kindes und Kindesalters mit all seinen Begleiterscheinungen in die Gefühlswelt der Eltern benützt Ariès, um die Veränderung des generativen Verhaltens im Sinne einer freiwilligen Geburtenbeschränkung zu erklären. Diese setzte an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert ein, als die Familie die Anfangsphase ihrer Neuorganisierung mit dem Kind in ihrer Mitte schon überschritten hatte (1).
Seine Argumentation basiert auf folgender Ueberlegung: im Mittelalter blieb das Kind als solches aus den oben erwähnten Gründen relativ unbeachtet. Mit der Aufklärung rückte es fast vollends ins Zentrum der Familie. Um ihm diesen Raum zu geben, musste seineZahl verkleinert werden: mehr Sorge und Pflege - weniger Kinder. Also richtete sich von da an ihre Zahl nach dieser Forderung (2). Wirtschaftliche Beweggründe für die Beschränkung der Kinderzahl verwirft Ariès zwar nicht, aber er schränkt ihren Wirkungsgrad wesentlich ein: "L'économie n'est qu'un parallélisme temporaire de l'histoire et pour une date momentanée seulement, ... l'histoire économique n'explique pas entièrement l'histoire démographique" (3). Für Ariès ist diese Veränderung also in erster Linie eine Frage der sich wandelnden Mentalität, und erst in zweiter oder dritter Linie eine Frage der wirtschaftlichen Bedingungen. Das drückt er in seinem Aufsatz "La prévention des naissances dans la famille" (4) genauer aus: die Geburtenverhütung - eher als Familienplanung denn als Geburtenbeschränkung aufzufassen - drang im 17. und 18. Jahrhundert in die Familien der oberen Schichten ein, weil sich eine neue Einstellung entwickelte. Diese neue Mentalität hatte modernen Charakter. Es ging nicht um "avoir le plaisir, mais sans les conséquences" (sic), sondern um das Bedürfnis, Familienplanung zu betreiben,

- weil das Kind plötzlich eine neue Stellung einnahm

---

(1) Ariès, Enfant et vie familiale, pp. 460-465

(2) idem, Populations françaises, pp. 327-332

(3) idem, p. 399

(4) in Travaux et Documents de l'I.N.E.D., cahier 35, Paris 1960

- weil die einst verbotenen Ideen und Techniken der Geburtenverhütung in diesen Schichten geduldet wurden
- weil die ökonomischen Voraussetzungen wie Lebensstil und Familienverfassung dieses Milieus es erzwang.

Ariès stützt sich vor allem auf die ersten zwei Punkte um zu zeigen, dass der Wechsel im generativen Verhalten zwar ökonomisch bedingt war, aber nur deshalb möglich wurde, weil sich die Mentalität geändert hatte. Er belegt diesen Umschwung auch mit statistischem Material, allerdings nicht dem eigenen. So dienen ihm z.B. die Ermittlungen L. Henrys über das Genfer Stadtpatriziat, wo mit grosser zahlenmässiger Sicherheit vom 17. auf das 18. Jahrhundert ein Geburtenrückgang von durchschnittlich 8 auf 4 Kinder pro Hausstand nachgewiesen wird (1).

Es muss an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass dieser ganze Wandlungsprozess sich langsam abspielte. Seine Ansätze sind im späten 16. Jahrhundert anzusiedeln und zwar nur in den obersten Schichten, nämlich beim französischen Hofadel. Die Entwicklung von der physiologischen Fruchtbarkeit zur Malthusianischen kontrollierten Geburtlichkeit vollzog sich zunächst ganz in diesem Milieu (2). Es waren nur die wohlhabenderen Frauen, die aus Sorge um ihre Schönheit - auch hier haben wir es mit einem Mentalitätswechsel zu tun - weniger Schwangerschaften wünschten und begannen, alte und neue Mittel der Schwangerschaftsverhütung oder des -abbruchs anzuwenden. Vorher waren solche Praktiken, vom religiösen und ethischen Standpunkt aus gesehen, ganz undenkbar und daher auch beinahe unbekannt: die Kirche duldete nicht den geringsten menschlichen Eingriff in dieser Beziehung. Erst eine kritisch-ablehnende Haltung diesem religiösen Tabu gegenüber (wieder eine Mentalitätsveränderung!) gestattete einen Wechsel (3).

---

(1) Henry, Anciennes familles genevoises

(2) Ariès, Populations françaises, pp. 332-358

(3) Ariès, Attitudes vie et mort; pratiques contraceptives

Da sich diese Veränderung im generativen Verhalten auf eine bestimmte Schicht beschränkte, blieb sie zunächst ohne Einfluss auf das gesamte Bevölkerungswachstum. Die Bevölkerung Frankreichs nahm weiterhin zu.
Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts fanden die neuen Praktiken der Geburtenbeschränkung auch Anwendung im breiten Volk. 1778 berichtet der Chronist Moreau: "Les riches femmes ne sont plus les seules qui regardent la propagation de l'espèce comme une duperie du bon vieux temps ..." (1).
Die Auswirkungen der Ausbreitung kontrazeptiver Methoden, die Reaktion in der Masse, wurde, wie immer in der Demographie, erst später im 19. Jahrhundert statistisch spürbar (2).
Wichtig aber für uns ist die Tatsache, dass eine relativ schmale Schicht, nämlich die Führungsschicht, aufgrund einer neuen Denkweise sich einem neuen generativen Verhalten zuwandte, das als revolutionär zu bezeichnen ist, weil seine spätere Verbreitung im breiten Volk die Fruchtbarkeitsstrukturen wesentlich veränderte.

2.2. Thesen zur Korrelation von Wirtschaft und Demographie (3)

Wir haben an anderer Stelle bereits gesehen (4), dass der Ehrgeiz zum gesellschaftlichen Aufstieg einerseits und im Zusammenhang mit Familienleben und -führung stehende wirtschaftliche Probleme andererseits als mögliche Motive für eine freiwillige Geburtenbeschränkung geltend gemacht werden. Ariès bringt eine dritte Erklärung: die Mentalitätsveränderung. Er

---

(1) Ariès, Populations françaises, pp. 358-362
Armengaud, Démographie et sociétés, pp. 55-56

(2) Ariès, Enfant et vie familiale, p. 457
Armengaud, Démographie et sociétés, pp. 61-62

(3) Untersuchte Studien sind:
Cox, Demography, Aberdeen 1970[4]
Blacker, Social Ambitions of the Bourgeoisie in the 18th Century France and their Relation to Family Limitation. Population Studies XII, London 1957
Forster, The Nobility of Toulouse in the Eighteenth Century, Baltimore 1960
Diese Autoren sind angelsächsischen Ursprungs; der Gegenstand ihrer Studien liegt aber in allen Fällen auf französischem Boden.

(4) siehe Einleitung, Kapitel 1.1.3 und p. 33

scheint dabei den wirtschaftlichen Faktoren keine grosse Wichtigkeit beizumessen. Heisst das nun, dass er sie in ihrer Wichtigkeit verkennt oder nicht akzeptiert?
Bei genauerer Betrachtung stellen wir fest, dass eigentlich weder das eine noch das andere zutrifft. Es ist vielmehr eine Frage der Prioritäten, die bei der Argumentation gesetzt werden.
Wenn das Kind ins Zentrum der Familie rückt, wenn Erb- und Heiratsverträge der jeweiligen ökonomischen Situation angepasst werden, und wenn versucht wird, die Kinderzahl deshalb zu beschränken, so ist das bei Ariès in erster Linie eine Frage der M e n t a l i t ä t , da diese Entscheide vom Individuum prinzipiell aus freiem Willen gefällt werden. Für ihn ist also die sich wandelnde Einstellung oder das sich verändernde geistige Verhalten der primäre Grund für den Geburtenrückgang. Diese These ist meiner Ansicht nach mit Vorsicht zu geniessen; denn ein Mensch passt sich als Mitglied einer Gesellschaft oder -schicht meistens ohne grössere Ueberlegungen ihren Strukturen und Konventionen und damit auch ihrem demographischen Verhalten an. Der Spielraum, der ihm dabei gelassen wird, ist eher klein, wenn er innerhalb der Spielregeln dieser Gesellschaft konkurrieren will.
Diese Strukturen und Konventionen sind für die beobachtete Epoche und Schicht fast ausschliesslich von **Idealen** materieller Natur wie Aufstieg und Reichtum geprägt. Es sind also w i r t s c h a f t l i c h e Faktoren, wie Konjunktur- und Preisschwankungen oder ökonomisches Wachstum, die sein Handeln und Denken und damit auch sein generatives Verhalten im wesentlichen bestimmen.
Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen hat Ariès sicher unrecht, wenn er den Einfluss der Wirtschaft als sekundär betrachtet. Einem Mentalitätswandel kommt nur insofern Bedeutung zu, als er einem Menschen gestattet, seine religiöse oder ethische Einstellung zu Fragen des Geschlechtsverkehrs, der Fruchtbarkeit, der Schwangerschaftsverhütung und -abbruchs zu verändern.

Gleichsam als Antithese zu der von Ariès gegebenen Interpretation der Geburtenbeschränkung steht der Erklärungsversuch von Cox, der von ökonomischen Ueberlegungen ausgeht. Er stimmt mit

andern Demographen und Historikern in der Feststellung überein, dass man im 18. Jahrhundert allgemein eine im Verhältnis zur Nahrungsmittelmenge schneller wachsende Bevölkerung (Malthus) befürchtete. Darauf begann man Untersuchungen über die Fruchtbarkeit anzustellen, die in der Feststellung gipfelten, dass die Oberschicht in ihrem demographischen Verhalten von dem der allgemeinen Bevölkerung klar abwich, indem sie eine eindeutige Reduktion der Geburten zeigte. Das liess die Befürchtung aufkommen, es könnte eine Bevölkerungsabnahme, ja sogar ein Aussterben eintreten (1).
Die Tendenz zur absichtlichen Reduktion der hohen Kinderzahl, die früher nur durch das variierende Heiratsalter oder Nichtheirat beschränkt war, führt Cox auf zwei Gründe zurück. Einerseits versuchte die nichtadelige Oberschicht dadurch einen grösseren Wohlstand zu erreichen, der ihnen den Aufstieg in die Aristokratie gestatten sollte; anderseits wandte der Adel dasselbe Mittel an, um seinen Lebensstandard aufrechtzuerhalten oder zu verbessern (2).

2.2.1. Der soziale Aufstieg - ein Anlass zur Geburtenbeschränkung

Blacker stützt sich in seiner Untersuchung auf die gleiche Ueberlegung und versucht, die wirtschaftlichen Mechanismen zu erklären, die den Rückgang der Geburten auslöste. Wie beim Adel im 17. Jahrhundert stellt er auch bei den städtischen Schichten, den Bürgern, im 18. und vor allem im beginnenden 19. Jahrhundert diese Erscheinung fest.
Drei Gründe sind dabei massgebend:
- der Wunsch nach Aufstieg: vom Kleinbürger zum Grossbürger, vom Grossbürger zum Adel (3)

---

(1) "... because it began to be feared, that the population might be eroded (= weggerafft) as a result of the tendency of the upper classes to have fewer children than the generality of population."
Cox, Demography, p. 302

(2) idem, pp. 299-368

(3) Man wird sich fragen, wie diese Einstellung nach 1789 noch möglich ist? Tatsache ist, dass auch nach der französischen Revolution der Adel noch für Jahrzehnte eine privilegierte Schicht darstellte, deren Zugehörigkeit als erstrebenswert galt.

- das zögernde Wachstum der Wirtschaft in Frankreich
- das Gesetz im Code Civil von 1804, wonach vom Bürger verlangt wird, dass er seinen Besitz gleichmässig auf all seine Kinder verteilt (1).

Der Aufstieg hing in erster Linie vom Reichtum und damit verbundenem Ansehen ab. Selten vollzog sich dieser rasch. Eine Familie arbeitete oft über Generationen hinweg daran. Es lag also besonders seit der 1804 etablierten Chancengleichheit für die Erben im Interesse der Aufwärtsstrebenden, eine Aufteilung des Besitzes unter eine kopfreiche Nachkommenschaft zu vereiteln. Es kommt also hier der gleiche Wunsch zur Nichtteilung zum Ausdruck wie in der Primogenitur des Ancien Régime.
Die damalige wirtschaftliche Lage bot dabei zusätzliche Schwierigkeiten. Dem Bevölkerungszuwachs von 19 auf 27 Millionen von 1700 bis 1789 standen die grosse Wirtschaftsdepression von 1770, die rückständige Landwirtschaft, die Schatten der Revolutionskriege und die Krisen einer beginnenden industriellen Revolution gegenüber.
So wurde sowohl derjenige, der seine Stellung behaupten wollte und sich gegen die Aufsteiger zu wehren hatte, nämlich der Adel, für den die Neuverteilung des Bodens ein zusätzliches Handicap bedeutete, wie auch derjenige, der sie verbessern wollte, nämlich der ehrgeizige Bürger, gezwungen, die Zahl seiner Nachkommen zu verkleinern, d.h. die Zahl der Geburten zu reduzieren, um ihr wirtschaftliches Potenzial nicht zu beeinträchtigen (2).

2.2.2. Wege, Mittel und Probleme des Aufstiegs

Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts, als der Adel seine Stellung einzubüssen begann, drangen die einflussreich werdenden Bürger in grossem Masse in diesen vor. Der reiche Bürger, der im Adel Aufnahme fand, war keine Ausnahmeerscheinung. Der Aufstieg, der von einer parallelen Gegenbe-

---

(1) Blacker, Social Ambitions and Family Limitation, p. 46
(2) idem, pp. 46-49

bewegung, dem Abstieg verarmender Adelsfamilien, begleitet war, war ein langer Prozess, der sich über eine Dauer von vier bis fünf Generationen erstrecken konnte, was ihn nicht leichter oder billiger machte. Er war aber auch ein Konkurrenzkampf zwischen zahlreichen Familien. Das wiederum führte zu einem sich ständig steigernden Aufwand (1).
Die Wege, die dabei begangen wurden, waren verschieden. Da waren einmal die Adelsbriefe, die der König verkaufte, um sich das fehlende Geld zu beschaffen (2) und der Erwerb eines Staatsamtes. Sie waren die häufigsten Mittel zum Aufstieg. Fast ebenso erfolgversprechend, aber bedeutend kostspieliger war eine militärische Karriere mit der Aufstellung eigener Truppen oder der Beruf des Arztes.
Ein anderer Weg war der reine ökonomische Erfolg im Handel oder später in der Industrie. Dieser gestattete den Kauf von Boden, Landsitzen und Gerichtsbarkeiten und damit eines aufwendigen Lebensstils. Das alles brachte Applaus und Anerkennung, aber nicht nur das; auch Probleme tauchten auf. Gerade das Bestreben, es höheren Schichten gleichzutun, hat die Aufsteiger oft veranlasst, für Luxus und Komfort mehr Geld auszugeben, als nötig gewesen wäre. Die Rivalität auf diesem Gebiet führte zu verschwenderischer Prunksucht und manch einen auch zum Bankrott! (3)
All das kostete viel Zeit und Geld. Es ist ganz klar, dass es im Interesse der Anwärter auf einen solchen Aufstieg lag, ihre materiellen und finanziellen Mittel nicht nur zu vermehren, sondern auch möglichst ungeteilt zu erhalten.
Der Weg, den sie dabei gingen, geht nach Blacker über die Restriktion der Geburten. Sie half nicht nur Erbteilungen zu vermeiden, sondern auch die Zahl der Töchter kleinzuhalten, was angesichts der hohen Mitgiften, die damals bei ranggleichen und -höheren Heiraten (auch das teilweise ein Mittel zum Aufstieg) Usus waren, ebenfalls erstrebenswert war (4). Es blieb manchmal nicht allein bei der Geburtenbeschränkung. Es konnte bis zur Kinderlosigkeit oder zum

---

(1) Blacker, Social Ambitions and Family Limitation, pp. 51-56
(2) Die Staatsschulden der letzten drei Könige vor der Revolution schwankten immer zwischen 36% und 100% der Staatseinnahmen!
(3) Blacker, idem, pp. 60-63
(4) idem, pp. 57-60

Zoelibat gehen.

S c h l u s s : Zur Zeit des Ancien Régime und in den folgenden Jahrzehnten gab es in Frankreich keine de iure in sich geschlossene Bevölkerungsschicht; wohl gab es einen Adel und später Bürger, die sich durch ihren Status faktisch abschlossen, aber ein Aufstieg war immer möglich. Die Stellung des Adels bzw. der Aufstieg der Bürger beruhte vorwiegend auf materiellem Reichtum. Um diesen zu sichern, bedienten sich Adel und Bürger der Geburtenbeschränkung. Auf diesem Weg gelangen die oberen Schichten zu einem von der allgemeinen Bevölkerung abweichenden generativen Verhalten, das Blacker sogar veranlasste, von Aussterben zu sprechen. Allerdings lässt auch er, wie Ariès, solides Zahlenmaterial, das seiner logischen Argumentation Rückhalt verleihen würde, vermissen. Er ist aber vorsichtig genug, noch auf andere, "tiefverwurzelte Gründe" hinzuweisen. Leider deutet er ihren Charakter nicht an. Handelt es sich vielleicht um Ariès' Argumentation?

2.2.3. Der Adel von Toulouse als Beispiel für Geburtenbeschränkung infolge ökonomischer Interessen

Das Bestreben, einen Familienbesitz nicht unter eine zu zahlreiche Nachkommenschaft aufzuteilen, weil dabei Rang und Namen verloren gehen könnten, ist als eines der stärksten Motive für die Geburtenbeschränkung in den oberen Schichten aus vorangehender Studie hervorgegangen.
Dieser Verhaltensweise hat Forster in seiner Untersuchung (1) über den Adel von Toulouse mehrere Kapitel gewidmet. Auch wenn dieser Adel nicht in allen Belangen mit dem Hofadel oder den städtischen Grossbürgern verglichen werden kann, so ist er ihnen doch in manchem Punkt ähnlich: er stellte eine geschlossene Kaste dar und bestimmte fast allein die politischen und wirtschaftlichen Geschicke dieses doch eher ländlichen Charakter aufweisenden Bistums (2). Aemter, Titel und Einkünfte gingen vom Vater auf einen bestimmten, meist den ältesten, Sohn über, wobei der Erbe

---

(1) Forster, The Nobility of Toulouse in the Eighteenth Century, Baltimore 196o

(2) idem, pp. 17-36 / 152-176

Mutter und Geschwister zu entschädigen hatte. Das geschah in Geldform. Dieses Geld beschaffte man sich aus Einkünften, Anteilen oder in Form von eingetriebenen Schulden. Selten wurde Besitz verkauft, um die flüssigen Mittel zur Auszahlung der andern Erben zu erhalten (1). Die Geschwister konnten zugunsten der Familieninteressen auch auf ihren Erbteil, dessen minimale Höhe gesetzlich fixiert war, verzichten. Dies war oft der Fall, wenn Kinder geistliche Laufbahnen einschlugen oder in einen Orden eintraten (lies vielleicht: eintreten mussten!?).
Eine andere von jüngeren Söhnen gern eingeschlagene Karriere war die militärische. Doch selten stellte sich bei diesen der grosse Erfolg ein, sodass ihnen fast immer die Mittel fehlten, um in einem vernünftigen Alter heiraten zu können. Sie zogen sich dann in mittleren Jahren auf den Familienbesitz zurück, wo sie als Rentner weiterlebten. Damit fielen sie der Familie immer noch gewissermassen zur Last (2).

Die Folgen einer solchen Familienverfassung waren einerseits eine grosse Zahl lediger Söhne, d.h. ein Minimum an verheirateten Söhnen, und anderseits, da offenbar noch zuviele Kinder der Familie zur Last fielen, das Bedürfnis, die Zahl der Geburten einzuschränken. Dieses Verhalten wiederum konnte für das Weiterbestehen einer Familie schwerwiegende Auswirkungen haben.
Forster studierte deshalb an einem Sample von 15 Familien ihre Ueberlebenschancen über 4 Generationen à 3o Jahre hinweg, d.h. über 12o Jahre von 167o-179o (3):

Anzahl Familien	Summe verheirateter Söhne pro Familie über 4 Generationen (4)	Anzahl verheirateter Söhne pro Fam. und Generation
7	5	1,25
4	4	1,o
3	3	o,75
1	9	2,25
Total 15	21	

(1) Forster, The Nobility of Toulouse in the Eighteenth Century, Baltimore 196o, pp. 12o-125
(2) idem, p. 127
(3) idem, pp. 127 f.
(4) Von den ledig gestorbenen Söhnen dieser 15 Familien wissen wir, dass sie ausschliesslich in königlichen Regimenten standen.

Die Zahl von 5 verheirateten Söhnen über 4 Generationen hinweg bedeutet, dass pro Generation jeweils der älteste heiratete und in einer der 4 Generationen noch ein weiterer, jüngerer Sohn in der Lage war, zu heiraten. 4 ist die Anzahl verheirateter Söhne, die mindestens nötig war, damit eine Familie fortbestehen konnte. 3 verheiratete Söhne hingegen bedeutet, dass die Familie in der 4. Generation ausgestorben ist!
Daraus wird nicht nur ersichtlich, dass 3 von 5 Familien aussterben, sondern dass noch 4 andere davon bedroht sind, da sie die minimale "Fortpflanzungsrate" 1,o verheirateter Söhne pro Generation aufweisen.
Wie steht es mit den andern generativen Strukturen dieser 15 Familien? Forster ist auch dieser Frage nachgegangen und hat folgende Werte erhalten (1):

	Anzahl Kinder	Anzahl Söhne	jung gestorben	Geistliche	ledige Söhne	verheir. Söhne
167o-17oo	4,92	2,2 (2,72)	o,o7(o,26)	o,33(o,66)	o,73(o,53)	1,o7(1,27)
17oo-173o	6,o	2,67(3,33)	o,34(o,13)	o,73(o,8o)	o,47(1,13)	1,13(1,27
173o-176o	4,o	2,4o(1,6o)	o,21(o,14)	o,33(o,33)	o,53(o,53)	1,33(o,6o)
176o-179o	3,33	1,67(1,67)	o,2 (-)	- (-)	o,4 (o,47)	1,o7(1,2o)

Daraus zieht er folgende Schlüsse:

1. Der starke Geburtenrückgang nach 173o weist auf eine Geburtenkontrolle hin, das umso mehr als sie in die Zeit eines allgemeinen Bevölkerungswachstums fällt (2).
2. Die Abnahme der "Abwanderung" in die Geistlichkeit spricht für einen zunehmenden Antiklerikalismus in dieser Zeit.
3. Die nur leicht variiernde Zahl (= 1) der heiratenden Söhne und Töchter zeigt die Anstrengung, die Zahl heiratender jüngerer Kinder zu verhindern oder mindestens zu limitieren , um die Zahl der teuren Mitgiften zu beschränken und die Einheit des Familiengutes zu wahren (3).

---

(1) Forster, The Nobility of Toulouse, pp. 129-13o
In Klammern befinden sich die Werte für die Töchter.

(2) Vgl. pp. 34-35 / 37-38

(3) Forster, The Nobility of Toulouse, pp. 129-143

Bei der ersten These geht Forster zu wenig weit. Meiner Meinung nach war nicht nur die Zoelibatshäufigkeit und die niedrige Zahl der verheirateten Söhne und Töchter eine Folge der Familienverfassung, sondern vor allem auch die rückgängige Geburtenzahl, deren Entwicklung noch viel krasser und eindeutiger ausfiel. Sie zeigt nämlich eine Abnahme von fast 5o% (!) in weniger als loo Jahren. Mit dieser gezielten Geburtenreduktion erreichte der Adel auf einen Schlag die Beschränkung der unerwünschten Heiraten u n d finanzielle Einsparungen. Sie nahm ihm auch die eventuelle moralische Belastung durch die zwangsweise in die Klöster oder militärische Dienste geschickten Kinder.
Zur zweiten These ist noch hinzuzufügen, dass diese Abnahme auch mit dem Rückgang der Geburten eng verbunden war; es gab nicht mehr s o v i e l e Kinder, die den Geistlichenstand als "Ausweg" wählen m u s s t e n .
Ferner ist erstaunlich, wie kritiklos Forster die Werte der Kindersterblichkeit hinnimmt, weichen sie doch unwahrscheinlich stark von den damals üblichen Werten ab (1).

Zudem ist Forster eine weitere Tatsache entgangen, die von grösstem Interesse ist, weil sie als logische Konsequenz der Geburtenbeschränkung und restriktiven Heiratspolitik betrach-

---

(1) Aufgrund der Zahlen von Forster lassen sich folgende Werte für die Kindersterblichkeit errechnen:

167o-17oo:	6,7%
17oo-173o:	7,8%
173o-176o:	8,7%
176o-179o:	12,o% (nur Knaben)

Diese Zahlen muten aus verschiedenen Gründen unglaublich an! Einerseits bewegen sich die Werte der Kindersterblichkeit zur selben Zeit und in ähnlichen Milieus zwischen 3o% und 5o%. Anderseits kann man kaum verstehen, dass die Kindersterblichkeit in einer Epoche, da die Hygiene sich verbessert, die medizinische Betreuung Fortschritte macht und man sich vermehrt um die Pflege des Kindes bemüht, zunimmt.
Selbst die Tatsache, dass wir hier eine geschlossene Schicht vor uns haben, vermag das kaum zu erklären. Diese Werte liegen zu tief, weil vermutlich in dieser Gegend auch nach 17oo noch die Kindersterblichkeit in den Pfarrbüchern unvollständig festgehalten wurde.

tet werden kann.
An einer Stelle (1) nennt Forster für 1750 die Zahl von 226 Adelsfamilien, an einer andern Stelle (2) für das Jahr 1789 noch 202. Das ergibt eine Differenz von 24 Geschlechtern bzw. eine Abnahme von 10,62% (3). Diese Zahl ist bemerkenswert, entspricht sie doch ziemlich genau derjenigen der Berner und Zürcher regimentsfähigen Geschlechter! Bern verzeichnet zwischen 1766 und 1784 eine Abnahme von 10%, Zürich zwischen 1762 und 1790 von 12% (4). Ob diese Aehnlichkeit ein Zufall ist, werden wir erst beantworten können, wenn wir die Gründe der Abnahme in Bern und Zürich festgestellt haben (5).

Es scheint mir nicht zu gewagt zu behaupten, dass wir es hier mit dem gleichen Phänomen wie in Bern und Zürich zu tun haben, nämlich mit dem A u s s t e r b e n ganzer Geschlechter mangels Nachkommen. Dieser Verdacht wird noch durch eine Feststellung, die Forster selber macht (6), bestätigt: im Zusammenhang mit seiner Statistik zur Heiratshäufigkeit der Söhne (7) sagt er selber, dass ein Fünftel der 15 untersuchten Familien in der dritten Generation ausstirbt!

2.3. Die demographischen Strukturen von politischen Führungsschichten im französischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert

In diesem Kapitel wenden wir uns vorerst einmal der Statistik zu. Es geht darum festzustellen, welche demographischen Merkmale diese Schicht kennzeichneten, welche Entwicklung diese durchlaufen, ob sie schichtenspezifisch waren oder dem allgemeinen Verhalten entsprachen und mit welchen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder psychologischen Faktoren sie von Seiten der Statistiker-Demographen selber, und nicht der Historiker wie in den vorangehenden Kapiteln, in Zusammenhang gebracht

---

(1) Forster, The Nobility of Toulouse, p. 36
(2) idem, p. 103
(3) Daraus lässt sich ähnlich wie bei Bern und Zürich (siehe Einleitung) eine jährliche Aussterberate errechnen: sie beträgt 0,27%.
(4) Vgl. p. 13
(5) Vgl. mit dem Teil 2
(6) Vgl. pp. 41-42
(7) Forster, The Nobility of Toulouse, p. 127

werden (1).
Ueberschneidungen mit bereits Gesagtem werden kaum zu vermeiden sein. Es sollen aber daneben auch einige erzählende Quellen, die den Darstellungen entnommen sind, zu Worte kommen.

2.3.1. Der Hofadel (2)

Darunter ist die Gesamtheit des hohen Adels zu verstehen, der den König umgab. Dieser Adel bestand neben der königlichen Familie aus den Ducs und Pairs. Beides waren Titel, die vom König vergeben wurden und deren Verleihung vom Parlament anerkannt werden musste. Sie waren mit einem Lehen verbunden und gingen direkt vom Vater auf den Sohn über (3). Der Kreis ihrer Inhaber war bis kurz vor der Revolution sehr beschränkt. Sie bildeten eine dermassen geschlossene Schicht, dass Henry sie mit einer Kaste vergleicht (4).

Es sind neben den Zahlen drei Aspekte, die diese Studie für uns interessant machen:

- Wie die eidgenössischen Patriziate und nach dem, was wir soeben gesehen haben auch der Adel von Toulouse, war der Hofadel von einer starken Abnahme seines Geschlechterbestandes betroffen, und das obschon ihm von Zeit zu Zeit neue Familien zugeführt wurden. Henry spricht sogar von Verschwinden: "... classe dirigeante, mais en vue de disparition ..." (5).
- Es könnte sein, dass der Hofadel in seiner Eigenschaft als geschlossene Schicht eigenen demographischen Gesetzen ge-

---

(1) Es handelt sich hier um Louis Henry und Claude Lévy. Beide haben sich in erster Linie als Statistiker von grosser Präzision einen Namen gemacht. Ihr zuverlässiges Zahlenmaterial stellt für den Sozial- und Wirtschaftshistoriker eine grosse Hilfe dar.

(2) Henry/Lévy, Ducs et pairs en 17ème et 18ème siècles

(3) Nur wenn der Inhaber sohnlos starb, kehrten Titel und Lehen an den König zurück.

(4) Henry/Lévy, Ducs et pairs, pp. 808-810

(5) Henry, Témoignages et statistique, p. 365

horchte, was zur Folge hätte, dass Gesetze, die für ihn gelten, nicht als allgemein gültig zu betrachten wären; umgekehrt kann eine Statistik zum demographischen Verhalten breiter Volksschichten die Eigenarten einer solchen Minderheit überdecken. Gerade das trifft beim Hofadel zu: Henry weist darauf hin, dass nicht nur ein Unterschied hinsichtlich des generativen Verhaltens festzustellen ist, sondern auch, dass die den Hofadel charakterisierenden Eigentümlichkeiten später in den breiten Volksschichten wieder angetroffen werden. Der Hofadel verhält sich in dieser Beziehung also gewissermassen avant-gardistisch: er kündigt eine demographische Entwicklung an, die später die Gesamtbevölkerung erfassen wird (1).

- Last but not least ist der Hofadel genau d i e Schicht, die Ariès beobachtet hat, um seine Aussagen zu machen (2).

Ausserdem können wir vielleicht anhand des Zahlenmaterials, das Henry aus der Auszählung der 59 Genealogien des Hochadels gewonnen hat, sogar feststellen, wie es zu dieser Abnahme kam (3).

Die H e i r a t s h ä u f i g k e i t zwischen 165o und 1799 ist als niedrig zu bezeichnen, wenn man sie mit der anderer Kreise und Zeiten vergleicht. Dementsprechend war das Zoelibat häufig: 16% bis 26% der im Alter von 5o Jahren und später gestorbenen Männer (= von Henry als Limite für ein endgültiges Zoelibat angenommenes Alter) waren ledig (vergleichsweise beträgt die Zoelibatsrate der gesamten Bevölkerung Frankreichs im frühen 19. Jahrhundert weniger als 1o%!). Damit fielen 1/6 bis 1/4 der Männer als Erzeuger

---

(1) Henry/Lévy, Ducs et pairs, p. 8o7
Gerade in dieser Beziehung drängt sich ein Vergleich mit Zürich auf!

(2) Vgl. Kapitel 2.1.

(3) Zwei Einschränkungen sind hierzu allerdings zu machen. Wir wissen nicht in welchem Verhältnis diese 59 Genealogien zur Gesamtheit des Hofadels stehen. Somit können wir uns kein Bild davon machen, wie repräsentativ dieses Sample ist.
Zweitens bestehen aus Gründen der Unvollständigkeit der Pfarrbücher und Genealogien beträchtliche Lücken, was die Kindersterblichkeit und Daten der Frauen betrifft.

neuen Lebens aus (1).

Diese Heiratsunlust wurde von einem starken Rückgang der F r u c h t b a r k e i t begleitet. Die durchschnittliche Geburtenzahl für ungetrennte Ehen beträgt zwischen

1650-1699: 6,15
1700-1749: 2,79
1750-1799: 2,00 (2).

Wie man sieht, erfolgte die Abnahme rasch und ausgeprägt und zog einen deutlichen Wandel der Familienstruktur nach sich. Es erfolgte eine Verlagerung von der Gross- zur Kleinfamilie:

	Anzahl Familien (Total)		Maximale Kinderzahl
1650-1699:	7	(34)	10-21
1700-1749:	7	(24)	5-9
1750-1799:	7	(20)	3-7 (3).

Diese Statistik berücksichtigt nur die k i n d e r r e i c h s t e n Familien und dennoch zeigt sie die Schrumpfung auf anschauliche Art und Weise. In entgegengesetzter Richtung verlief dementsprechend die Entwicklung der

	kinderlosen Ehen	und	1-2 Kinderehen:
1650-1699:	9%		13%
1700-1749:	21%		42%
1750-1799:	35%		46% (3).

Daraus ergibt sich, dass z.B. zwischen 1750 und 1799 mehr als 80% der Ehen im besten Fall zwei Kinder zählten. Wir sehen nun auch besser, weshalb die Bestände dieser Klasse so drastisch zurückgingen, wie Henry es sagt. Aber es fragt sich jetzt, welches der Grund für diese Entwicklung war? Darauf sieht Henry nur eine einzige Antwort: die gezielte, willkürliche B e g r e n z u n g d e r G e b u r t e n. Diese These wird neben Quellencharakter aufweisenden Aus-

(1) Henry/Lévy, Ducs et pairs, pp. 812-813
(2) idem, pp. 815 f. / 820
(3) idem, p. 820

sagen aus Tagebüchern und Briefwechseln (1) durch zwei weitere Indizien verstärkt.
Das Heiratsalter ging nicht etwa in die Höhe, sondern es nahm merklich ab, fast so deutlich wie die Kinderzahl:

	mittleres Heiratsalter	
	Frauen	Männer
1650-1699:	20,0 Jahre	25,5
1700-1749:	19,4	23,6
1750-1799:	18,3	21,3 (2).

Dieses Absinken würde an und für sich eine Verlängerung der Fruchtbarkeitsperiode bedeuten; aber diese wurde offensichtlich nicht genutzt. Im Gegenteil - und damit kommen wir zum zweiten Indiz -, es zeigt sich, dass die Neigung bestand, die Geburten der (gewünschten) Kinder in die Frühphase der Ehe zu verlegen. Das durchschnittliche Alter der Frau bei der letzten Geburt sank von 31,2 Jahren zwischen 1650 und 1699 auf 25,1 Jahre zwischen 1750 und 1799. Die fruchtbaren Jahre der Frau wurden immer unvollständiger "genutzt" (3).

S c h l u s s : Während Henry vor allem von der E i g e n t ü m l i c h k e i t der demographischen Strukturen des Hofadels, d.h. von seinem A b w e i c h e n vom Verhalten der breiten Volksmassen, und in besonderem Masse von der gezielten B e g r e n z u n g d e r K i n d e r - u n d G e b u r t e n z a h l fasziniert ist, ist es noch ein anderer Aspekt, der uns interessiert, nämlich die A u s w i r k u n g e n dieses "neuen" generativen Verhaltens auf diese Schicht als ganzes.
Die relativ hohe Zoelibatshäufigkeit der Männer, der massive Rückgang der Kinderzahl und die starke Zunahme der kinderlosen Ehen sind meiner Ansicht nach Gründe genug, um das Schmelzen dieser Führungsschicht und das Aussterben ganzer Familien und Geschlechter zu erklären. Leider aber erfahren wir nichts über den Umfang dieses Rückgangs.

---

(1) Vgl. Kapitel 2.3.3.
Henry/Lévy, Ducs et pairs, p. 827
(2) idem, pp. 813-814
(3) idem, pp. 817-821

2.3.2. Das Genfer Patriziat

Es sind drei Ueberlegungen, die uns veranlasst haben, diese Studie (1) im Anschluss an jene über die Ducs und Pairs zu betrachten. Erstens war Genf im 17. und 18. Jahrhundert sprachlich, kulturell, wirtschaftlich und politisch starken französischen Einflüssen unterworfen, auch wenn es formalpolitisch ein zugewandter Ort der Eidgenossenschaft war. Deshalb stellen wir diese Stadt in den weit gefassten Rahmen "französischer Raum".
Zweitens ist die Studie vom gleichen Autor wie die vorangehende verfasst und damit systematisch und methodisch gleich angelegt, sodass Vergleiche leichter fallen.
Drittens besass die Genfer Stadtbürgerschaft als gesellschaftliche Gruppe fast dieselben Eigenschaften wie der Hofadel. Sie stellte die politische Führungsschicht der Stadt dar, bildete eine homogene und geschlossene Schicht, und man ist heute im Besitz von Dokumenten (Genealogien), die eine Feststellung ihrer demographischen Entwicklung gestattet (2).
Henry stützt sich auf die Auswertung der Stammtafeln von 19 "familles ayant accédées à la Bourgeoisie". Er betont, dass es sich um "familles au sens généalogique du mot", also um Geschlechter, handelt. Dieses Bruchstück der Bürgerschaft, dessen Verhältnis zur Gesamtheit nicht erwähnt wird - Gründe werden keine angegeben - hält er wegen der Vermischung durch Ehen mit andern Bürgerfamilien für eine "fraction représentative de l'ensemble" (2).

Welches sind nun die demographischen Merkmale dieser Schicht? Aehnlich wie bei den Ducs et Pairs ist die H e i r a t l i c h k e i t der Genfer Bürger von einer K r i s e gekennzeichnet; die Zahl der nach dem 5o. Altersjahr noch Ledigen nimmt im Verlauf der Zeit stark zu (3):

---

(1) Henry, Anciennes familles genevoises
(2) idem, pp. 18.f.
(3) idem, pp. 52-54

	Männer	Frauen	Durchschnitt
155o-1599 (1)	8,3%	1,7%	5,o%
16oo-1649	14,9%	6,6%	11,7%
165o-1699	15,o%	25,5%	2o,2%
17oo-1749	28,3%	29,3%	28,8%
175o-1799	18,8%	31,5%	25,6% (2)

Diese Krise ist im wesentlichen beiden Geschlechtern gemeinsam. Sie setzt erst im beginnenden 17. Jahrhundert ein, klettert aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf für europäische Verhältnisse stark überdurchschnittliche 3o%, um dann wenigstens bei den Männern wieder deutlich abzusinken. Vom Standpunkt der Fruchtbarkeit her - es ist ja diese, die uns in Verbindung mit dem Aussterben vor allem interessiert - ist sie umso mehr von weittragender Konsequenz, als sie von einem spürbaren Ansteigen des H e i r a t s a l t e r s gefolgt wird:

	Männer	Frauen	Durchschnitt
155o-1599	27,2 Jahre	21,4	24,3
16oo-1649	29,1	24,6	26,8
165o-1699	32,6	25,7	29,1
17oo-1749	31,9	26,3	29,1
175o-1799	31,5	24,o	27,7 (3)

Das an und für sich schon hohe Heiratsalter im 16. Jahrhundert steigt bei Mann und Frau praktisch bis Ende des 18.Jahrhunderts und schränkt somit die Fruchtbarkeitsperiode immer mehr ein.
Diese Entwicklung läuft also genau in die Gegenrichtung von der, die wir im französischen Hofadel beobachtet haben.

Die Krise der Heiratlichkeit erklärt Henry mit dem Auswanderungszwang, der sich infolge einer s t a r k e n d e m o g r a p h i s c h e n E x p a n s i o n innerhalb der Bürgerschaft für junge Leute, vor allem für die Männer,

(1) Es ist das jeweilige Geburtsjahr der beobachteten Person, das zwischen diesen Jahreszahlen liegt und nicht etwa das Erreichen des definitiven Zoelibats.
(2) Die Prozentzahlen sind auf Grund der von Henry auf den Seiten 52-54 angegebenen Absolutwerten errechnet.
(3) idem, p. 55

ergab (1).
Diese E r k l ä r u n g ist typisch für einen "reinen" Demographen wie Henry: er erklärt ein demographisches Phänomen durch ein anderes und berücksichtigt eventuelle wirtschaftliche Hintergründe mangels historischer Kenntnisse (was er zugibt) nicht.
Ausserdem haftet ihr ein Schönheitsfehler an: sie trifft nur für die Zeitspanne bis 1699 zu (Anm. 1); nachher geht der Personenbestand wieder deutlich zurück und der Bevölkerungsdruck lässt nach. Doch die Zunahme des Zoelibats hält an, ja sie wird noch ausgeprägter.

Im Zusammenhang mit dem Bevölkerungswachstum und -druck steht auch die Entwicklung der G e b u r t l i c h k e i t, denn eine im Sinne von Begrenzung gesteuerte Fruchtbarkeit kann wie ein Ventil, mit dessen Hilfe man den Druck steuert, benützt werden. Insofern kommt ihr grosse Bedeutung zu.

Der Verlauf der Kinderzahlen in Genf, der fast in das Malthusianische generative Verhalten moderner Bevölkerungen des 19. und vor allem des 2o. Jahrhunderts mündet, lässt ein solches vermuten:

---

(1) Das starke Wachstum des Personenbestandes der 19 untersuchten Geschlechter unterstreicht diese These:

155o-1599	43o Personen
16oo-1649	55o
165o-1699	79o
17oo-1749	52o
175o-1799	31o

Es ist im wesentlichen auf eine Veränderung in der Altersstruktur zurückzuführen. Die Zahl der das Erwachsenenalter erreichenden Personen verdoppelt sich von den zwischen 155o und 1599 auf die zwischen 165o und 1699 geborenen Generationen.

Henry, Anciennes familles, pp. 63/66/67/69

mittlere Kinderzahl	Gatte geboren zwischen
4,9o	155o-1599
5,62	16oo-1649
3,73	165o-1699
2,96	17oo-1749
3,o8	175o-1799
2,67	18oo-1849 (1)

Gleichzeitig mit diesem starken Rückgang der Kinderzahlen verschiebt sich auch die Familienstruktur. Nach 165o gibt es keine Familien mehr mit 15 und mehr Kindern. Dafür steigt die Zahl der Familien mit 3 bis 6 Kindern. Die grossen Familien machen den mittleren und relativ kleineren Familien Platz. Im 17. Jahrhundert haben 6o% der Ehen zwischen 5 und 8, im 18. Jahrhundert noch zwischen 3 und 5 Kinder (2).

Das langsame Ansteigen des Heiratsalters der Frauen (S. 5o) genügt nicht, um diesen starken Rückgang zu erklären. Zu oft weicht es von der Entwicklung der Kinderzahlen ab. Z.B. stellt man von der ersten zur zweiten Kohorte eine Zunahme des Heiratsalters von 3,2 Jahren fest, der aber eine Z u n a h m e von fast einem Kind pro Familie gegenübersteht. Ebenso s i n k t von der vierten zur fünften Kohorte das H e i r a t s a l t e r um 2,3 Jahre, während die K i n d e r z a h l s t a g n i e r t .

Für diese Entwicklung sieht Henry nur eine mögliche Erklärung. Es ist die gleiche wie im Falle der Ducs und Pairs: im Sinne von Geburtenreduktion F a m i l i e n p l a n u n g (3). Das lässt sich noch aus dem Verlauf zweier anderer Kriterien belegen: das Alter der Frau bei der letzten Geburt und die Geburtenintervalle.

---

(1) Henry, Anciennes familles, p. 72
Diese Zahlen stellen den Durchschnitt aller untersuchten Ehen ohne Unterscheidung inbezug auf das Alter bei der Eheschliessung oder die Dauer der Ehe dar. Berücksichtigt man diese zwei Kriterien ebenfalls, so ergeben sich zwei leicht abweichende Werte, aber der gleiche Entwicklungsverlauf.

(2) idem, pp. 82-86, 178

(3) idem, pp. 71-82, 174-175, 178

Normalerweise, wenn keine Regelung der Geburtenzahl beabsichtigt ist, d.h. im Falle einer physiologischen Fruchtbarkeit, wie wir sie vor dieser Epoche antreffen, steigt bei zunehmendem Heiratsalter auch das A l t e r d e r F r a u b e i d e r G e b u r t des letzten Kindes. In Genf verläuft die Entwicklung aber entgegengesetzt: mit Ausnahme der letzten Kohorte (175o-1799), wo eine kleine Abweichung festzustellen ist, nimmt bei steigendem Heiratsalter das Alter bei der letzten Geburt ab:

Gatte geboren	Alter bei letzter Geburt
16oo-1649	38,5 Jahre
165o-1699	34,3
17oo-1799	31,5 (1)

Das deutet auch darauf hin, dass die Familie, die nun im 18. Jahrhundert zahlenmässig reduziert ist, sich rascher als früher bildet.

Die G e b u r t e n i n t e r v a l l e (2) in einer Ehe, die keine Mittel zur Beschränkung der Geburtenzahl anwendet oder anwenden will, sind durch eine kurze Dauer gekennzeichnet. Die Geburten folgen einander in regelmässigen, kleinen Abständen, die in ihrer Länge nur von der Tatsache abhängen, ob die Mutter das Kind selber stillt oder nicht (3).
Im Genfer Patriziat stellt man zunehmend grössere Abstände zwischen den Geburten fest:

Gatte geboren	durchschnittliche Geburteninterv.
16oo-1649	2,o6 Jahre
165o-1699	2,41
17oo-1799	3,oo (4)

Diese starke Zunahme von einem Jahr ist zu stark, als dass

(1) Henry, Anciennes familles, pp. 82-86, 178
(2) idem, pp. 92-1o4
(3) Da die Stillzeit eine empfängnisfreie Periode darstellt und von unterschiedlicher Dauer sein kann, stellt sie inbezug auf die Geburtenintervalle die einzige Variable dar in einer Gesellschaft, wo die natürliche Fruchtbarkeit vorherrscht.
(4) idem, p. 94

sie allein durch eine verlängerte Stillzeit erklärt werden könnte. Medizinische Erklärungen fallen auch dahin, da sich die allgemeinen Zustände in dieser Zeit bessern. Man muss sie ebenfalls als Zeichen vermehrter Bemühungen um eine Limitierung der Kinderzahl sehen (1).

Allgemein gesehen ist die S t e r b l i c h k e i t und damit verbunden die Altersstruktur einer Bevölkerung interessant, weil man aus ihnen Rückschlüsse über die wirtschaftliche Lage, den Stand der medizinisch-hygienischen Pflege und das Bevölkerungswachstum bzw. -schwund ziehen kann. Uns interessiert nur letzteres. Wir werden uns dabei vor allem nach Merkmalen umsehen, die Hinweise auf eine massive, kurz- oder langfristige Bevölkerungsabnahme geben könnten, da nach wie vor die Frage des Aussterbens im Vordergrund steht.
In diesem Zusammenhang nimmt zunächst die K i n d e r s t e r b l i c h k e i t eine wichtige Stellung ein; denn es ist nicht nur die Zahl der Nachkommen, sondern auch ihre Ueberlebenschancen, die für das Weiterleben eines Geschlechts bzw. den Umfang einer Bevölkerung entscheidend sind.
Deshalb betrachten wir zuerst den Anteil derer, die als Erzeuger in Frage kommen, bzw. nicht in Frage kommen. Die Grenze ist bei 2o Jahren gezogen, was vertretbar ist, da erfahrungsgemäss (2) die beobachteten Personen erst viel später heiraten.

Kindersterblichkeit bei Kindern geboren		155o-99	16oo-49	165o-99	17oo-49	175o-99
Knaben	%	52,3	48,5	49,o	36,4	25,8
Mädchen		51,4	4o,6	4o,2	3o,1	23,9
beide Geschlechter		51,9	45,o	44,6	33,3	24,8 (3)

(1) Henry, Anciennes familles, pp. 95-96
(2) Vgl. p. 5o
(3) Henry, Anciennes familles, p. 156
Um die Sache zu vereinfachen, haben wir hier den Durchschnitt aller von Henry als Hypothesen angegebenen Werte gebildet.

Im 17. Jahrhundert stehen bei der Geburt die Chancen eines Kindes, das Erwachsenenalter zu erreichen im Verhältnis eins zu zwei, was für damalige Verhältnisse normal, für moderne Begriffe sehr tief ist. Die Chancen verdoppeln sich aber im Verlaufe des 18. Jahrhunderts, d.h. die Kindersterblichkeit geht rund um die Hälfte zurück. Die Mädchen erweisen sich dabei in beiden Zeitabschnitten als widerstandsfähiger.
Rein von diesem Blickpunkt aus gesehen, wäre also eine Bevölkerungszunahme, um nicht zu sagen -explosion, zu erwarten!

Die Entwicklung der L e b e n s e r w a r t u n g der Erwachsenen - nur diese ist für uns noch interessant, da es klar ist, dass sich die allgemeine Lebenserwartung, d.h. die Lebenserwartung bei der Geburt, infolge des Rückgangs der Kindersterblichkeit um die Hälfte verdoppelt - könnte im Falle eines positiven Verlaufs (= Zunahme) diese auf theoretischen Ueberlegungen beruhende Erwartung noch vergrössern.

	Lebenserwartung in Jahren der Generationen geboren (in Klammern die Werte der allgemeinen Lebenserw.)				
	1550-1599	1600-1649	1650-1699	1700-1749	1750-1799
Männer	56,8(28,2)	56,9(30,3)	62,4(32,1)	62,6(39,8)	62,3(46,0)
Frauen	58,5(29,2)	57,7(34,5)	65,5(38,9)	66,7(46,3)	66,2(49,7)
beide Geschl.	57,6(28,7)	57,3(32,4)	63,9(35,5)	64,6(43,0)	64,2(47,8)(1)

Mit und ohne Berücksichtigung der abnehmenden Kindersterblichkeit stellt man eine deutliche Verbesserung der Lebenserwartung fest, wobei die Frauen wiederum bessere Aussichten haben.
Aufgrund der Verschiebung nach oben der Altersstruktur der Erwachsenen liesse sich ebenfalls ein Anwachsen der durch die "anciennes familles" dargestellten Bevölkerung vermuten.

---

(1) Henry, Anciennes familles, pp. 153 / 156

Ob dem wirklich so ist, versuchen wir im nachfolgenden Schlusswort zu beantworten.

S c h l ü s s e : Bemerkenswert sind zunächst einmal die Parallelen, die sich zwischen den Ducs und Pairs einerseits und dem Genfer Patriziat andererseits ergeben. Beide Bevölkerungen sind sowohl von einem starken Rückgang der Geburten- und Kinderzahl als auch von einer ebenso deutlichen Zunahme der Zoelibatshäufigkeit gekennzeichnet. Der Verlauf der Entwicklungen und die Werte weichen nur unbedeutend voneinander ab. Beiderseits lässt sich unter Zuhilfenahme anderer Indikatoren wie Heiratsalter, Alter der Mutter bei der letzten Geburt, Geburtenintervalle und Familienstruktur der Rückgang der Kinderzahl durch gezielte Planung und Geburtenbeschränkung erklären.
Auch zeitlich verläuft die Entwicklung in Genf und beim Hofadel gleich. Sie setzt im 17. Jahrhundert ein und verschärft sich noch im 18. Jahrhundert. Dass das Einsetzen dieser Entwicklung in beiden Schichten zum gleichen Zeitpunkt erfolgt, veranlasst uns, Henry in einer seiner Thesen zu berichtigen. An anderer Stelle (1) weist er nicht nur darauf hin, dass die Ducs und Pairs wegen der Geburtenbeschränkung, die in ihrem Milieu praktiziert wird, ihrer Zeit vorauseilen, d.h. breiteren Schichten den Weg weisen, sondern auch, dass damit Frankreich andern Ländern als Beispiel dient. Wie der Fall Genf zeigt, trifft das letztere nicht zu. Es scheint mir wichtig und interessant festzustellen, dass das Phänomen der Geburtenlimitierung unabhängig von irgendwelchen gegenseitigen Einflüssen in verschiedenen europäischen Führungsschichten auftaucht, d.h. dass es sozusagen ein innerer Zwang ist, der diese Bevölkerungen veranlasst, ihr Verhalten zu ändern.

Eine Abweichung ist beim Heiratsalter festzustellen, wo zwei verschiedene Trends festzustellen sind: beim Hofadel sinkt dieses deutlich, während es in Genf zunimmt. Die Gründe dafür sind höchstwahrscheinlich in den unterschied-

(1) Vgl. pp. 45-46, Henry/Lévy, Ducs et pairs, p. 807

lichen wirtschaftlichen Voraussetzungen und Verhaltensweisen zu suchen. Da dem Heiratsalter aber wegen der gezielten, willkürlichen Planung der Geburten nicht mehr die gleiche Wichtigkeit als Regulator beigemessen werden kann, wie im Falle einer natürlichen Fruchtbarkeit, müssen wir uns nicht weiter damit beschäftigen.
Was die Sterblichkeit betrifft, wissen wir über die Ducs und Pairs zu wenig, als dass sich Vergleiche mit Genf anstellen liessen. Dafür gibt uns Henry ungewollt einen Hinweis zur Frage des Aussterbens, nämlich die Entwicklung des Personenbestandes seiner 19 Geschlechter:

1550-1599	430	Personen
1600-1649	550	
1650-1699	790	
1700-1749	520	
1750-1799	310	(1)

Im Gegensatz zum 17. Jahrhundert ist das 18. Jahrhundert von einem massiven Bevölkerungsrückgang (mehr als 50%) betroffen, ein Rückgang, der nicht nur für diese 19 Geschlechter erwiesen ist, sondern vermutlich auch die gesamte Bürgerschaft betrifft. Als Anhaltspunkte dafür sind die ähnliche Entwicklung anderer Schweizer Patriziate (2) und der repräsentative Charakter dieser 19 Namen inbezug auf die Gesamtheit der Bürgerfamilien zu nennen (3).
Dieser Rückgang lässt sich relativ leicht erklären. Er ist die zeitverschobene Folge - Veränderungen im demographischen Verhalten lassen sich statistisch erst Generationen später feststellen - vereint wirkender, wachstumshemmender Elemente wie die oben genannte zunehmende Zoelibatshäufigkeit und die erstmals auftretende Geburtenreduktion. Ja, es lässt sich sogar erkennen, dass diese Elemente auf der einen Seite den Bevölkerungsdruck (1) innerhalb der Stadtmauern gemindert und auf der andern Seite neu oder verstärkt auftretende wachstumsfördernde Faktoren wie abnehmende Kindersterblichkeit und verlängerte Lebenserwartung

---

(1) Vgl. pp. 50-51 und Anm.1, p. 51
(2) Vgl. Kapitel 1.2.
(3) "...cette fraction est représentative de l'ensemble." Henry, Anciennes familles, p. 18

der Erwachsenen mehr als nur aufgefangen haben.
Es ist aber nicht beim Bevölkerungsrückgang im Sinne der Abnahme des Personenbestandes geblieben. Das Zoelibat und die im Zuge der Schrumpfung der Familien im 18. Jahrhundert nun häufiger vorkommenden kinder- und sohnlosen Ehen (1) haben auch zum Erlöschen von Aesten und Zweigen dieser Geschlechter, d.h. von Familien geführt. Henry hat dies auch festgestellt: ".... les branches ... se sont éteints plus ou moins rapidement." (2) Er hat dieser Tatsache aber weiter keine Bedeutung zugemessen, weil diese Feststellung nicht im Rahmen seiner Fragestellung lag (3).

2.3.3. Weitere Thesen und Quellenaussagen zum Thema Geburtenbeschränkung

Wir haben bereits im Vorfeld zur Betrachtung der Studien über besondere demographische Aspekte im französischen Raum wichtige Thesen betrachtet. Wir denken an die wirtschaftlichen oder sozio-psychologischen Charakter tragenden Argumentationen von Blacker, Ariès u.a.. Diese möchten wir h i e r ergänzen, weil nun durch die praktisch als gesichert geltende Geburtenbeschränkung ein neues Element hinzugekommen ist.

Auch Henry hat sich Jahre nach seiner Studie über Genf, vermutlich angeregt durch sein eigenes Zahlenmaterial, mit dem historischen Hintergrund dieses demographischen Phänomens beschäftigt(4). Aehnlich wie bei Blacker und Forster dominiert bei ihm auch ein wirtschaftlicher Aspekt: der L u x u s und die a u f w e n d i g e L e b e n s f ü h r u n g dieser Zeit, die uns durch die prunkvollen Bauten, die pompösen Feste, die teuren Kleider und die zahlreichen Bediensteten in diesem Milieu bestens bekannt sind. Die Tatsache, dass das Ansehen fast allein an diesen sichtbaren Zeichen gemessen wurde, führte zu einem steten Konkurrenz-

---

(1) Henry, Anciennes familles, pp. 84-85

(2) idem, pp. 18-19

(3) Es geht ihm an dieser Stelle lediglich um die Qualität und die Frage der grösstmöglichen Verzweigung, die Genealogien haben müssen, um als Sample dienen zu können.

(4) Henry, L'apport des témoignages et de la statistique

kampf und einer gesteigerten Prunksucht. Im 18. Jahrhundert wurden diese einerseits durch ökonomische und politische Krisen wie Teuerung und Kriege bedroht. Andrerseits machte sich in diesen Milieus, gerade weil sie einen hohen Grad an Geschlossenheit aufweisen, der Bevölkerungsdruck wegen der beschränkten Expansionsmöglichkeiten äusserst unangenehm bemerkbar. Henry wie auch Suter (1) erblicken in der Beschränkung der Kinderzahl eine Möglichkeit für diese Kreise, dieser zwiespältigen Situation entgegenzuwirken, d.h. die wachsenden Kosten für die teure Lebensführung aufzufangen. Henry erwähnt sogar Quellen, wonach Familien laut eigener Aussagen die Zahl ihrer Kinder herabsetzten, um keine Diener entlassen zu müssen oder neue anstellen zu können (2). Hingegen verwirft er die Argumentation eines Ariès, dem er lediglich einräumt, die durch die neue Erziehung der Kinder entstandenen Mehrkosten, wie z.B. das Schulgeld, könnten ein zusätzlicher Anlass für die Geburtenbeschränkung gewesen sein.

Hélène Bergues unterstützt diese These durch zahlreiche Belege (3) und den Hinweis, dass schon die dem Luxus verfallenen Oberschichten des antiken Athens und Roms den Nachwuchs gezielt vernachlässigt hätten.

Nach Bergues gesellt sich zu alledem noch die zunehmende Sorge der Frau, ihre Schönheit und Gesundheit nicht durch allzu zahlreiche Geburten zu beeinträchtigen, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass schon früher in Oberschichten der Brauch verbreitet war, die Säuglinge zum Stillen zu Ammen ausserhalb der Stadt zu geben (4).

---

(1) Suter, Sur la diffusion des méthodes contraceptives, pp. 35o-361

(2) Henry, L'apport des témoignages, p. 384

(3) Bergues, La prévention des naissances dans la famille, pp. 256-297

(4) Ein Beispiel hiefür stellt der bekannte Briefwechsel zwischen Madame de Sévigné und ihrer Tochter dar, der praktisch eine einzige Verwünschung der Kinderplage aus Schönheits- und Gesundheitsgründen darstellt.
Bergues, La prévention, pp. 32-33, 155, 169 f.
Henry, Anciennes familles, p. 175

Auch die parallel zur Geburtenreduktion zunehmende Zahl der ausgesetzten Kinder kann als zusätzliches Argument für eine Suche nach der Befreiung von hohen Kinderzahlen gesehen werden. Die Ausmasse der Aussetzung lassen fast auf eine organisierte Form dieses Verhaltens schliessen. In Paris wurden zwischen

1640-1649: 3000
1710-1719: 17000 Kinder ausgesetzt (1).

Daraus folgert Bergues - und das steht natürlich in krassem Widerspruch zur These von Ariès -, dass die Geburtenbeschränkung, das Aussetzen von Kindern und die Verbreitung schwangerschaftsverhütender Methoden untrennbar mit einem Schwinden der elterlichen Gefühle zu betrachten sind (2).

Da die k a t h o l i s c h e K i r c h e wegen ihrer Lehren damals wie heute eine kategorische Stellung zum Problem der Familienplanung und Geburtenbeschränkung einnehmen m u s s , haben wir uns auch kirchlichen Zeugnissen zugewandt. Henry sagt mit einem gewissen Zynismus, dieses Problem sei vermutlich der einzige Punkt gewesen, in dem die Ansichten von Kirche und Adel nicht übereinstimmten. Dies sei jedoch ohne Aufprall geschehen, da die Verbreitung dieses neuen Verhaltens nicht mit Propaganda geschah, sondern nach und nach als Folge eines gewissen Sittenzerfalls oder einer freizügigeren Denkensart zu Tage trat (3).
Während der R.P. M. Riquet sich für seinen Aufsatz auf weltliche Quellen stützt (4), begründet Venard seine Aussagen (5) mit Schriften von St. François de Sales (1567-1622), Bischof und Seelsorger, von Bossuet, Prediger und Seelsorger (1627-1704) und des jesuitischen Theologen Sanchez (17. Jahrhundert), der als Theoretiker einzustufen ist. Alle drei - und mit ihnen andere Seelsorger - begegnen dem Problem der Geburtenregelung und den damit verbundenen Praktiken im Beichtstuhl. Es sind fromme, gläubige Frauen, nicht

---

(1) Bergues, La prévention, pp. 169, 175
(2) idem, p. 186
(3) Henry, L'apport des témoignages, pp. 365-367
(4) Riquet, Le point de vue de l'Eglise Catholique in Travaux et Documents de l'I.N.E.D., Cahier 35, pp. 330-350
(5) Venard, Contributions à l'histoire des pratiques contraceptives, in Population 1954, pp. 683-692

leichtlebige Geschöpfe, die um Rat bitten. Die Schriften dieser Geistlichen beschreiben uns das Bild eines M e n s c h e n , der ängstlich seine Familie wachsen sieht, während seine Einkünfte gleich bleiben. Er bemüht sich, seine innerehelichen Beziehungen einzuschränken oder unfruchtbar zu machen, nicht weil er seine Kinder nicht ernähren kann, sondern weil er befürchtet, dass nach seinem Tod eine Zerstückelung des Besitzes seinen Nachkommen nicht gestatten würde, ein ranggemässes Leben zu führen, oder dass durch eine zu hohe Kinderzahl die Stellung seiner Familie, ihre Güter und Lebensführung kompromitiert würden (1).
So klar und deutlich diese Geistlichen das Problem sehen, so eindeutig lehnen sie auch jegliche Manipulation des Geschlechtsverkehrs, der Empfängnis und der Schwangerschaft ab und erklären sie gemäss den Geboten und Kirchengesetzen als Todsünde (2).
Dass sogar Geistliche, die es leichter gehabt hätten, Erklärungen auf rein sittlich-psychologischer Ebene zu suchen, auf wirtschaftliche Motive hinweisen, zeigt die Richtigkeit ökonomisch gelagerter Thesen.

2.3.4. Einige abschliessende Betrachtungen

Vom Gesichtspunkt der F ü h r u n g s s c h i c h t e n selber gesehen, ist zunächst einmal ein gewisses widersprüchliches Verhalten zu erwähnen. Sie fühlen sich materiell und demographisch bedroht, was u.a. in der Angst vor Erbteilungen, Prestigeverlust und Ueberbevölkerung zum Ausdruck kommt. Deshalb greifen sie, eher bewusst als unbewusst, zu "Massnahmen" wie Zoelibat und Geburtenbeschränkung. Ihre Reaktion ist aber so rasch und heftig, dass sie sich binnen kurzer Zeit in den Bereich einer andern Gefahr begeben: die zahlenmässige Abnahme ihrer Bestände! Ob sie diese sehen, erfahren wir nicht. Sie ist aber sicher nicht zu unterschätzen, da die Demographen

(1) Venard, Contributions, p. 691
Riquet, Point de vue, pp. 33o-333

(2) Venard, Contributions, pp. 684-685, 688-69o

von damals und heute dieses Verschwinden oder Erlöschen immerhin feststellen. Das Erstaunliche - und damit stellen wir uns jetzt auf den Standpunkt der V e r f a s s e r der betrachteten Studien - ist, dass man auf diesen Aspekt praktisch nicht eingeht, und deshalb auch auf oberflächliche Erklärungsversuche wie Krieg, Epidemien, Sterilität infolge Inzucht innerhalb dieser geschlossenen Kreise verzichtet. Umso mehr wird aber die G e b u r t e n b e s c h r ä n k u n g , ein in dieser Epoche offenbar lange Zeit unvermutetes und deshalb faszinierendes Verhalten, von allen Seiten her durchleuchtet, um ihre Hintergründe zu erfahren. Was diese betrifft, nehmen die wirtschaftlichen Motive den wichtigsten Platz ein.

2.4. Das Aussterben im schwedischen Adel

Der Adel Schwedens, aus dem Grossbauerntum hervorgegangen, war eine Schicht, die sich durch Kriegführung, Rechtssprechung und grossen Grundbesitz von den andern abhob. Zwischen 152o und 1595 verlor er einen Teil seiner Macht; nach 1697 büsste er durch den Verlust der Hälfte seines Landbesitzes auch einen Teil seiner Stellung ein, um dann schliesslich, am Ende des 18. Jahrhunderts, wie der übrige europäische Adel, als Stand unterzugehen. Trotz dieser Einbussen und der Tatsache, dass die vielen Nobilitierungen des 17. Jahrhunderts ihn des mittlerweile zur Untersuchungsbedingung erhobenen Geschlossenheitscharakters teilweise berauben, findet diese Studie (1) hier einen Platz wegen seiner Eigenschaft als Führungsschicht und seiner speziellen Demographie (2).

2.4.1. Die Ausmasse des Aussterbens von 1616 bis 1895

Es sind die A u s m a s s e der Regression des Geschlech-

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, Jena 19o3
(2) idem, pp. 13-24

terbestandes (1) des schwedischen Adels, die den Autor zu dieser empirisch-demographischen Arbeit veranlasst haben.

Von den um 1615 vorhandenen und bis 1895 neu aufgenommenen Geschlechtern waren zu diesem Zeitpunkt noch 717 am Leben. 2316 Geschlechter, d.h. 76% (Weggezogene inbegriffen) des Adels waren in der Zwischenzeit erloschen! Diese Zahl ist nach Fahlbecks These grösser als anderswo (2): sie übertrifft die "normalen" (sic) 5o% bis 6o% Abnahmen, die man in Finnland, England, Bern (!), Venedig oder bei den deutschen Städtepatriziaten antrifft (3). Auf den ersten Blick scheint Fahlbeck recht zu haben. Sieht man jedoch genauer hin, so stellt man fest, dass der Vergleich hinkt. Um zu verstehen weshalb, müssen wir uns die Zahlen genauer ansehen (4):

	Summe der adligen Geschlechter (ohne die Weggezogenen)	ausgestorbene Geschlechter absolut	relativ
-159o	131	98	74,8%
1591-164o	126	1o2	8o,9
1641-169o	913	774	84,8
1691-174o	594	475	8o,o
1741-179o	3o3	19o	62,7
1791-184o	146	75	51,4
T o t a l	2213	1714	77,4%

(1) Das Geschlecht (= Verband von Familien mit gleichem Namen und Stammvater) nimmt bei Fahlbeck als demographische Einheit einen wichtigen Platz ein. Er betrachtet sie als politisch-ökonomische Interessengruppe und physiologisch-natürliche Volksgruppe mit Tradition, Einheitscharakter und starker Bindung an einen Besitz. Zur Beobachtung teilt er sie in Glieder (= Generationen) ein. Bei ihm gilt ein Geschlecht als ausgestorben, sobald die Linie direkter männlicher Nachkommen abbricht oder dieses sich durch Wegzug seiner Beobachtung entzieht. Letzteres ist für uns nicht interessant. Da dies nur 79 von 2316 betrifft, also etwas mehr als 3% ausmacht, fällt es nicht ins Gewicht. Wir können diese Gruppe deshalb getrost ausklammern.
(2) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, Jena 19o3, pp. 49-52
(3) idem, pp. 53-54, 68
(4) idem, p. 79
Der Einfachheit halber wurde die Tabelle gerafft; die Gruppen von 25 Jahren wurden in solche von 5o Jahren umgewandelt, was keine Manipulation der Zahlen darstellt.

Absolut gesehen liegen diese Werte z.B. weit über denjenigen von Bern oder Zürich. Damit sie aber an Aussagekraft gewinnen, müssen sie, wie wir es für die schweizerischen Stadtaristokratien und für Toulouse gemacht haben, nicht nur in Relation zum Gesamtbestand, sondern auch zur **Z e i t s p a n n e** (über die sich die Abnahme erstreckt) gebracht werden. Das ergibt dann folgendes Bild:

• Anzahl ausgestorbener Geschlechter pro Jahr:	6,9
jährlich aussterbender Anteil im Verhältnis zum ganzen Adel:	o,31% (1).

Die jährliche Aussterberate im schwedischen Adel beträgt also o,31% und befindet sich damit o,o3% **u n t e r** dem aus den schweizerischen Werten gebildeten Durchschnitt von o,34%! (2)
Man könnte demzufolge behaupten, das Aussterben im schwedischen Adel sei sogar geringer als in der Schweiz. Angesichts der kleinen Differenz von o,o3%, die eventuell durch quellenbedingte Fehler zustande gekommen sein könnte, begnügen wir uns mit der Fahlbecks Behauptung abschwächenden Feststellung, dass das Aussterben adeliger Geschlechter in Schweden verhältnismässig nicht grösser ist als in der Schweiz.

Erstaunt über dieses Phänomen und seine Ausmasse hat sich Fahlbeck weitere Fragen gestellt:

a) Ist diese Abnahme wirklich ein Aussterben?
b) Müssen die Geschlechter, ähnlichen Gesetzen gehorchend wie der Mensch, auch sterben?
c) Welche Geschlechter werden von diesem Schicksal betroffen?

---

(1) Vgl. dazu die Werte von Bern und Zürich p. 13 + 14, und Toulouse p. 44, Anm. 3
Wir erinnern daran, dass die jährliche Aussterberate errechnet wird, indem man den Prozentsatz ausgestorbener Geschlechter durch die Anzahl Jahre der Zeitspanne, in der das Aussterben beobachtet wird, teilt.

(2) Bern: o,41%
Zürich: o,27%
} o,34%

Erstere beantwortet er mit einem deutlichen Ja , gegen das vom Gesichtspunkt der heute noch gültigen genealogischen Definition des Aussterbens, nämlich Abbruch in der Linie der direkten männlichen Nachkommen, nichts einzuwenden ist (1). Die Töchter oder Frauen können, obschon sie z.T. Träger der Erbmasse sind - was biologisch u n d erbrechtlich zu verstehen ist - ein Geschlecht nicht vor dem Erlöschen bewahren, da sie bei der Heirat ihren Namen verlieren, bzw. ihre Kinder den Namen des Vaters erhalten.
Die Zerbrechlichkeit dieser Definition hingegen, die mit der rechtlichen Stellung der Frau steht und fällt und damit bald revisionsbedürftig werden könnte, ist nicht ausser Acht zu lassen. Würde nämlich im Zuge der Gleichberechtigung der Frau iuristisch die Möglichkeit gegeben, bei der Heirat ihren Namen zu behalten und eventuell sogar ihren Kindern weiterzugeben - der erste Schritt ist heute teilweise vollzogen - , so müsste die Definition wie folgt geändert werden: Ein Geschlecht / eine Familie gilt dann als ausgestorben, wenn es weder Nachkommen des einen noch des andern Geschlechts hat. Somit würde nur Kinderlosigkeit noch ein Erlöschen bewirken, was natürlich die Ausmasse und Häufigkeit dieser Erscheinung grundsätzlich verändern würde!

Die zweite Frage verneint er kategorisch. Wären nämlich die Völker und die Menschheit, d.h. die Summe aller Geschlechter, dem gleichen Gesetz wie das einzelne Individuum unterworfen, so müssten diese auf lange Sicht aussterben. Die Entwicklung der Weltbevölkerung sowie mathematische Berechnungen neuerer Zeit haben das Gegenteil bewiesen. Damit verschiebt sich die Frage: sterben die Adels- und Patriziergeschlechter in höherem Masse aus? Fahlbeck sieht darauf keine Antwort (2). Einzig empirische Untersuchungen und Vergleiche mit andern Schichten könnten hier Licht schaffen. Meines Wissens liegen heute noch keine solchen vor. Da diese Fragestellung keine Antwort findet, drängt sich die dritte der oben gestellten Fragen auf: welches sind dann die

---

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 60-62
(2) idem, pp. 56-59

aussterbenden Geschlechter?
Diese ist entscheidend für Fahlbecks weitere statistische Untersuchungen. Er stellt zunächst eine ganz unterschiedliche Lebenskraft fest, je nachdem ob es sich um "junge" oder "alte" Geschlechter handelt: dreiviertel der Geschlechter starben aus, bevor sie 1oo Jahre alt wurden; ein einziges Geschlecht wurde älter als 3oo Jahre! Die meisten erloschen im ersten bis dritten Glied (= Generation). Wer diese dritte Generation überlebte, hatte erhöhte Lebenschancen (1). Deswegen und weil wegen der Regelmässigkeit, mit der das Aussterben bis um 175o erfolgte (2), wirtschaftliche (Konjunktur), politische (Kriege) und hygienische (Pest, Seuchen) Veränderungen als Gründe nicht in Frage kommen, sieht Fahlbeck die Erklärung vor allem in den sozio-ökonomischen schichtspezifischen Schwierigkeiten der "Aufsteiger"; sie waren seiner Meinung nach den gesteigerten Ansprüchen ihrer neuen Umgebung und den Aufstiegsanstrengungen nicht gewachsen, was sich letzten Endes auch im demographischen Bereich niederschlug (3).
Auffallend an dieser These ist ihre Aehnlichkeit mit derjenigen von Blacker (4), wo Aufstieg und Anpassung als Anlass zur Geburtenbeschränkung betrachtet werden. Nun, Aussterben und Geburtenlimitierung sind nicht dasselbe. Dennoch könnte ein interessanter Zusammenhang zwischen den beiden Phänomenen bestehen, der beide Thesen gewissermassen untermauern würde: Geburtenbeschränkung als (teilweise) Ursache des Aussterbens?

2.4.2. Demographische Merkmale des schwedischen Adels

Den zweiten und grössten Teil seiner Arbeit widmet Fahlbeck der demographisch-statistischen Untersuchung des Adels. Zur näheren Betrachtung teilt er die Geschlechter in zwei Grup-

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 68-81
(2) Vgl. Tabelle p. 63, 3. Kolonne
Der Rückgang von ~ 8o% auf 62% bzw. 51% widerspricht dieser These keineswegs; im Gegenteil er bestärkt sie: da v.a. junge Geschlechter ausstarben und seit 169o spürbar weniger Geschlechter in den Adel aufgenommen wurden, ist es logisch, dass auch weniger Geschlechter erloschen.
(3) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 81-96
(4) Vgl. Kapitel 2.2.1. und 2.2.2.

pen ein: solche, die aussterben und solche, die überleben (1). Diese Methode hat den Vorteil, dass er leicht und einwandfrei herausfindet, ob und welche generativen Besonderheiten die jungen (aussterbenden) von den älteren (überlebenden) Geschlechtern unterscheiden. Sie hat aber auch Nachteile. Da der Geschlechterbestand in zwei Teile zerlegt wird, entsteht keine Gesamtstatistik. Es lassen sich infolgedessen auch keine Feststellungen oder Aussagen über diese Schicht als einheitliche Volksgruppe machen, was Vergleiche mit andern europäischen Führungsschichten erschwert oder unmöglich macht. Ferner lässt dieses Vorgehen jegliche zeitliche Einteilung vermissen. Beiden Gruppen gehören Geschlechter an, die aus den unterschiedlichsten Epochen stammen. Es kann also z.B. sein, dass in ein und derselben Gruppe Geschlechter aus der Zeit um 1600 wie auch um 1850 anzutreffen sind (2). Das ist meiner Meinung nach fahrlässig; denn dadurch werden unabhängig von der unterschiedlichen Lebenskraft und den Voraussetzungen epochenspezifische Erscheinungen und Verhalten vermischt und verwischt. Es ist ja schon an anderer Stelle gesagt worden, dass auch in Führungsschichten - und das trotz ihrer Abgeschlossenheit - das generative Verhalten im 18. Jahrhundert nicht dasselbe war wie im 17. Jahrhundert. Deshalb sollte man es vermeiden, Bevölkerungen oder Personengruppen verschiedener Epochen in denselben Topf zu werfen, da ein möglicher Wandel auf diesem Weg in einer Statistik nicht oder nur ungenügend zum Ausdruck kommt.

Die einzige zeitliche Gliederung, die Fahlbeck vornimmt, erfolgt weder horizontal, d.h. nach Jahrhunderten, Halbjahrhunderten oder kleineren Zeiteinheiten, noch vertikal, d.h. mittels Schnitten zu gewissen Stichdaten, wie das heute üblich ist, sondern nach Gliedern (Generationen). Er unter-

---

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 101/128/132

(2) Dadurch werden die Statistiken der beiden Gruppen völlig zeitatypisch. Weil sich in beiden Gruppen sowohl Geschlechter befinden, die z.B. die Geburtenbeschränkung kennen (Stammbaumansatz nach 1800), als auch solche, die diese nicht kennen (Stammbaumansatz vor 1600), erhält man Zahlen, die einen Mittelwert zwischen zwei total verschiedenen generativen Verhalten aus total verschiedenen Zeiten darstellen, der keiner Realität entspricht!

scheidet bloss hochgliedrige (= lebende) und niedriggliedrige (= aussterbende) Geschlechter, was inbezug auf zeitliche Abweichungen nicht viel bringt, da sich in ein und derselben Gruppe Geschlechter befinden, deren Stammbaumansatzpunkte um hundert, zweihundert oder mehr Jahre auseinanderliegen.

Ungeachtet der Fragwürdigkeit dieser Methode wollen wir nicht ganz auf Fahlbecks Angaben verzichten, da sie immerhin Hinweise auf die Art, wie das Aussterben eingeleitet wird, geben. Ausserdem gestatten sie - wenn auch ein Vergleich Abschnitt für Abschnitt wie bei Henry's System dahinfällt -, wenigstens was Trend und Tendenz betreffen, in beschränktem Masse Analogien und Unterschiede festzustellen.
Das Problem zeigt aber, wie wichtig die Wahl einer einheitlichen Methode in der modernen historischen Demographie ist, wenn Studien den internationalen Vergleich sollten bestehen können!

Aehnlich wie in Frankreich und Genf begegnen wir auch in Schweden einer Krise der E h e l i c h k e i t . Der einheimische Adel weist im 17. bis 19. Jahrhundert eine Zoelibatshäufigkeit auf, die andere europäische Aristokratien sogar übertrifft (1). In der Gruppe der aussterbenden Geschlechter ist die Ehelosigkeit ebenso häufig anzutreffen wie die Ehe. Sie beträgt bei den Männern - leider gibt Fahlbeck nur diese Werte an - sehr hohe 48,6%! (2) Auch bei den lebenden Geschlechtern ist sie mit 25,5% bis 33,4% relativ hoch; verglichen mit der obigen Gruppe ist es allerdings wenig (3).

---

(1) Wir rufen folgende Zahlen in Erinnerung:

Toulouse	167o-179o:	4o%
franz. Hofadel	165o-1799:	21,6%
Patriziat Genf	16oo-1799:	19,2%

(2) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, p. lol

(3) idem, pp. 129-131

Erwartungsgemäss weichen die beiden Gruppen auch in der F r u c h t b a r k e i t deutlich voneinander ab. Von der ersten zur letzten beobachteten Generation sinkt bei der Gruppe "lebend" in den fruchtbaren Ehen die Zahl der lebendgeborenen Kinder von durchschnittlich 6,o auf 4,7 (1). Bei der "aussterbenden" Gruppe verläuft die Entwicklung in dieselbe Richtung. Nur ist die Verminderung noch viel ausgeprägter, nämlich von 5,1 auf 1,7 (2). Dieser starke Rückgang trägt natürlich viel zum Untergang bei.

Die Entwicklung der Kinderzahl nimmt einen ganz wichtigen Platz ein in der Frage des Aussterbens. Es ist zwar in beiden Gruppen eine rückläufige Tendenz festzustellen, aber nur bei den erlöschenden Geschlechtern nimmt sie Ausmasse an, die sich als katastrophal erweisen, wenn man noch die

---

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 131-134

An dieser Stelle drängt sich die Ergänzung auf, wie diese Zahlen zustande kommen. Wir tun das hier am Beispiel der Fruchtbarkeit. Das Vorgehen ist aber, was die andern Kriterien wie Kindersterblichkeit, Geburtenverhältnis etc. betrifft, dasselbe.
Wir gehen aus von Fahlbecks Statistik, die folgendes Aussehen hat:

Anzahl lebend geborener Kinder bei den lebenden Geschlechtern

Generation	I	II	III	IV	V	VI
3-Gliedsgeschlechter:	5,3 b					
4- " "	5,7	4,5 b				
5- " "	6,2	4,7				
6- " "	6,4	4,7	4,5 b			
7- " "	6,7	5,1	4,9	4,7 b		
8- " "	5,3	5,4	5,4	4,9	4,4 b	
9- " "	6,1	5,3	4,9	4,9	4,5	4,7 b
	a					

Wir bilden ein Mittel aus den a-Werten und ein Mittel aus den b-Werten. Die Differenz stellt dann den Unterschied zwischen frühem und spätem generativen Verhalten einer Geschlechtergruppe dar. Dadurch erreichen wir sowohl ein Bild des Entwicklungsverlaufs als auch eine Vereinfachung der Statistiken, ohne dass ihre Aussagen verfälscht würden.

(2) Fahlbeck, idem, pp. 1o5-1o9

Kindersterblichkeit, das Verhältnis der Geschlechter in den Geburten und die Kinderlosigkeit in die Betrachtung miteinbezieht. In all diesen drei Kriterien schneiden sie bedeutend schlechter ab:

		lebende Geschlechter	aussterbende Geschlechter
durschnittliche **Kindersterblichkeit** vor dem 2o. Altersjahr bei Männlichen:	1. Glied	23,5%	29,2%
	letztes Glied	25,7%(1)	44,9%(2)
Verhältnis der Geschlechter in den Geburten / Anzahl Knaben auf 1oo Mädchen:	1. Glied	123,o%	126,6%
	letztes Glied	1o7,3%(3)	83,7%(4)
Kinderlosigkeit in % aller Ehen:	1. Glied	7,o%	12,4%
	letztes Glied	12,5%(5)	64,7%(6)

Theoretisch braucht ein Geschlecht mindestens 1 männlichen Nachkommen (der heiratet und Kinder zeugt), um weiterzubestehen. Dass diese Zahl von den aussterbenden Geschlechtern wegen ihrer ungünstigen demographischen Voraussetzungen nach wenigen Generationen schon nicht mehr erreicht wird, zeigt die Kombination der Geburtenzahl mit den andern Kriterien (siehe Tabelle S. 7o). Bei den 1,7 Geburten der letzten (beobachteten) Generation müssen nämlich noch die hohe Kindersterblichkeit, die geringen Heiratschancen, die häufige Kinderlosigkeit und das für Knaben negative Geschlechterverhältnis bei der Geburt berücksichtigt werden. Werden alle diese Faktoren mitgerechnet, so erhält man folgenden Wert: o,o7o. Das ist die durchschnittliche Zahl männlicher Nachkommen mit weiterer Nachkommenschaft pro Geschlecht der Gruppe "aussterbend". Das Minimum wird also bei weitem nicht erreicht. Das heisst mathematisch ausgedrückt, dass die untergehenden Geschlechter bei ihrenspezifischen generativen Eigenschaften rund 14 mal mehr Kinder haben müssten, um

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 136-137
(2) idem, pp. 117-123
(3) idem, pp. 135-136
(4) idem, pp. 113-117
(5) idem, p. 134
(6) idem, pp. 11o-112

ihrem Schicksal auszuweichen (1)!

Es stellt sich nun die Frage, wie die aussterbenden Häuser zu diesen schlechten bevölkerungsmässigen Voraussetzungen kommen?

2.4.3. Die Gründe des Aussterbens

Nach Fahlbeck ist das Aussterben von 3/4 des schwedischen Adels weder ein Werk des Zufalls noch ein mathematisches "Muss". Alle erwähnten Aussterbemomente wie sinkende Fruchtbarkeit, grosse Ehescheu und anderes mehr können rein zufällig vorkommen. Damit sie aber d i e Wirkung erreichen, die sie haben, nämlich ein Aussterben, müssen sie in grossem Masse vorhanden sein, vereint wirken und das Geschlecht in einem kritischen Punkt treffen.

Die ersten zwei Bedingungen sind, wie wir oben gesehen haben, erfüllt; der für die meisten Familien verhängnisvolle Augenblick ist der Aufstieg (2): das scheint die Tatsache, dass vorwiegend niedriggliedrige Verbände erlöschen, zu beweisen.

Wie sind diese Elemente aber in Zusammenhang zu bringen? Fahlbeck unterscheidet diesbezüglich zwischen psychologischen und physiologischen Faktoren. Zu den ersteren zählt er die Mutlosigkeit vor der Ehe, die sich aus wirtschaftlichen (Einkaufssumme, neuer Lebensstandard) und zeitlichen (Beanspruchung durch Modalitäten und Repräsentationsaufgaben) Gründen beim Aufsteiger einstellt (3), zu den zweiten den Rückgang der Kinderzahl bis zur gänzlichen innerehelichen Unfruchtbarkeit, die zunehmende Kindersterblichkeit und die Prädominanz weiblicher Geburten, die seiner Ansicht nach als Beweise einer durch häufiges Heiraten innerhalb der gleichen V o l k s g r u p p e (und nicht etwa Verwandschaft) - dadurch vermehren sich die für diese

---

(1) Der gleiche Wert bei der lebenden Gruppe beläuft sich auf 1,21; das heisst nichts anderes, als dass diese Geschlechter sogar einen Ueberschuss an männlichen Nachkommen mit weiterer Nachkommenschaft aufweisen.

(2) Vgl. Kapitel 2.4.1.

(3) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 156-157

Schicht typischen biologischen Schwächen - eintretenden Degeneration zu betrachten sind.Das heisst, wie Fahlbeck es in einem Satz formuliert: "Der Mensch bezahlt seinen Aufstieg und die Verfeinerung seines Lebens mit dem Verlust seiner Nachkommen" (1).
Die erste Hypothese, d.h. die psychologische Argumentation, mag einleuchtend sein. Wir treffen sie auch anderswo an und zwar untermauert durch zeitgenössische Quellen (2). Zur Degenerationstheorie hingegen ist zu sagen, dass sie in modernen Darstellungen kaum mehr Verständnis findet, weil ihr das medizinisch-biologische Fundament fehlt. Ausserdem spricht die Vielzahl der Geschlechter und die häufige Aufnahme neuer Familien gegen eine solche Theorie. Fahlbeck versucht auch nicht, diese These anhand einer Statistik über die Häufigkeit der Ehen innerhalb eines geschlossenen Geschlechterkreises zu belegen, ein Versuch, der für ein begrenztes Sample zeitlich und methodisch durchaus realisierbar wäre.

Ebenso erwähnenswert wie - mangels Gegenbeweisen - nicht einzusehen ist die Eindeutigkeit, mit welcher er die Hypothese der Geburtenbeschränkung, die sowohl bei den aussterbenden als auch bei den überlebenden Geschlechtern die sinkende Fruchtbarkeit erklären könnte, verwirft: "... denn die moderne (!) Sitte, die Anzahl der Kinder auf eins oder zwei zu beschränken, ist unter diesen Geschlechtern nicht bekannt gewesen" (3).

2.4.4. Schlüsse und allgemeine Betrachtungen

Der Reiz des Studiums älterer oder verschiedener historischer Darstellungen, die denselben Gegenstand als Thema haben, liegt in der Ergründung und im Vergleich der unterschiedlichen Betrachtungsweisen und Interpretationsversuchen, aber auch im Vergleich der Ergebnisse. Es ist vor allem dieser zweite Aspekt, dem wir uns hier widmen wollen.

---

(1) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 161-165 / 292-303
(2) Vgl. die Kapitel 2.2.1. und 2.3.3.
(3) Fahlbeck, idem, p. 109

Ausgehend von Fahlbecks Aussagen haben wir anfänglich für den schwedischen Adel ein Aussterben erwartet, das in seinem Ausmass die Verhältnisse in Bern, Zürich und andern Führungskreisen weit übertreffen würde. Wir haben jedoch festgestellt, dass dieses, ins richtige Verhältnis zu Zeit und Gesamtmasse gesetzt, sich im gleichen Rahmen bewegte. Erstaunlich dabei ist, dass zwei Volksgruppen, die zwar von der gesellschaftlichen Stellung und von ihrer Funktion her identisch sind, die aber durch Tausende von Kilometern getrennt und unter ganz andern Bedingungen leben, von einer ähnlichen "Krankheit" befallen sind. Es kommt noch dazu, dass diese Krankheit in allen Fällen dieselben Symptome aufweist: Krise der Ehelichkeit und Verminderung der Fruchtbarkeit. Abweichungen lassen sich einerseits in der Häufigkeit dieser beiden Merkmale und andrerseits in der Kindersterblichkeit, die in Schweden im Gegensatz zu Westeuropa zunehmend ist, feststellen. Wie gross die Unterschiede in Ehelichkeit und Fruchtbarkeit sind, die jedoch nur mengenmässig und nicht im Entwicklungsverlauf abweichen (im Gegensatz zur Kindersterblichkeit), lässt sich wegen Fahlbecks Methodik nicht genau sagen.

Wir wollen an dieser Stelle gleichwohl den Versuch wagen, mittels mathematischer Ueberlegungen am Beispiel der Kinderzahlen zu zeigen, wie nahe die Werte beieinander liegen. Wir wissen, dass dreiviertel der a u s s t e r b e n d e n Geschlechter irgendwann zwischen der ersten und dritten bzw. vierten Generation untergehen und dass dies vorwiegend Geschlechter betrifft, die während der Blütezeit des Adels nobiliert worden sind. Der Grossteil dieser Nobilitierungen fand zwischen 164o und 169o statt, was bei einer Lebensdauer von ein bis vier Generationen (Fahlbeck veranschlagt die Generation auf ca. 3o Jahre) ein Aussterbedatum ergibt, das zwischen 17oo und 18oo zu situieren ist. Das heisst: die durchschnittliche Kinderzahl der im dritten und vierten Glied erlöschenden Geschlechter, nämlich 1,7, liegt auch in dieser Zeitspanne, während der Durchschnitt von 5,1 Kindern für das erste Glied auf die Mitte des 17. Jahrhunderts fällt.

Andrerseits haben wir erfahren, dass die Geburtenzahl der überlebenden Geschlechter vom ersten bis zum letzten (sechsten) Glied wesentlich langsamer zurückgeht: von 6,o in der ersten über 4,9 in der dritten auf 4,7 in der letzten Generation. Da dies ältere Geschlechter sind, d.h. solche, deren Aufnahme um Generationen v o r der der erlöschenden stattgefunden hat, fällt zeitlich gesehen die vierte Generation der einen (aussterbenden) Gruppe mit der sechsten der andern (lebenden) Gruppe, bzw. die erste mit der dritten zusammen. Das gestattet uns, die anfänglich unvergleichbaren (weil zeitlich nicht definiert) Mittelwerte der einzelnen Generationen approximativ in solche zu verwandeln, die wir mit den Zahlen anderer Führungsschichten vergleichen können.
Bilden wir nun ein Mittel aus den oben beschriebenen Werten der beiden Gruppen, so erhalten wir folgende Kinderzahlen (1):

	17. Jhdt.	18. Jhdt.
schwedischer Adel:	5,o	3,2
zum Vergleich		
französicher Adel:	6,1	2,4
Genf:	4,8	2,9
Toulouse:	4,9	3,4 (2)

Weil Fahlbeck in der Diskussion um den Rückgang der Fruchtbarkeit ohne ersichtlichen Grund das Argument der Geburtenbeschränkung unter den Tisch wischt, möchten wir die Aehnlichkeit, die sich sowohl in der tendenziellen Entwicklung als auch im Absolutbetrag dieser Zahlen feststellen lässt zwischen dem generativen Verhalten in Schweden und andern Führungsschichten herbeiziehen, um auf dem Weg eines Analogieschlusses folgende Hypothese, die sich sehr gut in Einklang mit Fahlbecks Aufstiegstheorie bringen liesse, zu formulieren: vieles spricht dafür, dass der Rückgang der Geburtenzahl auch im schwedischen Adel mit Absicht herbeigeführt wurde.

---

(1) Diese Werte sind nicht als Durchschnittswerte des ganzen Adels zu betrachten, da bei unserer Rechnung das Verhältnis der Personenbestände der lebenden und aussterbenden Geschlechter zueinander nicht berücksichtigt werden konnte.

(2) Vgl. dazu die entsprechenden Kapitel

2.5. Das Aussterben aus der Sicht eines Biologen

2.5.1. Die demographische Entwicklung des venezianischen Adels vom 16. bis 18. Jahrhundert

A u s g a n g s p u n k t für Rodenwaldts Untersuchungen über die Biologie des venezianischen Adels, der - dies sei nebenbei gesagt - von seiner Struktur, Führungsrolle und seiner kastenartigen Abgeschlossenheit her durchaus mit den andern oben betrachteten Führungsschichten zu vergleichen ist, bilden zwei Akte, die rund 250 Jahre auseinanderliegen und wegen ihres, man wäre fast geneigt zu sagen, widersprüchlichen Inhalts die Aufmerksamkeit auf sich ziehen (1):

a) Ein Senatsbeschluss von 1520 hält fest, dass die Zahl der Adeligen sich dermassen vermehrt hat, dass die in der Verfassung ursprünglich vorgesehene Gleichberechtigung aller adeliger Familien bei der Verteilung von Regierungsstellen nicht mehr gewährleistet werden kann.

b) Ein Protokoll des Grossen Rates aus dem Jahre 1775 klagt über die Abnahme im zahlenmässigen Bestand der aristokratischen Körperschaft und stellt fest, dass sich in den letzten 100 Jahren die Reihen der patrizischen Geschlechter trotz zahlreicher Neuaufnahmen durch A u s s t e r b e n ausserordentlich stark gelichtet haben.

Rodenwaldts Absicht ist es, vom Standpunkt des Biologen aus das Phänomen des Aussterbens zu durchleuchten. Er tut dies auf zwei Wegen; zuerst versucht er, diese Erscheinung mit der Historischen Entwicklung Venedigs in Zusammenhang zu bringen. Darauf stellt er eine empirische Untersuchung an, um seine Theorie zu beweisen und zu untermauern.
Zunächst wirft er die Frage auf, ob neben dem wirtschaftlichen und politischen Geschehen nicht auch endogene Vorgänge und Abläufe im Bereich der Adelskaste einen Anteil am Zerfall der Republik hatten. Diese Frage beantwortet er mit einem deutlichen Ja. Er ist überzeugt, dass endogene Elemente im Sinne biologischer Notwendigkeiten im Bereich des menschlichen Lebens immer eng mit den Auswirkungen soziologischer und politischer Vorgänge verbunden sind. Somit ist für ihn der mit der Niederlage Venedigs von 1509 gegen die Liga von

---

(1) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, p. 1

Cambrai allmählich eintretende Zerfall z.T. eine Erklärung für die Tragödie, die sich im Ratsbeschluss von 1775 spiegelt (1). Eine andere mögliche Ursache des Schrumpfungsprozesses, die sich bei der näheren Betrachtung der Geschichte Venedigs ergibt und die für Rodenwaldt als Nichthistoriker nicht unbedingt leicht erkennbar ist, ist die Konstitution und Zusammensetzung der adeligen Körperschaft. An verschiedenen Stellen weist er auf den Unterschied bezüglich Grösse, Machtanteile und Reichtum zwischen den verschiedenen Geschlechtern (2). Es wäre meiner Meinung nach leicht vorstellbar, dass solche oligarchische Züge dazu führten, dass reiche mächtige und kopfzahlmässig umfangreiche Geschlechter mittlere bis kleinere weniger einflussreiche Familien verdrängten und so zum Erlöschen brachten (3).
Hingegen warnt Rodenwaldt davor - und das ist, da er von Haus aus Fachmann in biologischen Fragen ist, von nicht geringer Bedeutung - von einer I n z u c h t im venezianischen Adel zu sprechen, um die Dekadenz zu erklären. Es kann seiner Meinung nach weder bei den grossen noch den kleinen Geschlechtern von Inzucht die Rede sein, selbst wenn einmal innerhalb des gleichen Namens geheiratet wurde. Dazu waren die Geschlechter, nicht zuletzt bedingt durch die Art und Weise der Entstehung dieser Schicht und durch die Neuaufnahmen, zu zahlreich - es mögen nach Rodenwaldts Angaben im betrachteten Zeitraum um 45o Geschlechter den Adel verkörpert haben - und verzweigt. Um von Inzuchtsfolgen zu sprechen, müssten schon wie im Falle der Habsburger Ehen vorgekommen sein, die sich dem Inzest beträchtlich nähern. Ausserdem betont Rodenwaldt: " Inzucht kann für ein Geschlecht nur dann verhängnisvoll werden, wenn in ihm rezessive Krankheitsanlagen vererbt werden und auch dann nur bei einem relativ geringen Hundertsatz der Nachkommen" (4).
Damit entkräftet Rodenwaldt fast alle Inzuchtstheorien, die heute noch allzu häufig in historischen Darstellungen anzutreffen sind, wo ein Beitrag zur Frage des Aussterbens ge-

(1) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, pp. 2-3
(2) idem, pp. 5-9
(3) idem, p. 23
(4) idem, p. 11

leistet wird.
Nicht zuletzt wird damit auch Fahlbecks Hypothese als unhaltbar und ungültig erklärt; denn schliesslich handelte es sich beim schwedischen Adel um eine an Geschlechtern viel zahlreichere Gruppe als in Venedig (Schweden: über 2000 Geschlechter/ Venedig: ca. 450 Geschlechter), was die Wahrscheinlichkeit und Häufigkeit möglicher Inzuchtsfälle ja grundsätzlich reduziert.

Gerne möchten wir an dieser Stelle auch Feststellungen bezüglich der Ausmasse des Aussterbens machen, wie das für die vorangegangenen Beispiele der Fall gewesen ist. Leider fehlen bei allen bekannten Historikern (1), die sich mit bevölkerungsgeschichtlichen Aspekten Venedigs oder Italiens beschäftigt haben, genaue Angaben über die Entwicklung des Geschlechterbestandes, so auch bei Rodenwaldt. Die einzigen Zahlen, die uns bekannt sind, betreffen die Kopfzahl in Venedig:

Adel (2)			Gesamtbevölkerung (3)	
1569:	2'500	< Pest	1593:	139'000
1645:	1'620		1642:	120'000 < Pest
1775:	1'300		1766:	140'000

Aufgrund dieser Werte wird deutlich, wie stark angegriffen der Adel bevölkerungsmässig gewesen ist. Die Abnahme vom 16. Jahrhundert ins 17. Jahrhundert ist beim Adel grösser: sie beträgt rund 40% gegenüber etwas mehr als 14% bei der Gesamtbevölkerung, die - nebenbei gesagt - gegen die Pest sicher weniger geschützt war als die Führungsschicht.
Nach den Pestjahren wuchs die allgemeine Bevölkerung wieder auf ihren alten Bestand heran, während der Adel nochmals 20% seiner Masse verlor. Dies zeigt anschaulich, dass diese Schicht von einem tief verwurzelten "Uebel" befallen war, das sie in ihrem Fortbestehen bedrohte.
Da wir einerseits die Schrumpfung des venezianischen Adels umfangmässig mit schon untersuchten Führungsschichten vergleichen möchten, andrerseits aber Informationen zum Geschlechterbestand uns nicht oder nur spärlich zufliessen,

(1) Beloch, Beltrami, Davis
(2) Davis, The Decline of the Venetian Nobility as Ruling Class, pp. 133-139
(3) Beloch, Bevölkerungsgeschichte Italiens, Bd. 3, p. 17

müssen wir auf kombinatorischem Weg versuchen, diese Auskunft zu erhalten.
Von Rodenwaldt erfahren wir, dass Ende des 15. Jahrhunderts der Adel aus 3o2 Geschlechtern bestand (1). Durch zwei Aggregationen von 3o bzw. 123 neuen Geschlechtern wurde der Bestand später auf 455 Geschlechter erhöht. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren nur noch deren 228 am Leben: 227 Namen, d.h. 5o% der Gesamtzahl waren ausgestorben (2). Von Davis vernehmen wir, dass die Abnahme nicht vor 155o, nämlich der Epoche, da die adlige Bevölkerung ihren Höhepunkt erreicht hatte, einsetzte (3). Mit Hilfe dieser Daten können wir nun die Aussterberate für den venezianischen Adel errechnen, d.h. denjenigen Wert, der uns Auskunft über den relativen Umfang des Aussterbens im Verhältnis zur beobachteten Zeitspanne gibt, sodass wir dann Vergleiche anstellen können. Diese Rate beträgt in Venedig o,26% jährlich.
Vermutlich liegt dieser Wert aber eher zu tief als zu hoch; denn an anderer Stelle beschreibt Rodenwaldt den Umfang des Aussterbens mit andern Worten: "... die Listen der ausgestorbenen Geschlechter besagen nicht weniger, als dass in jedem folgenden Jahrhundert (seit dem 17. Jahrhundert) nur etwa ein Drittel, z.T. weniger, des Bestandes des vorausgegangenen vorhanden waren " (4). Das würde bedeuten, dass der Adel im Verlauf von hundert Jahren rund 3o% seiner Geschlechter verlor, was ungefähr einer jährlichen Aussterberate von ca. o,28% entsprechen würde.
Wir können jetzt also mit Sicherheit sagen, dass sich diese Rate in Venedig zwischen o,26% und o,28% bewegt und damit ganz in den Bereich anderer europäischer Führungsschichten zu liegen kommt:

---

(1) Rodenwaldt spricht zwar von "Familien". Wie wir dem Text auf p. 15 entnehmen können, versteht er aber darunter das, was der Genealoge als Geschlecht bezeichnet. Deshalb halten wir uns an diese Terminologie.
(2) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, p. 14
(3) Davis, The Decline of the Venetian Nobility, pp. 54-75
(4) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, pp. 22-23

Zürich: o,27%
Toulouse: o,28%
Schweden: o,31%

Nachdem nun der Beweis erbracht ist, dass es sich beim Aussterben in Venedig, zeit- und mengenmässig gesehen, um ein ähnliches Phänomen handelt wie in andern Aristokratien, gilt es zu sehen, welche Interpretationen der B i o l o g e dieser Erscheinung gibt.

2.5.2. Statistik und Interpretationen

Rodenwaldt wählt für seine demographisch-statistischen Untersuchungen 21 Geschlechter aus, zu denen sowohl sehr bedeutende als auch mittlere und kleinere gehören. Dieses Sample hält er angesichts des allgemeinen Connubium für "repräsentativ und den Umfang einer Stichprobe weit übersteigend" (1).
Als erstem wendet er sich der F r u c h t b a r k e i t zu. Hier ergibt sich aber bereits ein auffallender Gegensatz zum Schrumpfungsprozess(2):

Kinderzahl in der Ehe (kinderlose nicht inbegriffen)

			Durchschnittswerte pro Ehe		
	Ehen	Söhne	Söhne	Töchter	alle Kinder
16. Jhdt.	1449	3208	2,21(3,57)	2,08(3,37)	4,29(6,94)
17. Jhdt.	940	1934	2,06(3,22)	1,94(3,04)	4,00(6,26)
18. Jhdt.	541	1383	2,56(3,50)	2,41(3,30)	4,97(6,80)

Die Fruchtbarkeit erscheint als völlig ausreichend für die Erhaltung der Geschlechter. Ja sie nimmt im 18. Jahrhundert sogar ein wesentlich günstigeres Aussehen an. Hier finden wir also keine Erklärung für das Aussterben. Ebensowenig ist die Schrumpfung einem ungünstigen Verhältnis der Knaben- zu den Mädchengeburten zuzuschreiben.
Hingegen erblickt Rodenwaldt in dem seiner Meinung nach hohen Anteil der s o h n l o s e n und E i n s o h n e h e n einen wichtigen Umstand, der die Biologie des venezianischen Adels in "verhängnisvoller Weise" beeinflusst hat (3):

(1) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, p. 15
(2) idem, pp. 16-17
(3) idem, p. 16

	Anteil von sohnlosen und Einsohnehen		Zusammen
16. Jhdt.	24,9%	18,2%	43,1%
17. Jhdt.	24,o%	16,o%	4o,o%
18. Jhdt.	14,4%	17,7%	32,1%

Die Häufigkeit von sohnlosen und Einsohnehen (lies auch: kinderlose, Einkindehen) findet nach Rodenwaldt ihren Grund höchstwahrscheinlich in der grossen Verbreitung einer venerischen Krankheit, der Gonorrhoe. Es gehöre zu den bekanntesten Tatsachen der Epidemiologie, sagt er, dass ein hoher Hundertsatz von Einkindehen der Beweis dafür sei, dass in einer Bevölkerung die Gonorrhoe weitverbreitet ist. Diese Tatsache erklärt er damit, dass die Nobili zu dieser Zeit häufig die Gunst sogenannter "cortegiane honorate", einer Art Edeldirnen, und der Haussklavinnen, die ihrem Herrn nichts zu versagen hatten, in Anspruch nahmen. Auf diese Weise habe sich diese Krankheit, die durch die der ersten Geburt folgenden Entzündungen Sterilität verursacht, in Venedig weit verbreitet (1).

Zwei weitere Umstände teils soziologischer, teils demographischer Natur haben nach den Worten des Autors noch bedeutend stärker zum Schrumpfungsprozess beigetragen: das h o h e H e i r a t s a l t e r und die E h e l o s i g k e i t .

Ersteres kam in Venedig häufig vor wegen der dort gebräuchlichen Erbsitte, wonach der jüngste männliche Nachkomme zum Haupterben gemacht wurde. Dies zwang die älteren Brüder zu langem Warten auf ihren Erbteil und somit auch auf eine eventuelle Heirat oder gar zum Zoelibat. Dadurch wurde die Fortpflanzung verzögert, die Generationenabstände ausgeweitet und die Chancen der Vermehrung eines Geschlechtes reduziert (2). Noch folgenschwerer muss die ausgeprägte Ehescheu gewesen sein (3):

	Personen	ledig	verheiratet
16. Jhdt.	2274	51,o%	49,o%
17. Jhdt.	1542	6o,o%	4o,o%
18. Jhdt.	795	66,o%	34,o%

(1) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, pp. 16/ 17/ 23/ 24
(2) idem, pp. 17-18
(3) idem, p. 19

Diese Zahlen sprechen für sich. Sie stellen alles, was wir bis anhin als Ehelichkeitskrise angesprochen haben, in den Schatten, wenn sie auch teilweise an Aussagekraft einbüssen, weil Rodenwaldt die übliche Trennung nach Geschlecht nicht vorgenommen hat. Die Ursache dieser Ehescheu ist nach Rodenwaldts Ansicht vielschichtig:

- An erster Stelle sind da wieder die F a m i l i e n - v e r f a s s u n g und Erbbräuche zu nennen, nämlich das Minorat, das oft auf diese Art materiell benachteiligte ältere Söhne zur Ehelosigkeit veranlasste.
- Zweitens lastete auf dem Adel die ganze S t a a t s - d i e n s t p f l i c h t . Ablehnung wurde mit hohen Bussen bestraft. Fast alle Staatsämter waren aber unzureichend besoldet, sodass die älteren Söhne, die eigentlich dafür in Frage kamen, aus eigenem Vermögen zu dienen hatten. Dies führte angesichts ihrer problematischen finanziellen Situation nicht selten zwangsläufig zur Ehelosigkeit.
- Eine andere Erscheinung war die "Sorglosigkeit", mit welcher der Adel, angelockt durch die Vergrösserung seiner Macht durch den Besitz hoher P f r ü n d e , viele Söhne an die Kirche abgab, und ihnen damit eine legitime Nachkommenschaft versagte (1).

.5.3. Zusammenfassung

Der venezianische Adel schrumpft seit dem 16. Jahrhundert in einem Masse, das andern Aristokratien völlig entspricht. Es ist aber das erste Mal, dass wir erfahren, mit welchem Realismus die Betroffenen selber ihr Schicksal erkennen. Diesen Schrumpfungsprozess bringt Rodenwaldt in Zusammenhang mit dem politisch-wirtschaftlichen Abstieg Venedigs, den Eigenheiten seiner Struktur und Verfassung sowie mit den Auswirkungen dieser drei Elemente auf die Biologie dieser Schicht.

---

(1) Rodenwaldt, Biologie des venezianischen Adels, pp. 18-2o

Zu den inneren Hauptmerkmalen dieses Phänomens zählt er einmal die überdurchschnittliche Ehescheu, die in Venedig doppelt so hoch war wie z.B. die des Genfer Patriziates, die Henry an und für sich schon als hoch bezeichnet. Dazu gesellt sich noch ein relativ hohes Heiratsalter. Dieses belegt Rodenwaldt jedoch nur mittels der sich vergrössernden Generationenabstände und leider nicht mit Hilfe von einwandfreiem Zahlenmaterial, obschon dies von den Akten her durchaus möglich gewesen wäre. Man kommt nicht umhin zu bedauern, dass er hier wie auch an anderer Stelle, z.B. bei der Statistik über die Ehelosigkeit oder der Zahl der Null- und Einkindehen, seine demographischen Studien nicht tiefer getrieben hat.
Hingegen weist er fast unwiderlegbar nach, dass die Fruchtbarkeit im beobachteten Zeitraum im Gegensatz zu andern Führungsschichten, was sehr bemerkenswert ist, keine (rezessive) Entwicklung erfahren hat, die für das Aussterben von Geschlechtern mitverantwortlich gewesen sein könnte. Im Gegenteil: die Kinderzahl nimmt im 18. Jahrhundert noch deutlich zu. Es scheint also, als ob im Adel Venedigs keine Geburtenbeschränkung stattgefunden hätte. War sie angesichts der sehr hohen Ehelosigkeit gar nicht nötig oder hat sie der unmittelbare Einfluss der Kirche und ihrer Gebote verhindert? Die Frage ist schwer zu beantworten.
Selbst bei der Annahme, dass die relativ häufigen Ein- und Nullsohnehen, welche Rodenwaldt mit der Verbreitung einer venerischen Krankheit erklärt, ein Anzeichen von Geburtenlimitierung darstellen könnten - wir haben ja früher gesehen, dass Henry das zunehmende Vorkommen von Kleinfamilien in diese Richtung interpretiert - wäre noch lange nicht gesichert, dass sie am Aussterben mitschuldig gewesen sind, da ihre Entwicklung abnehmend und nicht zunehmend verlief.

Als letzte wichtige Erkenntnis, die wir aus Rodenwaldts Studie gewonnen haben, gilt es noch einmal zu erwähnen, dass der Biologe und Fachmann für Fragen der Genetik selbst in Anbetracht der Geschlossenheit und des geringen Umfangs des Milieus, in dem das Aussterben auftaucht, sich auf Grund seiner Kenntnisse weigert, im Erlöschen ganzer Geschlechter

eine Folge von Inzucht zu sehen!

2.6. Die Geschlechterbestände des Adels und der Patriziate in Deutschland

Es ist auffallend - verglichen etwa mit Frankreich oder England, das später Gegenstand unserer Betrachtungen sein wird - wie wenig spezifische Literatur vorhanden ist, die sich mit demographischen Fragen im deutschen Raum im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit auseinandersetzt.
Wenn einmal bevölkerungsgeschichtliche Aspekte zur Sprache kommen, dann geschieht dies meist nur beiläufig und oberflächlich. Demographen von Format eines Henry, Hollingsworth o.a., die sich mit Gründlichkeit weiter zurückliegender Bereiche gewidmet haben, gibt es offenbar nicht. Das kann zwei Gründe haben: entweder fehlt das entsprechende Zahlenmaterial, das solche Studien überhaupt gestatten würde, oder es fehlt das Interesse für die Demographie dieser Epoche.
So verhält es sich auch mit dem Schrumpfungsprozess mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Aristokratien. Diese Erscheinung wird zwar festgestellt, interpretiert wird sie aber oft auf spekulative Art und Weise. Ein solcher Unterbau zu den formulierten Hypothesen mit z.B. Statistiken zur Fruchtbarkeit, Sterblichkeit etc. fehlt. Dafür ist fast überall erwähnt, welche Ausmasse die Verminderung der Geschlechterzahl von Adel und Patriziat annimmt, sodass wenigstens von diesem Gesichtspunkt aus Vergleiche möglich sind.

2.6.1. Die Stadtpatriziate

In ihrer Entstehung, Struktur und Stellung sind diese Patriziate durchwegs mit den schweizerischen zu vergleichen. Sie entstanden im 14. und 15. Jahrhundert, setzten sich aus Adeligen aller Schichten, aus reichen Kaufleuten und Handwerkern und manchmal auch aus vorzüglichen militärischen Führern zusammen und stellten im 16., z.T. erst im 17. und 18. Jahrhundert einen geschlossenen Stand dar, der die Geschicke der Stadt leitete. Von Zeit zu Zeit ergänzte sich diese nach aussen fast völlig abgeschlossene Schicht durch Familien niederen Ursprungs. Es ist übrigens gerade dieser Aspekt,

der die Historiker fasziniert: Herrschaft und Struktur dieser Geschlechter.
Mit dem Stichwort "Ergänzung" berühren wir das Thema, das uns interessiert und einen Wesenszug, den alle deutschen Patriziate gemeinsam haben, die negative Entwicklung ihrer Geschlechterbestände:

Stadt	Zeit	Geschl.-bestand	Abnahme absolut	Abnahme relativ	jährliche Aussterberate
Ulm (1)	143o	73			
	1662	15	58	79%	o,34%
Memmingen(2)	1419	65			
	1548	31	34	52%	o,4o%
Nürnberg (3)	149o	112			
	179o	25	87	77,7%	o,26%
Lüneburg (4)	15oo	42			
	179o	7	35	83,3%	o,29%
Augsburg (5)	1368	51			
	1649	8	43	84,3%	o,3o%
Mühlhausen(6)	1552	629 (7)			
	1798	152	447	75,8%	o,31%
durchschnittliche jährliche Aussterberate dieser 6 Stände					o,31%

(Nur die Werte der ersten zwei Kolonnen stammen aus den Darstellungen; die andern wurden auf dieser Basis berechnet.)

Auffallend sind zunächst einmal die kleinen Abweichungen der Aussterberaten voneinander und vom Durchschnittswert. Einzig Memmingen tanzt aus der Reihe, was vermutlich u.a. auf die kurze Beobachtungszeit zurückzuführen ist.

---

(1) Rieber, Patriziat Ulm, in Deutsches Patriziat hg. von Roessler, p. 3o7

(2) idem, p. 316

(3) Hirschmann, Patriziat Nürnberg, in Deutsches Patriziat hg. von Roessler, pp. 257/265/271
Mols, Introduction à la démographie, vol. II, pp. 392 f.

(4) Lenthe, Patriziat Niedersachsen, in Deutsches Patriziat, pp. 172/173/177/178/191

(5) Mols, Introduction à la démographie, vol. II, pp. 392 f.

(6) Fahlbeck, Der Adel Schwedens, pp. 53-54
Mols, Introduction à la démographie, vol. II, pp. 392 f.

(7) Der grosse Unterschied zwischen diesem Bestand und demjenigen der andern Städte ist darauf zurückzuführen, dass

Interessant ist aber auch ihre Aehnlichkeit zu den Aussterberaten, die wir in andern Städten, Ländern und Aristokratien errechnet haben. Wir könnten also bereits hier die Feststellung wagen, bzw. auf Grund der Verwandtheit dieser Zahlen den Schluss ziehen, dass das Schrumpfungsphänomen ein Charakteristikum geschlossener Kreise, wie die Führungsschichten es waren, ist und dass diese Erscheinung praktisch unabhängig von Zeit und Ort und mit gleicher Intensität zu Tage trat, ganz gleich, ob sich eine solche Führungsschicht aus Hochadel, niederem Adel oder Bürgern zusammensetzte und ganz gleich, welches generative Verhalten die sie umgebenden Volksmassen aufwiesen.
Wenn wir von Theodor Mommsen hören, dass das römische Patriziat bereits eineinhalb Jahrtausende früher die gleiche Entwicklung durchgemacht hatte, fühlen wir uns in dieser Annahme bestärkt: von den 136 patrizischen Geschlechtern, die um das Jahr 387 v.Chr. gezählt wurden, blieben in den letzten Jahren der Republik, d.h. ungefähr um 5o v.Chr. noch deren 14. Die andern waren ausgestorben. Dieser Rückgang von 89,7% in 337 Jahren ergibt eine jährliche Aussterberate von o,27%, was bemerkenswert nahe bei den in dieser Arbeit schon festgestellten Werten liegt (1).

Ob aus der Verwandtheit der Aussterberaten spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Führungsschichten auch rückschliessend gefolgert werden kann, dass der "Krankheit" überall die gleichen Symptome wie verminderte Fruchtbarkeit und wachsende Ehescheu - Mommsen gibt übrigens ebenfalls Kinderlosigkeit und Zoelibat als Ursachen an - zugrunde lagen, ist eine andere Frage. Der Verdacht wäre jedenfalls nicht ganz unbegründet.

Betrachtet man die Studien über die deutschen Patriziate, so stellt man zwar Uebereinstimmung in der Wahrnehmung des Phänomens, aber z.T. völlige Meinungsverschiedenheit hin-

---

es sich in Mühlhausen um ein B ü r g e r patriziat handelt, während anderswo Adelspatriziate regieren.

(1) Mommsen, Römische Forschungen I, pp. 69-127

sichtlich der Interpretation und Ursachenklärung fest. Diese reicht vom Geschlossenheitscharakter dieser Schichten(1), ohne dass genau gesagt wird, was genau daran schädlich ist, über die Verringerung des Familienbestandes wegen der Abwanderung nicht erbberechtigter Söhne in die Geistlichkeit (2) oder in fremde Kriegsdienste (3), den Mangel an Nachkommen (4), die Inzucht, bedingt durch das Fehlen ranggleicher Partner (5) bis hin zur grösseren Sterblichkeit städtischer Bevölkerungen und geringeren Fruchtbarkeit und Ehelichkeit(6). Die Palette der Erklärungen ist reich. Es fehlen ihr aber in jedem Fall, wie eingangs gesagt, die Belege.

2.6.2. Der Adel

Den Adel, dessen Anfänge und Blütezeit zeitlich gesehen ausserhalb unserer Fragestellung liegen, wollen wir nicht ganz weglassen, weil seine Betrachtung neue Elemente in die Diskussion bringt.
Wie die Beispiele des Grossherzogtums Baden, Westfalen und Mainz zeigen, war auch diese Schicht von einem massiven Rückgang ihrer Bestände betroffen:

		Geschlechter	
Grossherzogtum Baden:	1100	222	(7)
	1800	2	
Westfalen:	1150	121	(7)
	1700	3	
Mainz:	1200	70	(8)
	1700	6	

Wir verzichten in diesem Falle darauf, das Aussterben in eine Aussterberate zu operationalisieren, weil im Dunkeln bleibt, was sich zwischen den Daten abgespielt hat, so etwa die Zahl der Neuaufnahmen, die eventuellen Abwanderungen, ein möglicher allgemeiner Bevölkerungsrückgang etc.

---

(1) Kagenbeck, Deutsches Patriziat, pp. 384/392
(2) Lahrkamp, idem, p. 197
(3) Hirschmann, idem, p. 269
(4) Rieber, idem, p. 359
(5) Mitgau, idem, pp. 4-5 , Lenthe, idem, p. 182
(6) Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, pp. 201-209
Mols, Introduction à la démographie, vol. II, pp. 392-419
(7) Schulte, Adel und Kirche, pp. 48-51
(8) Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, p. 147

Hingegen sehen wir anhand dieser drei Beispiele, dass die demographische "Schwindsucht" nicht nur eine gewisse Zahl Geschlechter, wie wir es bis anhin beobachtet haben, dahingerafft hat, sondern auch praktisch die Schicht als g a n z e s zum Erlöschen brachte. Das bedeutet, dass die politische Macht nicht, wie oben gesehen, eine Verschiebung und Konzentration innerhalb der sie innehabenden Gruppe erfuhr, sondern sogar den Machthaber ganz wechselte.

Heisst das nun, dass die Führungsschichten schon im Hoch- und Spätmittelalter unter dieser Krankheit litten und dass die Symptome dieselben waren wie in späteren Zeiten?
Während die erste Frage aufgrund der vorliegenden Zahlen ohne weiteres mit einem eindeutigen Ja zu beantworten ist, muss die zweite mit mehr Differenzierung beantwortet werden.
Schulte wie Keyser sind sich darin einig, dass diese demographische Eigentümlichkeit in erster Linie in der Zoelibatspflichtigkeit gewisser Stellen begründet ist, die der Adel aus wirtschaftlichen und machtpolitischen Ueberlegungen mit seinen männlichen Nachkommen besetzen musste, nämlich die sehr einträglichen und bedeutenden hohen Kirchenstellen und Pfründe (1). Diesen Bedarf konnten hochadelige Familien ihrer Meinung nach nur decken, solange sie zahlreich waren; doch in Notzeiten (Pest und Kriege) machte sich das Fehlen genügenden Männernachwuchses zuerst für die Kirchenstellen, dann für die Familien selber schädlich bemerkbar (2).
Die Zoelibatshäufigkeit variiert zwischen 40% bei Schulte (3) und etwa 56% bei Keyser, dessen detailliertes Beispiel folgendermassen aussieht (4):

---

(1) Schulte, Adel und Kirche, pp. 53/260
Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, pp. 144-146
Das Beispiel Mainz, das Keyser aufführt, zeigt auch wie zahlreich die zu belegenden Stellen waren und wie erfolgreich der Adel diese Politik betrieb: von 416 Domherren im 14. und 15. Jhdt. waren deren nur 16 "bürgerlich". Alle andern waren adelig!
(2) Keyser, idem, p. 147
(3) Schulte,idem, pp. 275-278
(4) Keyser, idem, p. 148

Adel Mainz: 963 männliche Nachkommen (aus 22 Geschlechtern)
417 Ehen
291 ledige Geistliche
255 sonstige Ledige

Es sind Zahlen wie diese, die Schulte zur etwas pauschalen Feststellung verleitet haben: ".... trotz der hohen mittelalterlichen Kinderfrequenz wurde die Kirche zum Grab des Adels." Diese Gefahr wurde von den Leidtragenden selbst auch erkannt. Oft versuchten sie, wenn eine Familie auszusterben drohte, einen geistlichen Sohn mit politischer Erlaubnis aus der Geistlichkeit zurückzuholen (1), oder man wich der Verpflichtung zum Zoelibat aus, indem man nur die niedere Weihe empfing (2).

Ob das Zoelibat die e i n z i g e Ursache des Rückganges gewesen ist, wie das Schultes ambivalente Formulierung suggerieren könnte, oder ob noch andere Kräfte mit im Spiel waren, ist eine andere Frage. Jedenfalls weist Schulte selbst noch darauf hin, dass auch die "äusserst hohe Kindersterblichkeit" zum Ende vieler Familien geführt hat (3). Hingegen scheint ein möglicher Rückgang der Fruchtbarkeit als partielle Erklärung nicht zur Diskussion zu stehen. Wie schon Schulte (4) weisen auch die Aufsätze von Wagner-Manslau auf die Gleichmässigkeit der Fruchtbarkeit durch die Jahrhunderte hin, was nur auf eine geringe oder inexistente Geburtenrestriktion schliessen lässt (5).

2.7. Die Krisen englischer Führungsschichten

Gegenstand unserer Betrachtung sind vor allem die Arbeiten von MacFarlane über den Adel im Spätmittelalter und von Stone über das "Peerage" an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. In beiden Fällen geht es um die Entwicklung und das Verhalten

(1) Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands, p. 148
(2) Schulte, Adel und Kirche, pp. 263-269
(3) Schulte, idem, p. 281
(4) Schulte, idem, p. 259
(5) Wagner-Manslau, Geburtenrückgang, pp. 367 ff.

zweier Eliten, die über die politischen Geschicke des Landes entscheiden und im gesellschaftlichen Leben den Ton angeben. Sie gleichen einander auch von ihrer Homogenität und Geschlossenheit her.
Bei dieser grossen Aehnlichkeit überrascht es kaum, dass beide Schichten, obschon sie zeitlich deutlich getrennt sind, praktisch von denselben Uebeln und Problemen befallen sind. Spricht Stone im Falle der "Peers" von "desintegration", "successive shrinkage" und "decay", so beschreibt uns MacFarlane einen Adel, dessen Reihen sich ebenfalls stark lichten.
Charakteristisch für diese zwei Studien ist nicht nur die Tatsache, dass die rückläufige demographische Entwicklung, bzw. das Aussterben (extinction) als Ausgangspunkt gewählt wird, sondern auch der umfassende Versuch, der unternommen wird, um diese Zerfallserscheinungen in ihrer ganzen Vielschichtigkeit darzustellen.
Im Gegensatz zu früher betrachteten Untersuchungen werden hier nicht bloss einzelne Aspekte oder Hypothesen herausgegriffen. Stone und MacFarlane sind sichtlich bemüht, monokausale Darstellungen zu vermeiden.

2.7.1. Die Schrumpfung des Adels im Spätmittelalter

Zwischen 1300 und 1500 war der Rückgang des Geschlechterbestandes so gross, dass die entstandenen Lücken von 1350 an nicht mehr durch Neuaufnahmen wettgemacht werden konnten; denn auch die Aufsteiger wurden von dieser Entwicklung betroffen und zwar in einem Mass, das das der alten Geschlechter sogar überstieg. Von den im 14. und 15. Jahrhundert zum Adel gezählten 357 Geschlechtern konnten um 1500 nur deren 61 auf eine ungebrochene Linie männlicher Nachkommen zurückblicken. 296 Adelsgeschlechter waren in der Zwischenzeit erloschen (1). Das ergibt eine jährliche Aussterberate von 0,41%, was - mit Ausnahme von Bern (ebenfalls 0,41%) - deutlich über den für kontinentaleuropäische Führungsschichten errechneten Werten liegt.

---

(1) MacFarlane, Nobility, pp. 11-15/144-145/151

MacFarlane hat alle Ursachen, die zum Erlöschen eines Geschlechtes führen konnten, zu eruieren versucht und sie dann mit seinem statistischen Material konfrontiert. Dabei ist er zu folgendem Ergebnis gelangt: weder der s c h w a r z e (Pest) noch der g e w a l t s a m e (Kriege, Fehden, Duelle) T o d , zwei Faktoren, die - ähnlich wie die Inzucht - mangels empirischer Untersuchungen lange als Ursachen betrachtet worden sind, kommen als Erklärung in Frage, wie das aus dem folgenden Vergleich hervorgeht (1):

	Ereignis	Anteil aussterbender Geschlechter
13oo-1324		26,o%
1325-1349	Pest	23,5%
135o-1374	Pest	28,4%
1375-1399	Pest	28,6%
14oo-1424		35,o%
1425-1449		25,5%
145o-1474	Rosen-	25,2%
1475-1499	kriege	24,6%
	Durchschnitt	27,1%

Aus diesen Zahlen wird ersichtlich, dass höchstens die Pest gewisse Auswirkungen in Form eines zeitverschobenen leichten Anstiegs des Aussterbens gehabt hat. Dieser Anstieg von weniger als 7% steht jedoch in keinem Verhältnis zu den 3o% bis 5o% Pestopfern, die von der Gesamtbevölkerung gefordert wurden.
Wie wenig auch (Bürger-) Kriege ihre "killing-reputation" verdienen, zeigt MacFarlane an einem andern Beispiel. Während der Rosenkriege starben 38 Geschlechter aus: 26 aus Mangel an Nachkommen und 12 offenbar auf dem Schlachtfeld. Von diesen 12 wären aber 7 ohnehin kinderlos gestorben, da sie zum Zeitpunkt ihres Todes schon lange verheiratet waren, ohne Nachkommen gezeugt zu haben (2)!
Krieg und Pest haben bestenfalls ein wenig dazu beigetragen. Ebensowenig sind nach MacFarlane die Gründe auf w i r t s c h a f t l i c h e m G e b i e t zu suchen.

---

(1) MacFarlane, Nobility, pp. 146/ 168 f.
(2) idem, 148-15o

Die Unfähigkeit, den Familienbesitz und das -gut richtig zu verwalten, ist in den seltensten Fällen die Ursache des Untergangs gewesen. Auch die Konjunkturschwankungen des Spätmittelalters im Agrarsektor haben den Adel nicht in den Abgrund getrieben. Ueberhaupt war schlechtes Wirtschaften selten. Der Grundbesitzer hielt jederzeit Ausschau nach Unregelmässigkeiten, und wenn solche vorkamen, so stand ihm mit der Erhöhung der Abgaben ein unfehlbares Heilmittel zur Verfügung. Höchstens der Bankrott als Folge einer politischen Fehleinschätzung der Lage konnte einen Adeligen ruinieren. Doch dies war so selten, dass es statistisch kaum ins Gewicht fiel (1).

Hauptgrund für das Aussterben ist in MacFarlanes Augen das Zusammenwirken zweier Komponenten: die grosse Häufigkeit s o h n l o s e r E h e n und bestimmte E r b b r ä u c h e . Vor allem der ersteren misst er grosse Wichtigkeit bei, weil dadurch einer Familie der Stammhalter und Erbe genommen wird. Immer wieder spricht er den "lack of male heirs" und das "failure to breed" an. Die sohnlosen Ehen betrachtet er als direkte Folge der damals hohen Kinderlosigkeit, der geringen Lebenserwartung und der hohen Kindersterblichkeit, die zudem noch die Knaben benachteiligte. Nicht weniger als 2oo der seit 135o ausgestorbenen Geschlechter sind nach MacFarlanes Angaben nur mangels männlicher Nachkommen erloschen (2).
Das durch gezielte E r b s i t t e n geregelte Verhältnis von Grundbesitz und Familie hat sich für den Adel nur in besonderen Situationen als schädlich erwiesen, weil diese darauf ausgerichtet waren, Boden und Besitz so ungeteilt wie nur möglich weiterzuleiten, um die Familie wirtschaftlich nicht zu schwächen. Doch Absicht und Ergebnis erwiesen sich als zweierlei, wie MacFarlane sagt. Zum ersten hat die damals übliche Primogenitur den ältesten Sohn dermassen bevorteilt, dass jüngere Brüder leer ausgingen, mangels Mitteln nicht heirateten und somit nicht zu einer Verästelung

---

(1) MacFarlane, Nobility, pp. 16/ 47-6o
(2) idem, pp. 15o f.

des Geschlechts, d.h. zur Verhinderung der Tendenz zum Aussterben beitragen konnten. Ein anderes Erbgesetz, das neben dem Vorteil, dass es eine mögliche Zersplitterung verhinderte, war das sogenannte "entail". Es verlangte, dass der (die) Erbe(n) das ererbte Gut nicht weggeben oder verkaufen durfte(n). Er (sie) konnte(n) nur über selbsterworbene Güter frei verfügen. Auch dies konnte einer Familie zum Verhängnis werden, so z.B. wenn der Erbe in (finanzielle) Nöte geriet, denen er sich nur durch den Verkauf eines Teils seines Landes hätte entziehen können (1).
"Entail", Primogenitur und das Fehlen männlicher Erben brachten es mit sich, dass die Zahl der Erben immer kleiner wurde und dass diese wenigen immer reicher wurden. Sie bildeten eine kleine Klasse, die aber wegen ihrer numerischen Sonderstellung den Sterbemomenten und Schicksalschlägen des Mittelalters ebenso wenn nicht mehr ausgesetzt waren (2).

Es gilt nun noch zu sehen, welche finanziellen Probleme eine Familie zu Fall bringen konnten. Zu den wichtigsten zählt MacFarlane die L e b e n s w e i s e und die M i t g i f t e n.
Es wurden höchst ansehnliche Summen für Bauten, **Bedienstete,** Grundbesitz, Schmuck und Luxusartikel überhaupt ausgegeben. Auch die zahlreichen Kriege und Fehden und die damit verbundenen hohen Lösegelder für ranghohe Gefangene kosteten in dieser Zeit den Adel viel Geld. Diese Beträge wurden mittels Darlehen von reichen Kaufleuten beglichen oder durch Bodenverkäufe wettgemacht. Diese Ausgaben und die Notwendigkeit, die Lebensweise hoher Adelsgeschlechter nachzuahmen, haben gerade im unteren oder mittleren Bereich sowie bei Aufsteigern ganze Geschlechter ins Verderben gestürzt.(3).
Ein zu hoher Griff bei der Wahl einer Braut konnte für eine Familie ebenfalls unabsehbare Konsequenzen haben, weil die Mitgiftpreise äusserst hoch waren. Das war besonders

---

(1) MacFarlane, Nobility, pp. 61-78
(2) idem, p. 78 f.
(3) idem, pp. 83-101/126

der Fall, wenn man eine Erbin "kaufen" wollte. Da musste der Gattin bis zu einem Drittel des Grundbesitzes als "jointure" abgetreten werden. Das war momentan ein grosser Verlust, der nur dann ohne Konsequenzen blieb, wenn die Eltern der Braut nicht mehr allzu lange lebten und er bald durch das Erbe kompensiert wurde. War dies nicht der Fall, oder behielt die Gattin die "jointure" lange Zeit nach dem Tod ihres Mannes, so konnte dies die Familie in arge Nöte bringen und zum Erlöschen des Hauses beitragen (1).

2.7.2. "The Crisis of the Aristocracy" (1558-1641)

Der Schwerpunkt der Studie von Stone liegt zeitlich gesehen 5o bis 15o Jahre später als die von MacFarlane. Vergleichen wir aber ihren Inhalt, so wären wir geneigt zu sagen, dass alles beim Alten geblieben ist: die Führungsschicht Englands ist noch immer von schweren Zerfallserscheinungen geplagt. Der Adel verliert sukzessive seinen Reichtum, sein Land, seinen Einfluss, seine Macht und sein Ansehen. Auch die Zahl seiner Vertreter geht weiterhin stark zurück. Der Bestand an Geschlechtern sinkt von 63 im Jahre 1559 auf 47 im Jahr 1659, was eine jährliche Aussterberate von o,41% ergibt (2). Das heisst, dass sich der Schrumpfungsprozess an der Wende zum 17. Jahrhundert noch mit der gleichen Geschwindigkeit fortsetzt wie im Spätmittelalter (3). Stone betont, dass eine Aussterberate von 4o% pro Jahrhundert für diese Zeit nichts Ausserordentliches bedeutet. Verglichen mit den 5o% und mehr, die bei englischen und französischen Baronien im Mittelalter festgestellt wurden, sei dies eher tief (4). Diese Feststellung wird durch die Beobachtungen, die wir unsererseits gemacht haben, untermauert.

Die grosse Zahl erlöschender Geschlechter zählt Stone zu den wichtigsten Ursachen der Bedrohung des Adels. Das Aussterben ist also seiner Meinung nach nicht eine Folge oder

---

(1) MacFarlane, Nobility, pp. 86 f./ 136 ff.
(2) Stone, Aristocracy, pp. 169-171
(3) Vgl. p. 9o
(4) Stone, idem, p. 169

Begleiterscheinung des Zerfalls, sondern offenbar eine fast natürliche Erscheinung oder Eigentümlichkeit, wie sie bei Aristokratien nicht anders zu erwarten ist. Damit unterscheidet er sich von andern Historikern - nicht zuletzt auch von MacFarlane -, die in diesen Phänomenen oft etwas Phantastisches erblicken wollten.
Stone führt die hohe Aussterberate auf eine Reihe b i o l o g i s c h e r F a k t o r e n zurück, die MacFarlane z.T. schon beim spätmittelalterlichen Adel beobachtet hat. Hier nimmt das Fehlen eines Erben wiederum den wichtigsten Platz ein. Zwei Drittel der Geschlechter, die ausstarben, erloschen, weil ihnen ein männlicher Nachkomme fehlte, dies als Folge der hohen Kindersterblichkeit, der innerehelichen Unfruchtbarkeit, der geringen Lebenserwartung der Erwachsenen und der kurzen Fruchtbarkeitsperiode der Frauen. Beispielsweise wurden von drei adeligen Kindern zwei nicht älter als fünfzehn Jahre, blieben 19% der Erst- und 58% der Zweit- und Drittehen sohnlos. Verschlimmert wurde diese Situation noch durch das hohe Heiratsalter oder das Zoelibat jüngerer Söhne, d.h. solcher, die durch die Erbgewohnheiten der Epoche benachteiligt waren.
Hingegen schliesst Stone einen Rückgang der Fruchtbarkeit infolge Geburtenbeschränkung als Grund für das Aussterben aus, da in den fruchtbaren Ehen keine Veränderung der Kinderzahl festzustellen ist. Diese beläuft sich zwischen 1540 und 1659 unverändert auf 4,1 Kinder pro Ehe (1).

Der Zerfall und das Aussterben wurden noch durch eine Anzahl w i r t s c h a f t l i c h e r P r o b l e m e und g e s e l l s c h a f t l i c h e r V e r ä n d e r u n g e n beschleunigt. Das Entstehen einer reichen Bürgerschicht aus Handwerkern und Kaufleuten in den Städten erzeugte einen bis anhin nicht vorhandenen Druck von unten. Diese neue Schicht, die Gentry, sah in der Nachahmung der aufwendigen Lebensweise des Adels ihr höchstes Ziel. Mit ihren beliebig vermehrbaren und beweglichen Kapitalien und

(1) Stone, Aristocracy, pp. 166-169/ 768-792

Vermögen, dem Geld, besass sie aber gegenüber dem Adel, dessen einzige Einkommensquelle der Boden und seine Erträge waren, also immobile Güter, einen klaren Vorteil. Dies führte zu einem Prestige- und Konkurrenzkampf, der den Adel, weil er sich trotz seiner ökonomisch nachteiligen Lage darauf versteifte, in einem für ihn nicht mehr zeitgemässen Luxus zu leben, in einen finanziellen Engpass trieb. Die Schulden zwangen den alten Adel immer häufiger zu ihrer Tilgung Boden zu verkaufen, was den Verlust wichtiger Einnahmequellen mit sich brachte. Ein Leben über seine Verhältnisse und die daraus resultierende Verarmung wurde so manchem Geschlecht zum Verhängnis (1).

Die H e i r a t s p o l i t i k konnte wegen ihrer wirtschaftlicher Aspekte wie Mitgift, Heiratsverträge und Erbbestimmungen und je nach Glück und Erfolg, mit denen sie betrieben wurde, ebenso Wachstum wie Niedergang herbeiführen. Aufgrund der Angaben und Schilderungen von Stone lässt sich statistisch nicht genau sagen, in wievielen Fällen sie Blüte bzw. Ruin gebracht hat. Es scheint aber, dass sie sich zwischen 1558 und 1641 häufiger zu selbstzerstörerischen Spekulationen Anlass gegeben hat. Die verschiedenen Elemente, die vereint oder aber auch getrennt zum Fall führen konnten, waren:

- In dieser Zeit wuchsen Mitgift und Preise, die für gutsituierte Töchter und Erbinnen bezahlt wurden rascher als der allgemeine Preisindex und die Einnahmen einer adeligen Familie. Wollte man seinen Kindern gleichwohl eine ranggerechte Heirat sichern, so führte das zu Verschuldung oder Landverkauf (2).
- Da der Boden aus Spekulationsgründen nicht gerne verkauft wurde, versuchte man die Mitgift eher mittels aufgenommener Darlehen als durch Landverkauf zu finanzieren, was bei den damals sehr hohen Zinsen leicht zu finanziellen Schwierigkeiten führte (3).
- Die Mitgiftsummen wurden vom Adel absichtlich in die Höhe getrieben - von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wuchsen sie um das Zehnfache -, um der Konkurrenz durch die aufwärtsstrebende Gentry zu begegnen: eine Entwicklung, die nicht angetan war, die materielle Lage des Adels zu verbessern (3)!

(1) Stone, Aristocracy, pp. 37-59/ 156-164
(2) idem, pp. 175-178
(3) idem, pp. 632-649, 183 f.

- Ferner erschwerten die Gesetze der elisabethanischen Epoche das Bestreben eines Vaters, den dem Erben übertragenen Familienbesitz vor Verschleuderung durch denselben zu schützen, sodass des öftern Familienbesitz oder Teile davon ein Opfer der verschwenderischen Lebensweise des Sohnes wurden (1).
- Auch das System der "jointures", deren negative Seiten MacFarlane schon im Zusammenhang mit der Lage des spätmittelalterlichen Adels hervorgehoben hat (2), zeitigte auch im 16. und 17. Jahrhundert ihre bösen Folgen (3).

Eine besondere Beachtung schenkt Stone noch der "conspicuous consumption" des Adels, ein Ausdruck, der nicht leicht zu erklären ist. Man kommt ihm mit den Worten "auffällige Lebensweise" am nächsten. Er meint damit den Aufwand, den der Adel betrieb, um sich rein äusserlich von minderen Schichten zu unterscheiden. Darunter versteht er die teuren Kleider, die wertvollen Importgüter, die Luxusartikel, den Pomp, die bemerkenswerten Bauten, in einem Wort alle Bestrebungen, die grossen Höfe der Renaissancezeit nachzuahmen. Gerade weil sich der Adel in dieser Zeit von der Gentry stark konkurrenziert sah, wurde dieser verschwenderische Konsum in solchem Ausmass gesteigert, dass nicht wenige alte und auch neue Geschlechter, die noch nicht etabliert genug waren, in den Bankrott und damit in den Untergang getrieben wurden. Erst der Puritanismus hat eine Abkehr, bzw. Mässigung dieser Lebensweise gebracht. Stone unterstreicht allerdings, dass die Auswirkungen dieses Verhaltens gewichtsmässig nicht mit den biologischen Faktoren zu vergleichen sind. Sie sind zusammen mit der allgemeinen Inflation bloss als zweitrangige Ursache des Zerfalls zu betrachten (4).

Das Beachtliche an dieser Studie ist ihre hohe Qualität, die Sorgfalt und die Gründlichkeit, mit welcher sie durchgeführt worden ist. Stone wagt praktisch keine Aussage, ohne dass sie mit Quellen oder Statistiken zu belegen sind. Er erliegt nie der Versuchung, historische Entwicklungen durch monokausale Theorien zu erklären. Wirtschaft, Sitten,

---

(1) Stone, Aristocracy, pp. 178-183
(2) Vgl. p. 93
(3) Stone, idem, pp. 632-649/ 183 f.
(4) idem, pp. 184-189

Politik, Demographie und die Psychologie des Menschen bilden bei ihm ein untrennbares Ganzes. Kein Gesichtspunkt wird vernachlässigt. So ist Stone z.B. der einzige, der, weil er im Verhältnis zu Zeit und Umfang richtige Vergleiche gezogen hat, das Phänomen des Aussterbens in seiner Tragweite und Bedeutung nicht überschätzt hat.

2.7.3. Ein Vergleich mit kontinental-europäischen Aristokratien

Wie wir in diesem Kapitel festgestellt haben, liegt die Aussterberate des britischen Adels mit ungefähr o,4% jährlich etwas höher als die "kontinentalen Werte", die sich um o,3% jährlich bewegen. Es fragt sich nun, wie dieser Unterschied zustande kommt.

Ist er die Folge grundsätzlich verschiedener demographischer Strukturen, d.h. eines unterschiedlichen generativen Verhaltens im Sinne einer "crisis", wie sie von Stone im Titel seines Werkes angesprochen wird?

Die empirischen Untersuchungen zur Demographie des britischen Adels von Hollingsworth (1) und Henry (2) geben nur eine beschränkte Antwort auf diese Frage, weil ihre Studien zeitlich nicht den ganzen Raum decken, den Stone und Mac Farlane betrachten.

Dennoch lassen sich, wenn man sie mit den "Ducs et pairs" oder Genf vergleicht, in allen drei Grundstrukturen Heiratlichkeit, Fruchtbarkeit und Sterblichkeit einerseits einige interessante Unterschiede, andrerseits aber auch bemerkenswerte Parallelen feststellen.

Die Tatsache, dass Hollingsworth gegenüber Henry einen beschränkteren Personenkreis untersucht (siehe Anmerkungen 1 und 2), macht den Vergleich nur interessanter, da auch innerhalb derselben Schicht Vergleiche angestellt werden, d.h.man wird feststellen können, ob die Spitze der Aristokratie (Duke bis Baron) von der Masse in ihrem Verhalten abweicht.

---

(1) Hollingsworth, British Peerage
Gegenstand seiner Beobachtungen sind n u r die britischen Titelträger vom "Duke" bis zum "Baron". Es handelt sich da um die gleiche Gruppe, die auch Stone betrachtet hat.

(2) Henry, Noblesse britannique
Henry untersucht das Verhalten a l l e r adeliger Titelträger ohne Unterschied auf ihren englischen, schottischen oder irischen Ursprung.

Die H e i r a t l i c h k e i t ist von derselben Krise gekennzeichnet, die auch kontinentaleuropäische Führungsschichten aufweisen (1):

British Peerage	verheiratet (beide Geschlechter)	ledig
1600-1624	60,9%	39,1%
1650-1674	52,9%	47,1%
1700-1724	50,0%	50,0%
1750-1774	58,2%	41,8%

In Grossbritannien ist die Krise aber viel ausgeprägter. Das Zoelibat ist fast doppelt so häufig wie auf dem Kontinent, mit Ausnahme von Venedig natürlich. Die Entwicklung verläuft auch in Grossbritannien in zunehmender Richtung. Diese Krise kommt ebenfalls im steigenden Heiratsalter zum Ausdruck:

	British Peerage (2)		Noblesse britannique (3)	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
1550-1574	25,3 J.	20,0 Jahre	25,3 J.	20,3 J.
1600-1624	-	-	26,0	20,7
1700-1724	30,3	23,5	30,2	23,5
1725-1774	29,5	25,7	29,6	24,1

Gesamthaft gesehen heiratet der britische Adel früher als die führenden Geschlechter Europas. In Jahren ist der Unterschied nicht beträchtlich: er beträgt zwischen eineinhalb und zwei Jahren. Der Entwicklungstrend, nämlich ein langsames Ansteigen bis vor dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, ist allerdings gleich (Ausnahme: Ducs et pairs). Die Unterschiede innerhalb des britischen Adels sind bedeutungslos.

Anders steht es mit der F r u c h t b a r k e i t . Da weichen die "Inseln" ganz deutlich von Trend und Zahl auf dem Festland ab:

Kinderzahl	British Peerage (4)	Noblesse britannique (5)
1550-1724	5,0	6,3
1725-1774	3,8	6,1
1775-1799	4,9	6,4

(1) Hollingsworth, British Peerage, p. 22
(2) idem, pp. 16-18
(3) Henry, Noblesse britannique, p. 693
(4) Hollingsworth, idem, pp. 29 ff./ 51
(5) Henry, idem, p. 698

Die Kinderzahl variiert nur bei den "P e e r s " sehr stark. Der starken Abnahme in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die der kontinentalen wohl zeitlich, aber nicht umfangmässig etwa entspricht - sie ist in Britannien viel kleiner -, folgt gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder eine deutliche Zunahme, wie sie sonst nirgendswo anzutreffen ist. Es ist schwer zu sagen, ob hier das Resultat einer gezielten Geburtenreduktion vorliegt oder vielleicht sogar ein Fehler. Die Entwicklung der Kinderzahl des g e s a m t e n Adels spricht eher für das zweite. Ausser dass die Fruchtbarkeit des britischen Adels fast in allen Belangen von der kontinentalen abweicht, kann nichts Sicheres gesagt werden.

Die L e b e n s e r w a r t u n g und K i n d e r s t e r b l i c h k e i t nehmen den gleichen Verlauf wie anderswo. Doch die Werte sind grundverschieden von dem, was wir bis jetzt gesehen haben.

Die Kindersterblichkeit ist im 17. wie im 18. Jahrhundert viel geringer als auf dem Kontinent. Im 17. Jahrhundert sind im Vergleich zu Genf in britischen Adelskreisen die Ueberlebenschancen eines Kindes um ca. 15%, im 18. Jahrhundert um etwa 7,5% höher:

Kindersterblichkeit	British Peerage (1)	Noblesse britannique (2)
1600-1624	33,0%	33,9%
1650-1674	33,8%	38,1%
1700-1724	28,8%	35,7%
1750-1774	19,0%	24,1%

Die Differenzen innerhalb des britischen Adels selber, die zugunsten der Spitzengeschlechter, der Peers, ausfallen, sind wohl dahingehend zu interpretieren, dass Pflege und Hygiene in jenen Kreisen besser waren, aber auch, dass bedingt durch die kleinere Kinderzahl und damit auch durch die grösseren Geburtenabstände (vgl. S. 98) die Chancen a priori besser standen.

Hingegen ist die Lebenserwartung der Erwachsenen merklich schlechter:

---

(1) Hollingsworth, British Peerage, p. 42
(2) Henry, Noblesse britannique, p. 700

	British Peerage (1)		Noblesse britannique (2)	
Lebenserwartung	Männer	Frauen	Männer	Frauen
16oo-1649	28 J.	27,5 Jahre	28,2 J.	28,6 J.
165o-1699	28	28,5	29,3	3o,8
17oo-1724	34	35	34,7	34,7
175o-1799	39	41	39,o	4o,5

Damit liegt die Lebenserwartung im britischen Adel im 17. Jahrhundert beim Mann etwa 9, bei der Frau etwa 1o Jahre tiefer. Im 18. Jahrhundert verkürzen sich die Abstände auf ca. 4, bzw. 7 Jahre.

Bei der Betrachtung der generativen Strukturen des britischen Adels ergibt sich gesamthaft gesehen nicht unbedingt der Eindruck, diese Aristokratie stehe schlechter da als diejenige des Festlandes. Es gibt zwar Punkte, in denen der britische Adel schlechter abschneidet. Seine Zoelibatsfrequenz ist höher und die Lebenserwartung seiner erwachsenen Mitglieder ist geringer. Diese Einbusse an Fortpflanzungskraft oder "reproduction-rate", wie sie die Engländer nennen, wird aber wettgemacht durch ein tieferes Heiratsalter, eine kleinere Kindersterblichkeit, sowie durch einen viel kleineren und vor allem zeitlich stark beschränkten Fruchtbarkeitsrückgang.
Wir sehen also, dass eine oberflächliche Betrachtung der Grundstrukturen der Demographie des britischen Adels und ein summarischer Vergleich mit dem Kontinent nicht genügen, um die höhere Aussterberate britischer Adliger zu erklären. Erst ein Nebeneinanderstellen der tiefen Lebenserwartung und des relativ hohen Heiratsalters decken auf, dass im Durchschnitt wenig Raum (= Zeit) übrig bleibt, um eine Nachkommenschaft zu zeugen. Im 17. Jahrhundert z.B., einer Zeit, in der anfänglich noch viele Geschlechter erlöschen, beträgt diese Differenz rund drei Jahre, was angesichts der damaligen Kindersterblichkeit nicht viel ist.
Damit tritt auch die Begrenztheit der Aussagekraft demographischer Statistiken zutage. Die Zahlen, die wir betrachtet haben, sagen nämlich d i r e k t nichts aus über den Punkt, den Stone und MacFarlane in der Aussterbefrage als springend

---

(1) Hollingsworth, British Peerage, p.42
(2) Henry, Noblesse britannique, p. 7oo

erachten: das Fehlen eines Erben!
Ebensowenig ist diesen Statistiken zu entnehmen, ob innerhalb der untersuchten Bevölkerungsgruppe nicht wiederum ein kleinerer Kreis besteht, der durch besonders ungünstige generative Voraussetzungen gekennzeichnet ist, nämlich derjenige, der sich aus den aussterbenden Geschlechtern zusammensetzt.

3. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUESSE

Der Sinn und Zweck, der unserem Literaturreferat zu Grunde lag, war das Sammeln von möglichst vielschichtigen Informationen und zahlreichen Gesichtspunkten zur Frage des Aussterbens. Im Vordergrund standen die verschiedenen Vorgehen, Interpretationen und Ergebnisse. Aber auch die Frage, ob das reihenweise Verschwinden ganzer Geschlechter als eine für europäische Aristokratien "normale", zeitgemässe Erscheinung zu betrachten ist, d.h. als Phänomen, das sich unter gleichen Voraussetzungen an verschiedenen Orten und in gleichen oder verschiedenen Epochen häufig wiederholt, schien uns von Interesse.

Sowohl vom Vorgehen als auch von der Auslegung her lässen sich die Studien grob in zwei Gruppen einteilen:

- diejenigen mit rein demographischem Charakter wie etwa die Arbeiten von L. Henry oder T.H. Hollingsworth und
- diejenigen mit allgemein historischem Aspekt, die die Bevölkerungsgeschichte nur als Hilfsinstrument benützen wie die Aufsätze und Werke von Forster, MacFarlane, Stone, Ariès, Rodenwaldt, Schulte u.a.m..

3.1. Die Studien methodisch-systematisch gesehen

Der Wert der Arbeiten von Henry und Hollingsworth liegt vor allem in der Kritik sowie in der Verarbeitung von quantitativen Quellen wie Pfarrbücher, Bürgerlisten, Genealogien etc. zu erstklassigem statistischen Material. Der Nachteil dieser Untersuchungen liegt darin, dass sie aus den allgemeinen historischen Zusammenhängen herausgerissen werden und dadurch

das Erkennen eines möglichen Zusammenspiels zwischen wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Faktoren und der Demographie erschwert wird. Dennoch stellt das umfangreiche Zahlenmaterial ein gutes Hilfsmittel für den Historiker dar. Es erhebt sich auch die Frage, ob z.B. die von Henry angestrebte Genauigkeit, die er oft nur auf dem langen Weg komplizierter mathematisch-statistischer Interpolationen erreicht, den nicht immer über alle Zweifel - lies: menschliche Fehler - erhabenen Quellen überhaupt entspricht. Leicht kann der Laie da den Ueberblick und damit die Studie einen Teil ihres Wertes verlieren.

Es ist auch von Vorteil, wenn in demographischen Fragen und Bereichen die gleiche, einheitliche Methode zur Messung der generativen Strukturen benützt und in gleich grossen Zeitabständen gemessen wird. Nur dann ist ein Vergleich zwischen verschiedenen Bevölkerungen oder -gruppen möglich. Auch fällt einem auf diese Weise das Erkennen von Besonderheiten in der demographischen Grundstruktur einer Schicht oder eines Volkes leichter. Mengen, die in verschiedenen Grössen gemessen werden, lassen sich überhaupt nicht oder nur schwer vergleichen, eine Erkenntnis, die wir bei Fahlbeck ziehen mussten. Die Wahl einer einheitlichen Methode gestattet bei Nebeneinanderstellungen, von Ort und Zeit zu abstrahieren.

Auch die Historiker wie Forster, Fahlbeck, MacFarlane und der Anthropologe Rodenwaldt bedienen sich der Demographie, um dem Aussterben auf die Spur zu kommen und historische Abläufe zu erklären. Leider haben sie dabei nicht immer eine glückliche Hand, indem sie entweder nur eine bestimmte Zahl von Kriterien zur Untermauerung ihrer Thesen wählen, was einseitige oder unvollständige Bilder erzeugen kann, oder sie bezeichnen mangels Kenntnissen oder Vergleichsmöglichkeiten ein bestimmtes Verhalten als überdurchschnittlich oder abweichend, obschon es an und für sich im Milieu, in dem dieses festgestellt wird, nichts Besonderes darstellt.

Einige Beispiele mögen dies erläutern:

a) Cox, Blacker, Forster und auch Henry (allerdings nicht in

seiner Genfer Studie, jedoch in seinem Aufsatz über die Ducs et pairs) stellen den Rückgang der Geschlechterbestände der europäischen Oberschichten als demographischen Anachronismus dar, weil zur selben Zeit die Gesamtbevölkerung stark zunimmt. Diese Gegenüberstellung von Gesamtbevölkerung und Oberschicht ist nicht sehr relevant, da auf der einen Seite in Köpfen und auf der andern Seite in Geschlechtern gemessen wird. Theoretisch könnte es ja sein, dass die Oberschicht an Geschlechtern einbüsst, aber infolge einer stark verbesserten Lebenserwartung und Fruchtbarkeit der überlebenden Verbände kopfzahlmässig dennoch wächst.
Zwei Schlüsse müssen daraus gezogen werden. Erstens ist zu berücksichtigen, dass eine Bevölkerungsgruppe, die sich im Verhalten und Empfinden gegenüber andern abgrenzt und abschliesst, wie dies mittelalterliche und frühneuzeitliche Führungsschichten taten, sich auch demographisch völlig anders verhalten kann (1). Zweitens darf eine solche in sich abgeschlossene Bevölkerung nicht mit einer offenen wie die Gesamtbevölkerung verglichen werden, da in beiden Fällen unterschiedliche Kräfte am Werk sind. Man denke da nur schon an die Ab- und Zuwanderung.

b) Forsters Angaben über den Adel von Toulouse scheinen uns, was die Kindersterblichkeit betrifft, nicht annehmbar. Sie beläuft sich nach seinen Berechnungen für das 17. und 18. Jahrhundert auf durchschnittlich 9%. Dieser Wert weicht wiederum dermassen von den Erfahrungswerten aus andern Untersuchungen ab, wo die Kindersterblichkeit sich zwischen 3o% und 5o% bewegt, dass er kaum glaubwürdig erscheint.
Zwei Erklärungen bieten sich an: entweder wir haben es mit einem klassischen Fall von mangelhafter Registrierung des Kindertodes in den Pfarrbüchern/Genealogien zu tun, oder es handelt sich um einen demographischen Ausnahmefall. Aufgrund unserer Erfahrungen neigen wir zur ersten Annahme.
Forster jedoch geht auf dieses Problem gar nicht ein, weil ihm vermutlich mangels breiterer Kenntnisse diese Zahl durch ihre Niedrigkeit gar nicht auffällt. Diese Unzuläng-

(1) Hollingsworth, Demography, pp. 199 ff.

lichkeit ist umso schwerer verständlich, als gerade die Kindersterblichkeit im Zusammenhang mit dem Aussterben von erstrangiger Wichtigkeit sein kann.

c) Was die Zahlen anbelangt, scheint es mir nötig, auf der Vergleichbarkeit zu insistieren, da sonst die Statistiken zu falschen oder aussageschwachen Schlüssen verleiten können. Henry z.B. schildert den Rückgang der Heiratlichkeit in der Genfer Oberschicht als schweres Handicap. Die 15% und 23% Ehelosigkeit im 17. bzw. 18. Jahrhundert betrachtet er als einmalig schwere Krise. Verglichen mit früheren Zeiten, für die er allerdings keine Zahlen nennt, mag das vielleicht zutreffen. Verglichen aber mit andern Aristokratien wie den Peers, dem venezianischen und schwedischen Adel, ist die Zoelibatsfrequenz der anciennes familles geradezu gering.

d) Einen ähnlichen Vorwurf muss sich der Biologe Rodenwaldt gefallen lassen. Er bringt zwar mit seiner Statistik über die numerische Entwicklung der Ein- und Nullsohnehen, wenn nicht klassische so doch interessante Kriterien generativen Verhaltens zur Diskussion. Aber er überbewertet ihre Tragweite. Er sieht darin die Hauptursache für das Aussterben der "nobili". Doch in Tat und Wahrheit liegt der Anteil sohnloser Ehen in Venedig nicht höher als in andern europäischen Oberschichten. Hingegen unterschätzt er die einmalig hohe Ehelosigkeit, die zweifelsohne einen "europäischen Rekord" darstellt, und damit wohl hauptverantwortlich für den Rückgang des Geschlechterbestandes zu betrachten ist.

e) Fahlbeck muss wegen seiner Studie über den schwedischen Adel wohl als Pionier der Aussterbensfrage im 2o. Jahrhundert betrachtet werden. Insofern kommt ihm grosser Verdienst zu. Methodisch gesehen stellt er aber einen Einzelfall dar. Die Unterscheidung nach überlebenden und aussterbenden Geschlechtern und die zeitliche Einteilung nach Generationen (= Glieder) machen seine Untersuchung, was das Zahlenmaterial betrifft, praktisch unvergleichbar mit moderneren Studien. Ein sehr grosser Teil ihrer Aussagekraft

geht dadurch verloren.
Sie sollte aber eine Mahnung dafür sein, dass in der historischen Demographie vermehrt mit verwandten Methoden gearbeitet wird, sodass Gegenüberstellungen jederzeit möglich sind.

f) Probleme können sich bei Vergleichen auch ergeben, wenn die Kriterien nicht gleich definiert sind. So kann es vorkommen, dass der eine Wissenschafter die Grenze für die Kindersterblichkeit bei 2o Jahren, der andere bei 16 oder 18 Jahren ansetzt.
Oder es werden bei der Berechnung der durchschnittlichen Kinderzahlen das eine Mal die kinderlosen Ehen miteinbezogen, das andere Mal nicht. Solche Divergenzen vermindern den Vergleichswert der Statistiken beträchtlich.

Zuletzt bleibt uns noch auf eine Lücke hinzuweisen, die fast in allen - eine Ausnahme bilden Stone und MacFarlane - Darstellungen, die wir betrachtet haben, offen geblieben ist. Die meisten Untersuchungen heben das Aussterben als aussergewöhnliches Ereignis und Phänomen hervor. Keiner der Autoren bemüht sich aber, diese Erscheinung mengenmässig zu erfassen und in ein richtiges Verhältnis zur beobachteten Zeit zu setzen. Dabei ist das praktisch der einzige Weg, der begangen werden kann, um festzustellen, ob das Aussterben eine für Oberschichten eigentlich normale Erscheinung ist.
Ebensowenig hat man in vielen Fällen versucht, systematisch alle für ein Aussterben in Frage kommenden Hypothesen zu untersuchen und sie anhand empirischer Untersuchungen zu prüfen, um auf diese Weise zu den wahren Gründen zu gelangen. Solche Unterlassungen haben verschiedentlich zu unhaltbaren Erklärungsversuchen, wie z.B. der Inzuchttheorie, geführt.

3.2. Die Studie vom Inhaltlichen her gesehen

Die Betrachtung von Untersuchungen über das Aussterben in den Oberschichten Europas hat uns trotz gewisser systematisch-methodischer Mängel, die einem Teil dieser Studie anhaften, einen wichtigen Schritt vorwärts gebracht.

Aufgrund der Arbeiten und der darin zum Teil sehr zerstreuten Angaben ist es zunächst einmal gelungen, uns ein Bild vom Umfang und von der Verbreitung dieses Phänomens zu machen. Wir haben eine Verminderung des Geschlechterbestandes politischer Führungsschichten in fast allen Breiten- und Längengraden Europas festgestellt und das zu völlig verschiedenen Epochen. Diese reicht von Venedig nach Schweden und von der Schweiz bis nach England; anzutreffen ist das Phänomen sowohl im Spätmittelalter als auch in der frühen Neuzeit. Nicht zu vergessen ist dabei auch das antike Rom.

Anhand der A u s s t e r b e r a t e (= relativer Anteil aussterbender Geschlechter pro Jahr im Verhältnis zur Gesamtheit) ist es uns gelungen, diese Entwicklung mengenmässig und in einer leicht vergleichbaren Grösse zu erfassen. Dabei hat sich ergeben, dass trotz der beträchtlichen räumlichen und zeitlichen Unterschiede, aber auch angesichts der z.T. recht unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen die Werte relativ nahe beieinander liegen:

Schweiz (Bern/Zürich)	o,34% jährlich
Toulouse	o,28%
Venedig	o,28%
Schweden	o,31%
Deutsche Stadtpatriziate	o,31%
Britischer Adel	o,41%
"europäischer" Durchschnitt	o,32%

Das heisst mit andern Worten, dass eine europäische Führungsschicht pro Jahrhundert im Durchschnitt rund 3o% ihres Geschlechterbestandes einbüsst. Einzig die britischen Peers weichen von diesem Wert verhältnismässig stark ab (1). Sie sind aber nicht allein, wenn man sie mit den Städten Memmingen (2) und Bern (3) vergleicht, die ebenfalls eine Rate von

(1) Der Unterschied beträgt o,o9% oder etwa 28% des Durchschnittswertes. Dies ist unserer Ansicht nach nicht einmal viel, wenn man den zeitlich-geographischen Unterschied, die abweichenden Lebensgewohnheiten und die möglichen Fehler in den Quellen berücksichtigt.
(2) Vgl. Kapitel 2.6.1.
(3) Vgl. Kapitel 1.2.1.

0,40% bzw. 0,41% erreichen.
Aufgrund dieser Sachlage lässt sich folgende Hypothese formulieren: das Aussterben ist eine für die Oberschichten Europas, die wie der mittelalterliche Adel oder die frühneuzeitlichen Patriziate eine geschlossene, homogene Bevölkerungsgruppe darstellen, normale demographische Entwicklung, die im Rückgang ihrer Geschlechterbestände u n d ihrer Personenbestände (siehe Genf) ihren Ausdruck findet. Diese Entwicklung liesse sich vermutlich auch in den Führungsschichten Europas feststellen, die bis heute noch nicht Gegenstand von Untersuchungen geworden sind. Bemerkenswert ist das Aussterben aber deshalb, weil es sich zu einem Zeitpunkt abspielt, da die Gesamtbevölkerung im Wachstum begriffen ist. Es wird von der betroffenen Schicht immer erkannt. Doch die Massnahmen, die dagegen ergriffen werden, kommen zu spät oder in zu geringem Umfang, als dass sie echte Hilfe bedeuten könnten.

Als hieb- und stichfeste, fundierte Erklärungsversuche für das Aussterbephänomen kommen weder die Abwanderung, die wegen des Verlustes hochgeschätzter Privilegien, die sie nach sich zog, praktisch nie vorkam, noch der Tod durch Pest und Kriege, die nur vorübergehend und bloss kleine Breschen in die Reihen der führenden Geschlechter schlug, noch die Inzuchtstheorie, die sich von den damaligen Gegebenheiten und den modernen biologischen Erkenntnissen her nicht aufrecht erhalten lässt, noch ein allgemeiner Bevölkerungsrückgang. Diese Thesen haben zwar alle einmal ihren Platz in der Historiographie gehabt; heute sind sie aufgrund neuerer Forschungsergebnisse nicht mehr haltbar.
Vielmehr scheinen ein bestimmtes generatives Verhalten, eine besondere Einstellung und Lebensweise innerhalb dieser Kreise, sowie ihre spezifische politische und wirtschaftliche Lage den Tod der Geschlechter herbeigeführt zu haben. Alle diese Faktoren haben aber nicht zu allen Zeiten und in allen Ländern, auf die wir unser Augenmerk gerichtet haben, gleich stark oder vereint gewirkt. Zum Teil haben sie mit unterschiedlicher Stärke und getrennt gewirkt. Auch ist ihnen je nach Blickwinkel des betreffenden Geschichtsschreibers nicht derselbe Stellenwert gegeben worden. Sicher ist jedoch, dass

unter den Faktoren, die einen entscheidenden Einfluss auf die ganze Entwicklung gehabt haben, die Fruchtbarkeit, die Heiratlichkeit, die Kindersterblichkeit und gewisse familienrechtliche Aspekte einen wichtigen Platz einnehmen (1).

Zu den generativen Besonderheiten dieser "closed populations" ist zunächst einmal der R ü c k g a n g d e r G e b u r t e n - dieser trifft vor allem für die Ducs und Pairs, einen Teil des schwedischen Adels und das Genfer Patriziat zu - zu nennen. Dieser rückläufige Trend, der sich zwischen o,5 und 3,8 Geburten bewegt, bedeutet für viele Familien (und damit auch Geschlechter), deren Kinderzahl sich ohnehin schon unter dem Durchschnitt befindet (2), nicht nur Verminderung der Nachkommenzahl, sondern auch Kinderlosigkeit, "Sohnlosigkeit" und damit auch Erlöschen! Die Tatsache, dass gleichzeitig auch die Kindersterblichkeit merklich zurückgeht, ändert wenig an der Situation.
Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass man erst durch das Aussterben auf die Idee gekommen ist, die Fruchtbarkeit dieser Schichten zu untersuchen. Das Ergebnis hat dann Demographen und Historiker dazu geführt, die Hypothese aufzustel-

---

(1) Für die folgenden Abschnitte vergleiche man diese Tabelle.

	Ledigenhäufigkeit Männer in %		Kinderzahl		Kindersterblichkeit in %	
	17.Jh.	18.Jh.	17.Jh.	18.Jh.	17.Jh.	18.Jh.
Ducs et pairs	17,o	27,o	6,2	2,4	-	-
Genfer Patriziat	15,o	23,5	4,8	3,o	48,3	31,3
Schwed. Adel: lebende Geschl.	25,5	33,4	(6,o	4,7)*	(23,5	25,7)*
ausster. Geschl.	48,6**		5,1	1,7)*	29,2	44,9)*
Venez. Adel	6o,o	66,o	4,o	5,o	-	-
Toulouse	49,8	39,3	4,9	4,4	[** 6,7(?)	1o,5(?
British Peerage (Hollingsworth)	43,1	45,9	5,o	4,3	33,4	23,9
Durchschnitt	35,1	39,2	5,1	3,7	36,o	32,7
Durchschnitt	37,1		4,4		34,3	

* Für die Berechnung des Durchschnitts zu einem Wert zusammengefass
** Für die Berechnung des Durchschnitts weggelassen

(2) Alle Werte, auf die wir Bezug nehmen, sind Mittelwerte, d.h. es gab Familien, die über und solche, die unter diesem Wert lagen. Gerade für die letzteren wurde der Geburtenrückgang oft zum Verhängnis.

len, die absichtliche Geburtenbeschränkung habe in gewissen Kreisen schon teils im 17., teils im 18. Jahrhundert und nicht, wie lange angenommen, erst im 19./2o. Jahrhundert Anwendung gefunden.
Bemerkenswert sind auch die Theorien, die zur Erklärung dieser "Geburtenkontrolle ante diem" aufgestellt worden sind. Sie reichen von den ökonomischen Ueberlegungen wie Verbesserung der wirtschaftlichen Stellung der Familie zwecks sozialem Aufstieg, Wahrung oder Verbesserung des Lebensstandards (Cox, Blacker, Forster) über die Wandlung der Stellung des Kindes in der Familie (Ariès) bis zur physiologischen Degeneration (Rodenwaldt) und zu neuen ästhetischen Vorstellungen der Frau (Mme. de Sévigné). Es haftet ihnen allerdings - so logisch sie von der Ueberlegung her auch scheinen - der Mangel an, dass sie empirisch schwer beweisbar sind.

Als zweites, wesentliches Merkmal ist die grosse und wachsende E h e l o s i g k e i t zu nennen. Diese, ähnlich wie die Fruchtbarkeit vom Verhalten der Gesamtbevölkerung abweichende Entwicklung hat dazu geführt, von einer eigentlichen Krise der Ehelichkeit zu sprechen, was die Oberschicht betrifft. Diese Krise wird vom 17. ins 18. Jahrhundert noch ausgeprägter. Durchschnittlich sind es fast 4o%, d.h. zwei von fünf erwachsenen Männern, die nicht heiraten und damit nicht für das Weitergedeihen ihres Geschlechts sorgen. Auch hier sind zeitlich und geographisch deutliche Unterschiede feststellbar. Während die Zoelibatsrate sich in Genf und beim französischen Adel zwischen noch "erträglichen" 15% und 27% bewegt, erreicht sie in Venedig im 18. Jahrhundert einen Wert von 66,5%. Das bedeutet, dass von drei Söhnen, die die Volljährigkeit erreichen, zwei ledig bleiben - eine schwere Hypothek für eine Familie, die überleben und ihren Namen in die Geschichte eingehen lassen will!
Die wachsende Ehelosigkeit ist ebensowenig wie die sinkende Fruchtbarkeit als demographischer Zufall zu betrachten. Sie ist vielmehr das Produkt von Erbbräuchen (Primogenitur) und Familientradition, die darauf abzielen, einen einzigen Nachkommen zuungunsten der andern zu bevorteilen. Das hat politisch und wirtschaftlich seine Vorteile. Demographisch er-

weist es sich aber häufig als Boomerang.

Ein dritter Faktor, der diese Lage verschärft, ist die K i n d e r s t e r b l i c h k e i t . In Oberschichten weicht sie zwar zu ihren Gunsten vom allgemeinen Verhalten ab, d.h. sie ist geringer; sie ist jedoch immer noch hoch genug, um im Zusammenwirken mit den soeben betrachteten Merkmalen die Lage deutlich zu verschärfen. Während im 17. Jahrhundert ein Drittel bis die Hälfte aller Nachkommen vor dem 2o. Altersjahr sterben, sinkt dieser Anteil auf 25% bis 3o% im 18. Jahrhundert. Wir haben aber auch gesehen, dass in Extremfällen (Stone, MacFarlane) bis zu zwei Drittel der adeligen Kinder das 15. Altersjahr nicht erreichten. Obschon die Kindersterblichkeit im Gegensatz zur Ehelosigkeit und Geburtenbeschränkung als "unfreiwilliger" Faktor anzusehen ist, muss ihre negative Wirkung ins Gesamtbild der Demographie von Oberschichten miteinbezogen werden.

Der Vergleich von Heiratlichkeit und Fruchtbarkeit führt zu einer andern bemerkenswerten Feststellung: dort, wo die Kinderzahl am stärksten zurückgeht, wie das in Genf und bei den Ducs und Pairs der Fall ist, ist die Häufigkeit und das Wachstum des Zoelibats am geringsten. Handkehrum ist dort, wo die Fruchtbarkeit in der Entwicklung keine wesentliche Richtungsänderung erfährt, die Ehelosigkeit absolut und relativ sehr hoch. Venedig stellt den Paradefall dar: der dortige Stadtadel ist die einzige Führungsschicht, bei der wir eine Z u n a h m e der Kinderzahl feststellen; dafür erreicht - man wäre geneigt zu sagen als Ausgleich für diese Abweichung - die Ehescheu kaum für möglich gehaltene Werte. Bei dieser Beobachtung kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass da ein innerer Zusammenhang besteht: die Oberschichten versuchen mittels der Veränderung ihrer generativen Strukturen (Fruchtbarkeit) oder durch erbrechtliche Massnahmen, die eine Veränderung der demographischen Strukturen nach sich ziehen (Alleinerbe - Ehescheu), Eigentum und Macht ungeachtet der bevölkerungsmässigen Konsequenzen (Aussterben) auf wenige Köpfe zu konzentrieren.

3.3. Ausblick auf die Fallstudie Zürich

Das Aussterben muss auch als Teil der sozialen Dynamik und Mobilität gesehen werden, die diese Schichten vom 14. bis 18. Jahrhundert trotz ihrer Abgeschlossenheit kennzeichnet.
Es ist die Gegenbewegung zu allen Aufstiegsbemühungen aus unteren Schichten, zu den Konkurrenzkämpfen in den eigenen Reihen und zu den immer neuen Versuchen gewisser Geschlechter oder Geschlechtergruppen, sich an die Spitze dieser Aristokratien zu setzen. Das Aussterben ist sogar der unwiderruflichste unter allen Abstiegen. Wir haben gesehen, dass praktisch in allen Teilen Europas Geschlechter, die sich um jeden Preis mit der Elite messen oder sich zu ihr emporschwingen wollen, dafür ihr Leben lassen müssen. Sie sind im Gegensatz zu den Ueberlebenden nicht in der Lage, die demographischen Opfer, die der schichtspezifische Lebensstandard wirtschaftlich fordert, zu verkraften.
Insofern sind absterbende Teile auch der Tribut, den die Oberschichten zahlen müssen, um ihre Stellung gegenüber ihren Untertanen behaupten zu können. Dieser numerische Rückgang bedeutet neben andern politischen und wirtschaftlichen Faktoren eine zusätzliche Schwächung im Augenblick, da die Stürme der Revolution fast überall über sie hereinbrechen.

Die historische Demographie gibt uns also wertvolle Hinweise inbezug auf das Aussterben, aber nicht eine lückenlose Antwort. Sie besagt, dass vor allem die Geschlechter, die wenig verästelt sind, d.h. die nur eine kleine Familienzahl umfassen, von den Konsequenzen der hohen Kindersterblichkeit, der grossen Ehescheu und der abnehmenden Kinderzahl bedroht sind. Weshalb diese Geschlechter es verpassen, numerisch in einem Masse zu expandieren, wie es die überlebenden (grossen) Geschlechter tun, sodass ihnen die bekannten Veränderungen im demographischen Bereich nicht zum Verhängnis werden, darüber erfahren wir durch die Statistik nichts.
Festzustellen, was die kleinen Geschlechter am Wachstum hindert, sowie welche "preventive checks" im Falle Zürichs anzutreffen sind, das wird die Aufgabe der empirischen Untersuchung im zweiten Teil unserer Arbeit sein.

2. Teil

D i e F a l l s t u d i e Z ü r i c h

4. DAS AUSSTERBEN STADTZUERCHERISCHER BUERGERGESCHLECHTER ZWISCHEN 1600 UND 1800

An dieser Stelle scheint es uns angebracht, die eingangs dieser Arbeit geschilderte Situation und Fragestellung kurz in Erinnerung zu rufen:

- Feststellung der Ausmasse des Rückgangs des Geschlechterbestandes.
- Gegenüberstellung der Entwicklung des stadtzürcherischen Geschlechterbestandes und der allgemeinen Bevölkerung Zürichs (Stadt und Land); Vergleich mit andern Städten und der Eidgenossenschaft.
- Charakterisierung des Aussterbens nach Schichten i n n e r h a l b der Bürgerschaft unter dem Blickwinkel
  a) der politischen Macht (Ratssitze, Aemter etc.)
  b) der Zugehörigkeit zu verschiedenen Ständen (Berufe, Erwerbssektor).
- Feststellung des generativen Verhaltens und der demographischen Struktur der Bürgerschaft am Beispiel einer Geschlechtergruppe.
- Vergleiche mit den Ergebnissen gleichgerichteter Studien.

4.1. Allgemeine Betrachtungen

4.1.1. Die Ausmasse des Aussterbens

Gemäss den Angaben von Guyer entwickelte sich die Zahl der zürcherischen Bürgergeschlechter folgendermassen (1):

1599	497
1637	428
1671	402
1730	320
1762	274
1790	241

Dies ergibt eine Abnahme von 256 Geschlechtern und eine Aussterberate von 0,27% jährlich. Damit liegt Zürich unter

---

(1) Guyer, Verfassungszustände, p. 137

dem "europäischen Durchschnitt" (1). Dieser Eindruck muss korrigiert werden, denn diese Angaben sind für unsere Zwekke nicht ganz ohne Lücken wie es die Methode der Stichdaten,d.h. der vertikalen Querschnitte überhaupt ist. Es kann sich nämlich zwischen zwei Stichdaten etwas abspielen, das in der Statistik nicht zum Ausdruck kommt.
Aus diesem Grund haben wir eine Nachzählung der Bürgerlisten vorgenommen. Dabei sind wir zu einem andern Ergebnis gekommen als Guyer. Für den Zeitraum zwischen 1599 und 179o stellten wir fest, dass insgesamt 6o6 Geschlechter je im Besitz des Bürgerrechts gewesen sind. Davon erloschen 37o oder 61%. Als Folge dieses Resultats verschiebt sich auch die jährliche Aussterberate und zwar auf o,32%. Damit liegt Zürich wieder ganz im Bereich der kontinentaleuropäischen Werte.

4.1.2. Die Bevölkerungsentwicklung in Zürich und in der übrigen Eidgenossenschaft

Wir haben bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass die rückgängige Entwicklung des Geschlechterbestandes dem Aussterben nicht a l l e i n sein aussergewöhnliches Gesicht verleiht. Im Gegenteil, sobald eine Bevölkerungsgruppe, die eine geschlossene Einheit darstellt, nicht mehr von aussen durch neue Familien (= Urzelle des Geschlechtes) gespiesen wird, ist anzunehmen, dass sie schon infolge biologischer Zufälligkeiten oder Gesetzmässigkeiten wie Impotenz, Sterilität u.a.m. schrumpfen kann und muss. Diese Abgeschlossenheit ist für die Oberschicht Zürichs seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Tatsache, denn von da an bilden Aufnahmen ins Bürgerrecht eine Ausnahme (2).
Bemerkenswert und besonders folgenschwer wird das Aussterben - und das nicht nur in demographischer, sondern auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht -, wenn die Verminderung der Geschlechterzahl noch von einem kopfzahlmässigen Bevölkerungsrückgang begleitet wird, weil dann

(1) Vgl. Kapitel 3.2.
(2) Vgl. p. 19

diese Schicht numerisch geschwächt ist. Diese Regression im Personenbestand wiederum ist nicht selbstverständlich; denn theoretisch könnten die überlebenden Geschlechter z.B. durch zunehmende Fruchtbarkeit oder steigende Lebenserwartung die entstandenen Lücken auffüllen.
Das Aussterben in der Führungsschicht von Zürich ist nicht eine leichte momentane Schrumpfung, die sich im durch biologische Launen bedingten Abbröckeln einzelner Familien spiegelt. Es ist ein massiver Rückgang an vollständigen Geschlechtern, der auch die Entwicklung des P e r s o n e n b e s t a n d e s , der B ü r g e r s c h a f t und sogar der g e s a m t e n S t a d t b e v ö l k e r u n g in Mitleidenschaft zieht:

	gesamte Stadtbevölkerung	Bürger	(Anteil)
1637	8'621	-	-
1671	9'311	7'755	(83%)
1682	1o'797	-	-
1756	11'o12	6'593	(59,9%)
1769	1o'574	6'213	(58,7%)
179o	1o'148	5'577	(54,9%)
(1836	14'243	-	-)(1)

Im Verlauf von 12o Jahren nur büsst die Bürgerschaft beinahe einen Drittel seiner Köpfe ein. Als direkte Folge davon geht auch die ganze städtische Bevölkerung zurück; ihr Verlust ist jedoch viel weniger hoch und ist mit etwas mehr als 7% rund viermal kleiner als der der Bürger. Dies deutet an, dass in derselben Zeit andere Teile der Stadtbevölkerung wachsen oder zumindest stagnieren:

	Ansässen	(Anteil)	Aufenthalter	(Anteil)	übrige	(Hintersässen)
1756	554	(5,o%)	3'o36	(27,6%)	829	(7,5%)
1769	646	(6,1%)	2'986	(28,2%)	729	(7,o%)
179o	835	(8,2%)	2'988	(29,4%)	748	(7,5%)(2)

Daraus wird ersichtlich, dass die Bürger der Stadt Zürich nicht nur die wirtschaftlichen und politischen Geschicke bestimmen, sondern auch die Richtung der Bevölkerungsentwicklung.

---

(1) Schellenberg, Bevölkerung Zürichs, p. 21
Bickel, Bevölkerungsgeschichte, p. 62

(2) idem, p.26

Dieser Zug der städtischen Bevölkerungsentwicklung ist umso auffälliger als er im Gegensatz zur allgemeinen demographischen Bewegung steht.
Während die Stadtbürgerschaft um ein Drittel schmilzt, erfolgt eine explosionsartige Vermehrung der Land(es)bevölkerung.

Kanton Zürich		Eidgenossenschaft	
1634	83'373	16oo	ca. 1 Mio.
1674	12o'8oo	17oo	ca. 1,2 Mio.
1771	151'746		
1792	176'38o (1)	18oo	ca. 1,6 Mio. (2)

Dieses Wachstum ist ebensowenig künstlich, d.h. auf eine Zuwanderungswelle zurückzuführen, wie der Rückgang der Bürgergeschlechter das Ergebnis einer Abwanderung ist. Im Gegenteil, dieses Wachstum erfolgt trotz der grösseren Auswanderungswellen des 17. und vor allem des 18. Jahrhunderts, als die organisierte Uebersiedlung nach Amerika einsetzte (3). Es kommt also praktisch allein durch die eigene generative Kraft zustande und ist vergleichbar mit dem allgemeinen Bevölkerungswachstum Europas in dieser Zeit.

Wenn nun eine Bevölkerungsgruppe stetig und massiv abnimmt, wie die Bürgerschaft Zürichs, während die Gesamtbevölkerung, in deren Mitte sie lebt, ebenso stark wächst, so müssen die Ursachen der sich in einer demographischen Rezession befindenden Gruppe nicht in erster Linie in ihrer Abgeschlossenheit, sondern primär in ihrem spezifischen generativen Verhalten und sekundär in den politisch-wirtschaftlichen Strukturen ihres Lebensraumes gesucht werden. Die Abschliessung ist nicht ein Grund für das Aussterben; aber sie ist daran schuld, dass entstehende Löcher nicht durch die Aufnahme neuer Familien gestopft werden können.

---

(1) Meyer v. Knonau, Canton Zürich, Bd. II, p. 191
Die Zahlen erscheinen im Verhältnis zu den damaligen Möglichkeiten der Volkszählung zu genau; uns interessiert jedoch nicht ihre Genauigkeit, sondern bloss die Grössenordnung und der allgemeine Verlauf.
Auch sind diese Angaben relativ alt. Sie sind aber, wie dies neuere Darstellungen (Bickel, Peyer, Schellenberg) zeigen, offenbar recht gut fundiert.
(2) Bickel, Bevölkerungsgeschichte, pp. 43-52
(3) Peyer, Vorlesung Schweizer Geschichte 17./18. Jh.

Zürich stellt keinen Einzelfall dar. Derselbe rückläufige Trend kann auch in andern grösseren und kleineren Städten der Eidgenossenschaft beobachtet werden:

Basel		Lausanne		Winterthur	
1682:	13'910			1608:	2'380
1756:	16'140	1709:	7'432	1672:	2'572
1780:	15'060 (1)	1764:	7'191 (2)	1725:	3'280
				1766:	2'985 (3)

Wir können, was diese Beispiele betrifft, keine detaillierten Zahlen für Bürgerschaft und andere Stadtbewohner aufführen. Dennoch liegt es sehr nahe, dass wir es in diesen Fällen mit demselben Phänomen zu tun haben. Es ist interessant festzustellen, dass ebenfalls kleinere Städte mit eher ländlichem Charakter wie Winterthur und Lausanne, die vielleicht nicht die Anziehungskraft ihrer grossen Schwestern besassen, einen ähnlichen Entwicklungsverlauf nehmen, auch wenn die Ausmasse nicht so ausgeprägt sind.

4.1.3. Kriege, Pestzüge und schlechter Konjunkturverlauf als mögliche Erklärungen?

Die im Titel erwähnten Faktoren müssen, auch wenn sie als Erklärungsversuche für nichtschweizerische Oberschichten ausser Betracht fallen, wie das im ersten Teil dieser Arbeit gezeigt worden ist, im Falle Zürichs dennoch auf ihre mögliche Wirkung hin untersucht werden. Ein Vergleich der Bevölkerungs- und Geschlechterbestandesentwicklung mit den P e s t j a h r e n gibt uns darüber Aufschluss:

	Geschl.-bestand	jährl. Abnahme in %	städt. Bevölkerung	Bürgerzahl	Pestjahre(4)
1599:	497	-	7600-7800(5)	-	1611,1628/9
1637:	428	0,36	8'621	-	1636,1640
1671:	402	0,18	9'311	7'755	1667,1670
1730:	320	0,34	1756: 11'012	1756: 6'593	1690-1693
1762:	274	0,45	1769: 10'574	1769: 6'213	
1790:	241	0,43	10'149	5'577	
		Ø 0,35			

(1) Burckhardt, Demographie in Basel, pp. 88 f
(2) Bickel, Bevölkerungsgeschichte, p. 63
(3) Denzler, Bevölkerung Winterthurs, pp. 11-15
(4) Bickel, Bevölkerungsgeschichte, p. 44
Schnyder, Bevölkerung Zürichs, p. 66
(5) Schnyder, idem, pp. 96 f.

In den ersten Zeitabschnitt fallen gleich drei Pesteinbrüche, darunter der stärkste aus dem Jahre 1611. Weder in der Bevölkerungsentwicklung noch in der Aussterberate, die in diesem Zeitraum nur minim über dem Durchschnitt liegt (o,36% gegenüber o,35%), ist davon etwas zu spüren. In den nächsten beiden Abschnitten verhält es sich ebenso. Trotz der Pest sinkt die Aussterberate; dies ist jedoch auf den letzten grossen Schub von Aufnahmen ins Bürgerrecht zurückzuführen: 4o7 Personen werden da eingebürgert. Die städtische Bevölkerung nimmt global weiterhin zu.
Erst im 18. Jahrhundert, zu einem Zeitpunkt also, da der Schwarze Tod Zürich nicht mehr heimsucht, wo aber die Schicht der Bürger hermetisch abgeriegelt ist, steigt die Aussterberate wieder und erreicht überdurchschnittliche Werte. Nun macht sich das Aussterben auch in der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung bemerkbar.
Daraus lassen sich zwei Schlüsse ziehen. Pest und Seuchen haben die Bevölkerung Zürichs nur vorübergehend und nicht entscheidend geschwächt. Sie erholte sich so rasch, dass selbst bei kleinen Zeiträumen von dreissig Jahren Epidemien in der Statistik keinen Niederschlag finden.
Das Aussterben von ganzen Geschlechtern wurde durch die Pest nicht beschleunigt. Die Zunahme des Schrumpfungsprozesses erfolgt erst viel später, sodass selbst eine zeitverschobene Auswirkung der Pest ausser Betracht fällt. Der Grund muss also in einem andern Bereich gesucht werden.

K r i e g e können die Demographie der Bevölkerung einer Stadt oder eines Landes auf verschiedene Art beeinflussen:

a) direkt, indem diese in einen Konflikt verwickelt wird, der sie durch die Unmittelbarkeit der Auseinandersetzung, nämlich der Schlachten, ganzer Teile ihrer selbst beraubt. Besonders hart getroffen wird dann der unter den Waffen stehende Bevölkerungsteil wie die führende Oberschicht oder junge waffenfähige Männer. Im Falle grosser Auseinandersetzungen kann dies einer Familie/einem Geschlecht seine ganze männliche Nachkommenschaft schlagartig wegnehmen;

b) indirekt, dadurch dass diese Jahr für Jahr, über eine längere Zeitspanne, einen Teil ihrer Männer verliert, weil sie den Soldatenberuf wählen und als Folge ihrer Tätigkeit nicht oder spät heiraten. Dies hat nicht zur

Folge, dass innert kurzer Frist ganze Familien erlöschen, aber er kann die betroffenen Kreise in ihrer Vermehrung wesentlich schwächen.

Der Versuch, grosse militärische Auseinandersetzungen mit den Bevölkerungsverlusten, d.h. mit der steigenden Zahl aussterbender Geschlechter zu verbinden, schlägt für Zürich fehl. Der Stand Zürich führte im 17. und 18. Jahrhundert keine grossen Kriege und war nicht in mörderische Schlachten verwickelt. Im Zusammenhang mit den Bauernunruhen nahm er zwar an der Seite Berns an den Villmergerkriegen teil, zuerst als Verlierer, dann als Sieger. Doch in beiden Waffengängen waren die Verluste nicht als hoch zu bezeichnen. Vom Zeitpunkt her - der 1. Villmergerkrieg findet 1656, der 2. 1712 statt - lässt sich auch keine Korrelation zum steigenden Geschlechterrückgang etablieren (1).

Anders verhält es sich mit der zweiten Hypothese. Ein Blick auf die Zahlen der militärischen Wanderungen, sei es als Soldat, Offizier oder Regimentsbesitzer, lässt erahnen, dass dieser Faktor nicht ohne Bedeutung gewesen sein könnte:

	Abgänge in fremde Kriegsdienste der gesamten Eidgenossenschaft (in Tausenden)
16. Jhdt.:	ca. 250 - 300
17. Jhdt.:	ca. 250 - 300
18. Jhdt.:	mehr als 300 - 350 (2)

Das ist ein bedeutender Aderlass, besonders wenn man bedenkt, dass es sich hier vorwiegend um junge Leute handelt, die entweder auf dem Feld sterben - Berechnungen haben ergeben, dass von 1800 Mann nicht einmal 800 heimkehrten (3) - oder zu alt und mittellos nach Hause zurückkamen, als dass sie noch hätten heiraten und eine Familie gründen können. Nur wenige kamen ruhmbedeckt, finanziell gut gerüstet und jung zurück (4).
Der stark hemmend wirkende Einfluss des Abgangs in fremde Dienste auf die Bevölkerungsentwicklung der Eidgenossen-

(1) Largiedèr, Geschichte Zürichs, Bd. I, pp. 420-426
Senti, Waser, Guyer, Aus Zürichs Vergangenheit
(2) Schelbert, Einführung Auswanderungsgeschichte, p. 155
(3) idem, p. 155
(4) idem, p. 180

schaft ist unbeweisbar, hat er doch gemäss Bickel im 17. und 18. Jahrhundert bis zu 5o% des Gebrutenüberschusses abgeschöpft (1), wobei zu betonen ist, dass vor allem die ländlichen Schichten darunter zu leiden hatten (2).

Was die Stadt Zürich angeht, müssen wir uns auf beispielhafte Angaben betreffend das 18. Jahrhundert beschränken. Wir stützen uns dabei vorwiegend auf die Arbeit von Bührer (3). Ins Auge fassen wir nur den Offiziersdienst, dem - verglichen mit den Erträgen der Textilindustrie - nicht erstrangige wirtschaftliche Attraktivität zugemessen werden darf, der aber für gewisse Familien aus der Schicht der Rentner, Handwerker und auch Kaufleute doch gesellschaftlich mit einigem Prestige verbunden war (4).
Im 18. Jahrhundert nimmt der fremde Offiziersdienst in Zürich umfangmässig stetig zu:

	1730	1762	1790
Anzahl Bürger der Stadt	2317	2199	1991
Anzahl Offiziere in fr. Diensten	77	136	151
Anteil Offiziere in fr. Diensten	3,3%	6,2%	7,6%(5)

Vom Umfang her scheint der Anteil Offiziere in fremden Diensten nicht ein Element darzustellen, das sich für die Bürgerschaft demographisch als grosse Gefahr entpuppen kann. Die genealogisch-statistische Untersuchung der Familienverhältnisse dieser Offiziere belehrt uns aber eines Besseren:

	Anzahl	Frauen	Söhne	
Höhere Offiziere (ausschliesslich)	122	67	64	
Höhere Offiziere Rückkehr/andere Tätigk.	27	18	18	
Subalternoffiziere (ausschliesslich)	181	36	2o	18. Jhdt.
Subalternoffiziere Rückkehr/andere Tätigk.	92	72	8o	
Total	422	193	182	(6)

(1) Bickel, Bevölkerungsgeschichte, p. 43
(2) idem, p. 83
(3) Bührer, Zürcher Solddienst, Kap. I B, I E, III, B,C,D
(4) idem, pp. 138 ff.
(5) idem, p. 1o1
(6) idem, p. 147

Von 422 Offizieren heiraten lediglich deren 193; diese haben nur 182 Söhne, die das Erwachsenenalter erreichen. Das heisst unter Berücksichtigung der Tatsache, dass einige Ehen sicher mehr als nur einen Sohn hatten, dass 11 und m e h r Zweige wegen Mangel an männlichen Nachkommen erlöschen. Viel schwerer wirkt sich in dieser Beziehung aber noch die Ehelosigkeit der Offiziere aus. Ueber 5o% bleiben ledig und bilden somit das letzte Glied eines Zweiges. Die Chancen des Fortbestandes der Zürcher Solddienstoffiziersfamilien stehen also ungefähr 1:2, was als äusserst niedrig zu bezeichnen ist. Besonders krass ist das Verhältnis d e r Offiziere, die sich ausschliesslich dieser Tätigkeit gewidmet haben (1. und 3. Linie). Früher Tod, nicht ausreichende Erwerbsmöglichkeiten und langjährige Abwesenheit sind die Erklärung für die schwache regenerative Kraft der Zürcher Solddienstoffiziere. So gesehen ist der Abgang in fremde Dienste sicher als ein Faktor zu betrachten, der das Aussterben, wenn nicht allein bewirkt, so doch massgebend beschleunigt hat. Man kann es aber auch anders formulieren: die Offizierskarriere in fremden Diensten ist für viele der ehrenvolle Abschluss eines sich schon im Abstieg befindenden Familienastes. Demographisch aber bleibt der Effekt der gleiche.

Die w i r t s c h a f t l i c h e L a g e und Entwicklung ist ein dritter und letzter Punkt, der die demographischen Strukturen massgebend beeinflussen kann. Bis zur industriellen Revolution bedeuten wirtschaftliche Erfolgsjahre (gute Ernten, ungestörter Handel) meistens tiefe Preise und relativ hohe Löhne. Auf das Verhalten der Bevölkerung übersetzt heisst das häufige und frühe Heiraten, was seinerseits Kindersegen und Bevölkerungswachstum nach sich zieht. Umgekehrt haben schlechte Jahre eine bremsende Wirkung auf die Bevölkerungsentwicklung.
Eine Korrelierung von Wirtschaft und Entwicklung des Geschlechterbestandes ist für Zürich praktisch unmöglich. Einfache konjunkturelle Verläufe sind nicht greifbar. Man weiss zwar einiges über Preise und Lebenskosten (1), aber zuwenig

(1)Meyer v. Knonau, Canton Zürich

über die Löhne und Einkommen, als dass wirklich eine Beziehung zwischen diesen Faktoren und den Bevölkerungszahlen hergestellt werden könnte. Auch die berufliche Schichtung der Stadt mit seinen Handwerkern, Rentnern und Unternehmern u.a. vereinfacht die Lage nicht: wir erfahren zwar über die Pfundzollabgaben, eine Art Warenumsatzsteuer, den genauen Verlauf der Vermögensentwicklung der grössten Kaufleutefamilien, aber nichts über die sicher kleineren Einkommen und Vermögen der Handwerker (1). Wir kommen über generellen Charakter aufweisende Feststellungen nicht hinaus.
Im 16. Jahrhundert war Zürich eine Handwerkerstadt; dem Handel kam keine grosse Bedeutung zu. Erst im 17. Jahrhundert gelangten Handel und Unternehmertum zu grosser Blüte, auch wenn der Abschnitt zwischen 1600 und 1655 noch durch Preisschwankungen und einen vorübergehenden Tiefpunkt in der Textilproduktion gekennzeichnet war. Diesen Erfolg erzielten Kaufleute und Industrielle, ein beruflicher Stand, der um die Jahrhundertwende wie ein Pilz aus dem Boden geschossen war, vor allem auf Kosten der Handwerker, die z.T. wegen der starren Zunftordnung und z.T. wegen der Industrieallisierung sich vor schwere Probleme gestellt sahen. Hatten im 17. Jahrhhundert die Handwerker auch noch von Prosperität sprechen können, so mussten sie im 18. Jahrhundert zusehen, wie ihre wirtschaftliche und politische Stellung immer mehr an Bedeutung verlor, während Handel und Industrie ihre Position ausbauen und festigen konnten. Auch für die zahlenmässig und politisch bedeutenden Rentner brachte der Aufstieg dieser neuen Gruppe eine nachteilige Konkurrenz. Ihre Vermögen und Einkommen waren nicht so beliebig vermehrbar wie die des neuen Standes (2).
Unserer Meinung nach ist vor allem in dieser Verschiebung innerhalb der beruflichen Konstellation der Bürgerschaft eine Ursache des demographischen Rückgangs zu suchen, auch wenn die Inflation, die Teuerung, besonders im Nahrungsmittelsektor - allein im 18. Jahrhundert stieg der Getreide-

(1) Guyer, Verfassungszustände, pp. 160-164
(2) idem, pp. 98 f.
Hauser, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, pp. 81-113
Peyer, Vorlesung Schweiz im 17./18. Jahrhundert

preis von 15o s auf 25o s pro Mütt (1) -, die Münzverschlechterung und Missernten um 174o und 177o kleinere Einbrüche verursachten (2).
Wie stark die Erstarrung und Krise des Handwerks sowie das Aufkommen einer neuen Berufsgruppe sich demographisch ausgewirkt hat, wird aus der beruflichen Gliederung der Bürgerschaft sichtbar:

itpunkt	1599	1637	1671	173o	1762	179o
ndwerker	12o6/77,6%	1o86/71,o%	1236/66,8%	1329/57,3%	1o92/49,9%	997/49,1%
istliche	145/ 9,4	189/12,4	262/14,2	389/16,8	382/17,4	337/16,9
ntner	8o/ 5,1	1o2/ 6,6	125/ 6,7	213/ 9,2	324/14,8	281/14,1
eie Berufe	83/ 5,3	88/ 5,8	11o/ 5,9	181/ 7,8	14o/ 6,4	149/ 7,5
ufleute	41/ 2,6	64/ 4,2	118/ 6,4	2o5/ 8,9	251/11,5	247/12,4
rger	1555	1529	1851	2317	2189	1991 (3)

Die Zahl der Berufsangehörigen nimmt nicht den gleichen Verlauf wie die der gesamten Bürgerschaft (4) und der Geschlechter (5). Alle Berufsgruppen verzeichnen bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine (relative) Zunahme mit Ausnahme der Handwerkerzahl, die im Verhältnis zur Bürgerzahl gleichmässig stark abnimmt. Der Rückgang, der seit dem 18. Jahrhundert auch bei der Bürgerzahl spürbar wird, ist praktisch nur auf die Abnahme der Handwerker zurückzuführen, die absolut gesehen auch im 17. Jahrhundert einen starken Einbruch erleiden. In frappantem Gegensatz zur allgemeinen Entwicklung steht das kräftige Wachstum der Kaufleute und Unternehmer. Es besteht insofern ein Zusammenhang zwischen Wirtschaft und der Demographie der Stadt Zürich, als dass die Krise des Handwerks die Alleinschuldige für den Bevölkerungsrückgang und das Aussterben zu sein scheint. Das deutet auf jeden Fall die Zahl der Berufstätigen an und gibt unserer Arbeit eine neue Richtung: beruflich gesehen ist die Oberschicht sehr ungleichmässig vom Aussterben betroffen.

---

(1) Bührer, Zürcher Solddienst, p. 2o
(2) Guyer, Verfassungszustände, pp. 98 f.
Hauser, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, pp. 81-113
Peyer, Vorlesung Schweiz im 17./18. Jhdt.
(3) Guyer, Soziale Schichtung, p. 24
(4) Vgl. S. 115
(5) Vgl. S. 113

S c h l u s s : die sehr allgemein gehaltenen Betrachtungen dieses Kapitels lassen sich wie folgt zusammenfassen.

- Die Entwicklung der Bevölkerung und des Geschlechterbestandes der Zürcher Führungsschicht ist typisch städtisch, d.h. anders als die des ländlichen Volkes. Sie ist aber nicht einmalig; wir treffen sie noch in andern Stadtaristokratien an.
- Diese Entwicklung steht aber in krassem Gegensatz zur globalen Bevölkerungsbewegung (Kanton, Eidgenossenschaft).
- Pest, Seuchen oder der gewaltsame Tod lassen sich nicht mit dem Aussterbephänomen verbinden. Ebensowenig können definitive Abwanderung oder die Abgeschlossenheit als direkte Ursachen betrachtet werden. Hingegen scheint die militärische Berufswanderung eine Komponente dieser ausserordentlichen Entwicklung gewesen zu sein.
- Wirtschaftlich lässt sich ein Zusammenhang wegen der beruflichen Umstrukturierung der Bürgerschaft und der Existenzschwierigkeiten der Handwerker vermuten.

4.2. Das Aussterben als Funktion der politischen und ökonomischen Stellung der Bürgergeschlechter

Bevor wir eine statistische Analyse der Geschlechterabnahme nach macht- und berufsspezifischen Gesichtspunkten vornehmen, scheint es uns nötig, zum besseren Verständnis der geschichtlichen Umstände einen Abriss der Verfassungszustände im Alten Zürich zu skizzieren (1).

4.2.1. Die Entwicklung der Zürcher Führungsschicht vom 13. bis 18. Jahrhundert

Schon vor 1336 gab es in der Stadt eine aristokratische Oberschicht. Dieses "alte Patriziat" setzte sich aus Rittern (Ministerialen) und Bürgern (Händlern) zusammen. Sie belegten rund zwei Drittel der Ratssitze und bestimmten das politische Leben. Ein reger Wechsel kennzeichnete die Besetzung der Sitze. Schon damals war das Problem des Aus-

(1) Wir tun das auf der Basis von Guyers Studien, dessen statistisches Material die Arbeit z.T. angeregt und als Basis gedient hat.

sterbens aktuell (1); von den ursprünglichen (1218) 54 Bürgerfamilien lebten 1335 trotz der Aufnahme von 5 neuen Familien nur noch deren 19.

Die Brun'sche Revolution fegte 1336 dann diese alten Strukturen weg, und eine Zunftverfassung trat an ihre Stelle. Hatte vorher eine ökonomische Blüte geherrscht, so trat nun nicht zuletzt wegen der Kriege mit Habsburg ein Rückgang ein. Die Zunftverfassung des 14. Jahrhunderts wurde zum politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wendepunkt. Der Adel verlor sein Monopol auf die Ratsstellen. Auf der einen Seite regierten jetzt die Kaufleute und Ritter und auf der andern Seite die auf ihre 13 Zünfte verteilten Handwerker. Sie besassen im Grossen Rat nun auch ein sehr grosses Gewicht.
Dieser Demokratisierungsprozess erlitt allerdings bald einen Rückschlag; dadurch, dass dem Grossen Rat das Selbstergänzungsrecht gegeben wurde, war die Grundlage zur Aristokratisierung wieder gegeben. Einen Konkurrenten konnten die Handwerker nicht verdrängen, die Händler, deren Kraft in ihren Finanzen lag.
Von 1400 bis zur Reformation erfolgte ein bedeutender Wandel. Die zunehmende Macht der Zunftmeister wurde begrenzt; ihre Vorrechte sowie die der Konstaffel, wo Ritter und Kaufleute vereinigt waren, wurden beschnitten. Die Händler verliessen die Konstaffel und begannen, die Zünfte zu unterwandern, um angemessen im Rat vertreten zu sein.
Die Zunftherrschaft des 15. Jahrhunderts brachte wieder die Bindung von Macht und Wirtschaft. Der Reichtum blieb in den Händen der Ratsherren, unter denen wenige Handwerker waren. Sie setzten sich vorwiegend aus Händlern und Junkern zusammen. Der Weg zur Macht führte in dieser Zeit über den Reichtum: man machte als Handwerker und Händler Geschäfte, um in den Rentnerstand zu gelangen (2).
Die Reformation mit dem Verbot des Solddienstwesens führte zur Auswanderung mehrerer Junker. Dadurch gelangten wieder mehr Handwerker in den Rat. Aus den regierenden Handwerker-

(1) Vgl. Kapitel 2.6.1.
(2) Guyer, Politische Führungsschichten, pp. 396-406

familien widmeten sich viele ausschliesslich dem Staatsdienst, sodass ein eigentlicher Magistratenstand aus Junkern und Handwerkern entstand. Bis weit ins 17. Jahrhundert blieben diese zwei Gruppen politisch tonangebend (1).
Um die Mitte des 16. Jahrhunderts setzte eine neue doppelspurige Entwicklung ein, die der Oberschicht in ihrer Zusammensetzung ein neues Gesicht geben sollte: das Aufkommen der industriellen Unternehmer und die Neigung der Handwerker, ein junkerliches Dasein pflegen zu wollen. Der Trend des Handwerkers zum Junkerleben stellte einen Aufstieg dar, der materiell und finanziell eine grosse Anstrengung bedeutete. Oft reichten die Mittel nicht einmal, den Aufstieg ganz zu vollziehen. War dieser jedoch erfolgreich verlaufen, so hiess das noch lange nicht, dass der Status gehalten werden konnte. Das grösste Problem war, allen seinen Kindern eine standesgemässe Erziehung und Bildung geben, sowie sich ein standesgemässes Leben sichern zu können. In einer Zeit, da im Handwerk ohnehin immer häufiger Klagen über mangelnde Beschäftigung laut wurden, führte das wieder zum Abstieg, ein Abstieg, der sich meistens dreifach niederschlug: Verlust der materiellen Mittel, Verlust der politischen Macht und zuletzt auch kopfzahlmässiger Rückgang.
Die Entstehung und die Verbreitung des (neuen) Kaufleute- und Unternehmerstandes (nicht identisch mit den Händlern früherer Zeiten) beschleunigte diesen Niedergang zusätzlich. Dieser neuen Schicht, die sich aus Refugianten, erfolgreichen Mitgliedern des "oberen" Handwerks und alten Händlern zusammensetzte, standen bald grosse und beliebig vermehrbare Mittel zur Verfügung, sodass sie sich rasch wirtschaftlich und auch numerisch vermehren konnten. Sie waren meistens in der Lage, a l l ihren Familienmitgliedern ein standesgemässes Dasein zu bieten. Dank dieser günstigen Lage gelang es ihnen auch rasch, im Rat Fuss zu fassen und ihre Stellung auszubauen. Das geschah vorwiegend auf Kosten der Handwerker. In einigen Fällen hatten auch die Rentner/Junker, deren Güter aus Immobilien bestanden

---

(1) Guyer, Verfassungszustände, pp. 84-91

und deshalb nicht beliebig vermehrbar waren, Mühe im Konkurrenzkampf, der sich auf allen Ebenen abspielte, mitzuhalten. Als ganzes behielt der Rentnerstand jedoch seine Machtstellung, ja er konnte sie sogar noch verbessern, da seine Reihen ständig durch ehemalige Kaufleute und Unternehmer ergänzt wurden (1).
Wie weit sich diese Umstrukturierung auch politisch niederschlug, zeigen die Anteile der Berufsgruppen im Grossen Rat:

	1637	1671	173o	179o
Handwerker	5o,o%	42,o%	25,2%	17,3%
Rentner	34,6	38,3	44,4	46,7
Kaufleute	11,7	18,7	29,9	36,o (2)

Nebst dem unerbittlichen Abstieg der Handwerker und dem eindrücklichen Aufstieg der Unternehmer fällt einem auf, dass, verglichen mit den bevölkerungsmässigen Anteilen an der Bürgerschaft (siehe S.123), die Anteile der Handwerker am Grossen Rat relativ klein sind und immer kleiner werden, während die der Kaufleute verhältnismässig sehr gross sind und stetig wachsen. Das zeigt die Wichtigkeit nicht nur des Wohlstandes der Geschlechter, sondern auch ihrer demographischen Grösse und Verzweigung, d.h. ihres Personenbestandes. Eine relativ kleine Geschlechterzahl kann, ganz abgesehen von der materiellen Frage, bei grossem Personenbestand ebenso einflussreich, wenn nicht sogar einflussreicher sein, als eine grössere Geschlechtergruppe, deren Personenzahl klein ist, da das Zusammengehörigkeitsgefühl, verbunden mit der numerischen Ueberlegenheit, erstere bevorteilt. Dies spielt eine wichtige Rolle, sowohl vor dem Einstieg ins politische Leben, d.h. v o r und b e i den Wahlen, als auch später bei der eigentlichen Machtausübung.

4.2.2. Ausmasse und Strukturen des Aussterbens nach Berufsgruppen

Wie schon mehrfach angedeutet wurde, ist der Rückgang des Geschlechterbestandes in der Zürcher Oberschicht alles andere als ein Phänomen, das alle "Klassen" gleichmässig

(1) Guyer, Soziale Schichtung, pp. 8-24 /Verfassungszustände, pp. 92-98
(2) Guyer, Verfassungszustände, p. 155

trifft. Vielmehr haben wir aufgrund gewisser Entwicklungen sehen können, dass das Aussterben in gewissen Kreisen offensichtlich bedeutend mehr Opfer findet.

Um den Geschlechterrückgang besser lokalisieren zu können, haben wir die 606 Geschlechter, die im 17. und 18. Jahrhundert Zürichs Führungsschicht verkörperten, nach Ständen oder, um die geläufigere Bezeichnung zu verwenden, nach Berufsgruppen eingeteilt. Wie Guyer unterscheiden wir Kaufleute, Rentner, freie Berufe, Geistliche und Handwerker. Im Gegensatz zu ihm haben wir nicht mit Stichdaten gearbeitet, sondern die Geschlechter ununterbrochen während ihrer ganzen Lebensdauer beobachtet, sofern sie nicht unsern zeitlichen Rahmen überschritten. Deswegen und weil wir, um das Aussterben überhaupt erfassen zu können, auf die Einheit "Geschlecht" angewiesen sind, haben sich gewisse Probleme eingestellt. Das Geschlecht ist nur demographisch oder genealogisch eine Einheit, d.h. ihre Mitglieder sind durch Abstammung, Herkommen und Name verwandt; im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben hingegen ist es sehr heterogen. Die verschiedensten Berufe können in ihm vertreten sein, wenn auch dies - im Gegensatz zu heute - wegen des Traditionalismus der damaligen Zeit, der sich etwa darin spiegelt, dass der Sohn meistens den Beruf des Vaters übernimmt, nicht zur selben Aufsplitterung führt. Die zweite Schwierigkeit ergab sich dadurch, dass trotz der relativ starren Ordnung und Abgeschlossenheit dieses Milieus der soziale Auf- und Abstieg - das konnte in unserem Fall mit einem Standeswechsel wie z.B. vom erfolgreichen Handwerker zum Rentner verbunden sein - häufig vorkam.
Es galt also bei der Unterscheidung sowohl der Berufsvielfalt als auch der sozialen Mobilität eines Geschlechtes Rechnung zu tragen. Wir konnten nicht einfach die Geschlechter nach der Berufszugehörigkeit ihrer Mitglieder beim Ein- oder Austritt in und aus unserer Beobachtungszeit einteilen. Dadurch wären gerade die für die Zürcher Oberschicht typischen und häufigen Standeswechsel wie vom oberen Handwerker oder vom Kaufmann zum Rentner verwischt worden.

Die Berufsvielfalt haben wir berücksichtigt, indem wir zunächst geschaut haben, ob bei einem Geschlecht e i n Beruf eindeutig dominierte oder ob sogar nur e i n Beruf vertreten war. War das der Fall, so war die Zuteilung einfach. Diese Möglichkeit ist auch die häufigste gewesen, was wohl dem ausgeprägten Traditionsbewusstsein dieser Schicht und Epoche zuzuschreiben ist.
Falls zwei oder mehr Berufe beim selben Geschlecht verzeichnet waren, haben wir es d e m Stand zugeteilt, der am häufigsten vertreten war. Dieser musste allerdings mindestens doppelt so oft vertreten sein wie die andern Berufe zusammen. Ein Beispiel mag diese abstrakte Beschreibung verdeutlichen:

Das Geschlecht der Ammann verzeichnet zwischen 1599 und 179o 82 männliche Bürger, die sich standesmässig folgendermassen aufschlüsseln lassen (1):

Handwerker	57		69,5%
Geistliche	22		26,8
freie Berufe	1	25	1,2
Kaufleute	1		1,2
Rentner	1		1,2
Total	82		99,9% (o,1% Rundungsdiff.)

Dieses Geschlecht haben wir gemäss unseren Kriterien eindeutig dem Stand der Handwerker zuzurechnen.

Neben den genannten Kategorien mussten noch "gemischte Gruppen" gebildet werden, in denen sowohl die Berufsvielfalt als auch die soziale Mobilität zum Ausdruck kommen sollten. Solche Gruppen drängten sich nicht nur wegen ihrer numerischen Bedeutung auf, sondern auch wegen der Tatsache, dass sie sich im Nachhinein, d.h. nach dem Erstellen der Statistiken, dem Aussterben gegenüber als besonders widerstandsfähig erwiesen haben.
Mit den Gruppen Handwerker - Kaufleute und Kaufleute - Rentner versuchten wir vor allem, der historischen Entwicklung und den Aufstiegstendenzen gerecht zu werden (2). Sie zei-

(1) Guyer, Soziale Schichtung, pp. 33-34
(2) Gruppen, in denen der soziale Abstieg stark zum Ausdruck kommt, gibt es nicht, da sich dieser meistens innerhalb der ursprünglichen Berufsgruppe abspielte. Die Gruppe

gen den Trend zur Anpassung an den wirtschaftlichen Wandel und zum junkerlichen Dasein. Zwei Beispiele sollen dies veranschaulichen:

a) S c h u l t h e s s : der Aufstieg vom Handwerker zum Kaufmann (1)

	Geistliche	freie Berufe	Rentner	Kaufleute	Handwerker
1599	o	o	o	o	2
1637	o	o	o	2	o
1671	o	1	o	4	1
173o	1	3	o	1o	2
1762	1	1	1	17	1
179o	6	4	4	2o	5

Dieses Geschlecht ist seiner Entwicklung wegen zur Gruppe der Handwerker-Kaufleute zu zählen.

b) v o n O r e l l i : der Trend vom Kaufmann zum Rentner(2)

	Geistliche	freie Berufe	Rentner	Kaufleute	Handwerker
1599	o	o	o	o	2
1637	o	o	o	6	o
1671	1	o	o	1o	2
173o	2	1	3	12	7
1762	2	4	8	14	2
179o	1	6	7	6	3

Die Rentner sind alle ehemalige Kaufleute, die sich nach einer erfolgreichen Karriere zurückziehen und als Grundherr einem junkerlichen Leben frönen. Geschlechter, die sich so oder ähnlich zusammensetzen, haben wir der Gruppe Kaufleute-Rentner zugeteilt.

Diese Gruppen haben den Vorteil, dass sie innerhalb eines Geschlechtes nicht nur das zahlenmässige Gewicht eines Standes, sondern auch die zeitliche Entwicklung berücksichtigen. Ferner haben wir auch Gruppen gebildet, die alle Berufskategorien ungefähr zu gleichen Massen umfassen, um zu zeigen, welche Ueberlebenschancen Geschlechter hatten, die überall vertreten waren und damit von einer gewissen Anpassungsfähigkeit und Ausgeglichenheit zeugten.

Handwerker-Geistliche geht jedoch in diese Richtung. Vielfach versuchten Handwerker, deren wirtschaftliche Lage aussichtslos war, ihre Söhne in der Geistlichkeit unterzubringen, da dieser Stand respektiert und frei von materiellen Sorgen war.

(1) Guyer, Soziale Schichtung, pp. 66-67
(2) idem, pp. 6o-61

Die Auswertung der oben genannten Listen nach unsern Kriterien ergibt im Hinblick auf das Aussterben und Ueberleben nach Berufen folgendes Bild:

	Summe der Geschlechter	Summe der ausgestorbenen Geschlechter; ( ) Geschlechter mit Tendenz zum Aussterben (1)	Anteil der ausgestorbenen Geschlechter an der Summe der betroffenen Gruppe
Geistliche	38 (6,7%)	28 (+ 1)	73,7% (76,3%)
freie Berufe	6 (1,1%)	5	83,3%
Rentner	37 (6,5%)	18 (+ 7)	48,6% (67,6%)
Kaufleute	28 (4,9%)	o	-
Handwerker	393 (69,3%)	289 (+ 32)	73,5% (81,7%)
Handwerker-Geistliche	28 (4,9%)	o (+ 5)	- (17,8%)
Handwerker-Kaufleute(2)	7 (1,2%)	o (+ 1)	- (14,3%)
Kaufleute-Rentner (2)	4 (o,7%)	o	-
in 4 oder 5 Ständen vertreten (2)	26 (4,5%)	o	-
T o t a l	567	34o (+ 46)	59,9% (68,1%)
Varia (3)	39	25	64,1%
T o t a l	6o6	365 (+ 46)	6o,2% (67,8%)

(1) Darunter fallen alle Geschlechter, deren Bürgerzahl im Jahre 179o eins oder zwei nicht übertrifft, oder deren numerische Entwicklung so stark rezessiv ist, dass man annehmen kann, dass bei gleichbleibender Tendenz das betreffende Geschlecht ein bis zwei Generationen später erlöschen würde.
Beispiel: Grebel 173o 16 Bürger
1762 12 "
179o 4 "

(2) Bei diesen Gruppen handelt es sich ausschliesslich um solche Geschlechter, deren Anteil am Aufschwung von Handel und Industrie namhaft ist; von ihrer wirtschaftlichen Wichtigkeit her könnte man sie also auch zu den Kaufleuten zählen, wenn nicht andere Berufe zahlenmässig auch stark vertreten wären.

(3) Darunter fallen Geschlechter mit gleichem Namen, aber von verschiedener Herkunft; wir haben sie ausgeschieden, weil sie nicht den Einheitscharakter des Geschlechtes im genealogischen Sinn haben.

Wählt man statt der Einteilung der Bürger nach Individuen die Einteilung nach Geschlechtern, so stellt man zunächst fest, dass nach Berufen die Schwerpunkte gleich liegen (1), obschon man mit dieser Methode die gesellschaftliche Beweglichkeit weniger genau erfasst, als es Guyer kann.
Die H a n d w e r k e r g e s c h l e c h t e r bilden bei weitem den grössten Anteil der Bürgerschaft. Sie sind der eigentliche Grundstock dieser Schicht. Mit ihnen verglichen sind die andern Berufsgruppen von der Zahl der Geschlechter fast als unscheinbare Minderheiten zu bezeichnen. So gesehen kann man kaum verstehen, dass noch andere Gruppen am politischen Leben Zürichs wesentlich beteiligt waren. Andrerseits sieht man auch, dass die zahlenmässige Dominanz nicht genügte, damit ein Stand die Hebel der Macht a l l e i n betätigen konnte. Ebenfalls daraus zu schliessen ist, dass die Solidarität sowohl innerhalb des Geschlechts als auch innerhalb dieser Berufsgruppe so gross war, dass sie kleinere Gruppen hätten verdrängen können. Dies zeigt, wie eng Politik mit Wirtschaft und Reichtum verbunden gewesen sein muss.

Was das A u s s t e r b e n betrifft, müssen zwei markante Ergebnisse festgehalten werden. Während die Kaufleutegeschlechter sowie die Gruppen, wo Kaufleute vorkommen, nämlich die sogenannten gemischten Gruppen, überhaupt keine Verluste zu verzeichnen haben, büssen die andern Stände die Hälfte bis vier Fünftel ihres Geschlechterbestandes ein. Somit steht nun eindeutig fest, dass es der Handwerkerstand - zusammen mit den Rentnern, Geistlichen und freien Berufen, denen es nicht viel besser geht, deren Abnahme jedoch weniger stark ins Gewicht fällt - ist, der unter diesem Phänomen leidet und der an der rückläufigen Bevölkerungsentwicklung der Bürgerschaft die Schuld trägt. Das weist darauf hin, dass das generative Verhalten dieser Gruppen vermutlich grundlegend verschieden von dem der andern Gruppen war. Diese Hypothese wird also noch zu untersuchen sein. Von den Ständen mit ausgestorbenen Geschlechtern müssen wohl die Rentner und Geistlichen besonders hervorgehoben werden, da sie ihre Existenz, besonders was das Materielle

(1) Siehe S. 123

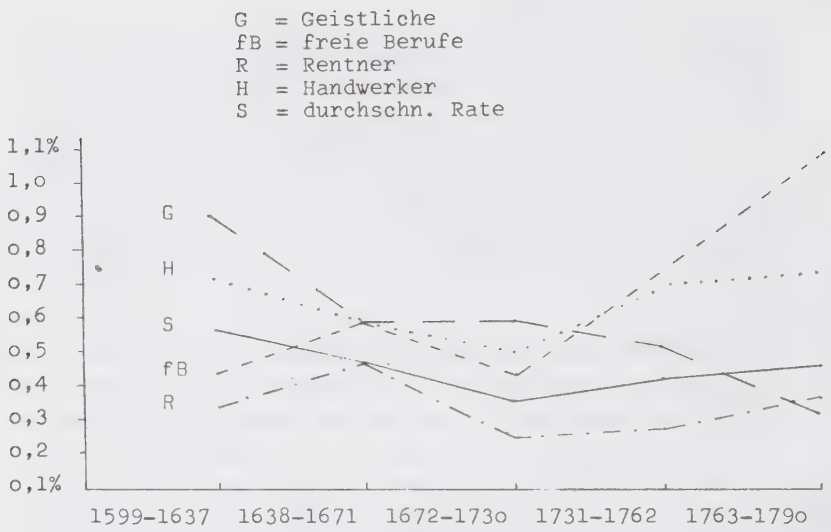
betrifft, als sicher galt. Doch ist hier zu berücksichtigen, dass bei den Ersteren die Immobilität ihrer Güter sowie die Tatsache, dass diese nicht beliebig vermehrbar waren, angesichts der ständigen Teuerung eine wichtige Rolle gespielt haben mag. Zum Stand der Geistlichkeit ist zu sagen, dass seine Mitglieder, wenn sie nicht zu den traditionellen Geistlichenfamilien gehörten wie z.B. die Lavater, oft aus absinkenden Familien stammten und deshalb weniger lebenskräftig waren.

Dass um 1800 sich die demographische Lage noch nicht verbessert hatte, zeigt die Zahl der Geschlechter, die damals vom Aussterben noch unmittelbar bedroht waren und der Verlauf der Aussterberate nach Ständen und Zeiträumen:

Berufsgliederung der aussterbenden Geschlechter nach Epochen (1)
(obere Ziffer = absolute Zahl / untere Zahl = jährliche Aussterberate)

	1599-1637	1637-1671	1671-1730	1730-1762	1762-1790	17.Jh.(2)	18.Jh.(2)	17./18.Jh.
Geistliche (38) (3)	13 0,90%	5 0,59%	7 0,50%	2 0,48%	1 0,32%	21 0,55%	7 0,46%	28 0,39%
freie Berufe (6)	1 0,44%	1 0,59%	1 0,42%	0 -	2 1,11%	2 0,33%	3 0,83%	5 0,44%
Rentner (37)	5 0,35%	5 0,46%	4 0,25%	2 0,27%	2 0,34%	12 0,32%	6 0,27%	18 0,25%
Kaufleute (28)	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	- -	- -	- -
Handwerker (393)	104 0,70%	58 0,59%	65 0,48%	36 0,68%	26 0,71%	194 0,49%	95 0,53%	289 0,38%
Total (567)(4)	123	69	77	40	31	229	111	340
Ø Rate	0,57%	0,46%	0,35%	0,42%	0,43%	0,40%	0,36%	0,31%

(1) Wir benützen hier wiederum Guyers Tabellen über die Soziale Schichtung der Bürgerschaft, pp. 33-77
(2) Zur Errechnung der Summe pro Jahrhundert wurde der Wert 1671-1730 halbiert und jede Hälfte einem Jahrhundert zugeschlagen.
(3) Anzahl Geschlechter
(4) In dieser Zahl sind die gemischten Gruppen enthalten; in der Tabelle figurieren sie allerdings nicht, da sie - wie die Kaufleute - vom Aussterben nicht berührt wurden. Lediglich die Gruppe "Varia", die nicht von Interesse ist, fällt hier weg.



Der Verlauf und die Ausmasse des Aussterbens sind je nach Stand sehr verschieden und gesamthaft gesehen uneinheitlich, was sich in den starken Scherenbewegungen der Kurven ausdrückt. Einzig zwischen 167o und 173o ist eine Parallelität in der Entwicklungsrichtung festzustellen.

Wie die relativ hohen Werte des ersten Zeitabschnitts andeuten, ist das Aussterben am Anfang des 17. Jahrhunderts schon voll im Gang. Es handelt sich also nicht um ein "junges" Phänomen.

Während bei den Handwerkern und Geistlichen, in deren Reihen das Aussterben rund zwei- bis dreimal häufiger als bei andern Ständen auftritt, eine deutlich rückläufige Tendenz feststellbar ist, geht die Entwicklung bei den Rentnern und freien Berufen erst ihrem ersten Höhepunkt entgegen, was auf unterschiedliche wirtschaftliche Voraussetzungen schliessen lässt.

Vom letzten Viertel des 17. Jahrhunderts an gleichen sich die Trends einander an. Es erfolgt eine generelle Abnahme der Aussterbetendenz oder zumindest eine Stagnation, was auch als Fortschritt zu werten ist. Dies ist unter Einbeziehung der zeitverschobenen Auswirkungen auf die Demographie sicher als Folge der grossen ökonomischen Blüte Zü-

richs zu sehen, die etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts einsetzt und bis zur Jahrhundertwende dauert. Danach macht sich wieder ein allgemeines Anwachsen des Aussterbens spürbar. Mit Ausnahme der Geistlichen erreicht die Geschlechtersterblichkeit im 18. Jahrhundert in allen Ständen wieder die Frequenz des frühen 17. Jahrhunderts.

Generell ist dieser Graphik zu entnehmen, dass eine Korrelation der Geschlechtersterblichkeit der einzelnen Stände zur allgemeinen wirtschaftlichen Lage sehr problematisch ist. Die Geschlechtersterblichkeit muss also in erster Linie in Zusammenhang mit standes- oder klassenspezifischen Problemen gebracht werden. Eine Ausnahme macht allerdings der grosse Wirtschaftsboom des späten 17. Jahrhunderts, von dem alle Berufsgruppen zu profitieren scheinen.

Aufgrund der aufgezeichneten Entwicklung lässt sich zeigen, dass, wenn man die Standeszugehörigkeit als wirtschaftlichen Indikator verwendet, die Bürgergeschlechter die grössten Chancen hatten, vom Aussterben nicht betroffen zu werden, wenn sie als Kaufleute tätig waren. Diese Gruppe sowie die Geschlechter, die mit Industriellen oder Unternehmern durchsetzt sind, sind es, die vom Aussterben nicht betroffen werden.

4.2.3. Die Beteiligung am Regiment als Indikator für das Aussterben

Wir haben im vorangehenden Kapitel gezeigt, dass das Aussterben nicht unbedingt als unausweichliches Schicksal jeder Familie, jedes Bürgergeschlechts zu betrachten ist. Die Gliederung nach Berufen hat diesbezüglich interessante Aufschlüsse gegeben. So konnten wir etwa feststellen, dass es Stände gab, deren Geschlechter diese Sorge überhaupt nicht kannten, während andere Berufsgruppen auf diese Weise 50% bis 80% ihres Bestandes einbüssten. Insofern konnte ein Zusammenhang zwischen Demographie und Wirtschaft hergestellt werden. Es gilt als bewiesene Tatsache, dass in dieser Zeit in Zürich Wirtschaft und Politik eng miteinander verknüpft waren (1). Darauf wollen wir nicht eingehen. Interessanter

(1) Guyer, Verfassungszustände, pp. 94-105

schien uns die Frage, ob zwischen Politik und Demographie dieselbe Interdependenz festgestellt werden kann wie zwischen der Standeszugehörigkeit und der Demographie.
Die Frage lautet also: wie weit konnte die Beteiligung am Regiment und die daraus resultierenden Vorteile ein Geschlecht vor dem Aussterben schützen? Als Kriterium für die politische Beteiligung wurde zunächst die Vertretung eines Geschlechts mit mindestens einem Kopf in einem der beiden Räte in der Zeit zwischen 1600 und 1790 festgelegt, was auf den ersten Blick als sehr gering erscheinen mag. Doch die Statistik spricht eine andere Sprache:

	Summe der Geschlechter mit Ratsvertretung	Summe der ausgestorbenen bzw. aussterbenden Geschlechter ( )	Differenz	Anteil ausgestorbener und aussterbender Geschlechter
Geistliche	7	3	4	42,9%
freie Berufe	3	1	2	33,3%
Rentner	25	5 (+ 7)	20	20,0% (48,0%)
Kaufleute	21	0	21	-
Handwerker	105	46 (+18)	59	43,8% (60,9%)
Handwerker-Geistliche	26	0	26	-
Handwerker-Kaufleute	7	0	7	-
Kaufleute-Rentner	4	0	4	-
in 4 oder 5 Ständen vertreten	26	0	26	-
Total	224	55	169	24,5%
Varia	3	3	0	100%
Total	227	58	169	25,5% (1)

(1) Nach Guyer, Soziale Schichtung, pp. 33-77

Wir verzichten bei dieser Tabelle auf eine Zerlegung der Zahlen nach Zeitabschnitten, da einerseits nicht anzunehmen ist, dass die Entwicklung anders verläuft und andrerseits in den meisten Gruppen die Samples so klein würden, dass sie keinen aufschlussreichen Kurvenverlauf ergäben.

Von den 606 je in Zürich eingebürgerten Geschlechtern zählen wir nur 227, die unsere Bedingung (einmalige Ratsvertretung) erfüllen, was ein Bild des doch recht oligarchisch anmutenden Regierungscharakters ergibt. Das bedeutet, dass rund zwei Drittel der Bürgerschaft weder die Mittel besassen, um eine Wahl bestehen zu können, noch in den Genuss der mit einem Ratssitz verbundenen Privilegien kamen.
Viel bemerkenswerter ist jedoch eine andere Tatsache. Während der Anteil erloschener Geschlechter für die gesamte Bürgerschaft (1) sich auf 60% beläuft (Aussterberate 0,31% jährlich), beträgt er im Falle der regierenden Geschlechter nur 25,5% (jährliche Aussterberate 0,13%). Ihre Lebenserwartung ist also rund zweieinhalb mal höher als die der an der Regierung nicht beteiligten Geschlechter.
Wichtig ist zweifellos auch, dass sich die Ueberlebenschanchen a l l e r Berufsgruppen verbessern: der Anteil ausgestorbener Geschlechter beträgt in der "regierenden" Geistlichkeit nur noch 42,9% (gesamthaft: 73,7%), bei den Rentnern 20% gegenüber 48,6% und bei den Handwerkern 43,8% gegenüber 73,5%. Dass die Kaufleute nach wie vor keine Verluste verzeichnen, war nicht nur zu erwarten, sondern es ist auch von nicht geringer Bedeutung. Dadurch, dass die Kaufleutegeschlechter nicht aussterben, erhalten sie unter den regierenden Geschlechtern eine viel wichtigere Stellung. Sie stellen knapp 10% der Gesamtheit der regierenden Geschlechter dar, während sie mit ihren 28 Geschlechtern bloss etwas mehr als 4% aller Bürgergeschlechter verzeichnen. Ausserdem müssen sie nicht befürchten, dass durch Aussterben vakant gewordene Ratssitze in die Hände anderer fallen.
Wie eng grosses politisches Gewicht und generatives Verhalten in beiden Richtungen einander positiv beeinflussen, verdeutlicht folgende Tabelle:

---

(1) Siehe S. 131

	Summe der Geschlechter mit Ratsvertretung im 17./18.Jh.	Summe der ausgestorbenen und aussterbenden Geschlechter ( )	Differenz	Anteil ausgestorbener und aussterbender Geschlechter
Geistliche	o	o	-	-
freie Berufe	2	1	1	50%
Rentner	15	o (+ 5)	-	- (33,3%)
Kaufleute	8	o	-	-
Handwerker	18	4 (+ 2)	14	22,2%(33,3%)
Handwerker-Geistliche	13	o	-	-
Handwerker-Kaufleute	6	o	-	-
Kaufleute-Rentner	o	o	-	-
in 4 oder 5 Ständen vertreten	19	o	-	-
Total	81	5 (+ 7)	76	6,2%(14,8%)
Varia	1	1	o	100%
Total	82	6 (+ 7)	76	7,3%(15.8%)

In dieser Statistik figurieren nur noch die Geschlechter, die sowohl im 17. als auch im 18. Jahrhundert mit mindestens einem Mitglied in der Regierung vertreten waren. Neben der zunehmenden Zuspitzung der politisch-sozialen Pyramide zeigt sich, dass dort, wo ein Geschlecht mehr als ein Ratsmitglied zählte, der Anteil an ausgestorbenen Geschlechtern noch weiter zurückging. In dieser Schicht, die man zweifellos als die absolute politische Elite bezeichnen kann, war die Geschlechtersterblichkeit zehnmal kleiner als in der ganzen Bürgerschaft. Die Aussterberate betrug nur o,o3% jährlich gegenüber o,31% für alle Bürgergeschlechter. Den kleinen Verlust, den sie zu verzeichnen hatten, war bezeichnenderweise einzig und allein auf den Handwerkerstand zurückzuführen.

Schlüsse und Ausblick auf die nächsten Kapitel

Es ist schwer zu entscheiden, ob die stark rückläufige Entwicklung des Geschlechterbestandes der Zürcher Oberschicht

die Ursache, die Begleiterscheinung oder die Folge der weitgehenden politischen Umstrukturierung sowie des wirtschaftlichen Wandels des 17. und 18. Jahrhunderts war, vor allem weil uns ökonomische Bezugsgrössen, wie etwa Konjunkturverläufe, fehlen und weil der Zeitraum zwischen "actio" und "reactio" in der Demographie immer schwer abzuschätzen ist.

Dass aber ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen Faktoren besteht, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Ueberlebenschancen eines Geschlechts der Zürcher Oberschicht waren in dieser Zeit auch sehr eng mit seiner Standeszugehörigkeit und seinem politischen Einfluss verbunden.
So hängen die ausserordentlich grossen Ausmasse des Aussterbens in Handwerkerkreisen sicher mit ihrem Machtverlust, der teilweisen Einbusse ihrer Stellung in den Zünften, der allgemeinen Teuerung und der Konkurrenzierung durch industriell organisierte Wirtschaftsformen zusammen. Aehnliches gilt, wenn auch in geringerem Masse, ebenfalls für die Rentner, deren grösste Sorge der immer aufwendigere Lebensstil, die Preisinflation und die gleichbleibenden oder sogar sinkenden Einkünfte waren. Ihnen gegenüber standen die Kaufleute und Unternehmer mit ihren praktisch unbegrenzten Wachstums- und Expansionsmöglichkeiten. Sie waren in jeglicher Beziehung die "runner-ups" dieser Epoche und kannten auch auf demographischem Gebiet keine Probleme.
Demographisch gesehen hängt das Ueberleben bzw. Aussterben eines Geschlechts in erster Linie von seiner Verästelung, d.h. von seinem Personenbestand und insbesondere von der Zahl seiner erwachsenen männlichen Nachkommen, den potentiellen Stammhaltern ab. Eine grosse Verästelung bedeutet geringe Aussterbewahrscheinlichkeit; umgekehrt ist die Aussterbeanfälligkeit eines wenig verästelten Familienverbandes gross, besonders wenn man aller Faktoren, die in generativen Belangen mit im Spiel sein können, bedenkt.
Wir haben versucht, uns für die drei politisch-wirtschaftlich wichtigsten Gruppen, den Handwerkern, Rentnern und Kaufleuten, ein Bild ihrer durchschnittlichen Anzahl an erwachsenen Männern pro Geschlecht zu machen, um die potentiellen Ueberlebenschancen zu erfahren.

Für jede Berufsgruppe haben wir Samples bestehend aus zehn "standestypischen" Geschlechtern gebildet und die durchschnittliche Anzahl Bürger (1) pro Geschlecht und Stand errechnet (2):

	durchschnittliche Anzahl Bürger pro Geschlecht und Stand (mit Ratsvertretung)				
	1637	1671	1730	1762	1790
Handwerker (3)	5,0(1,7)	5,9(0,9)	6,4(0,4)	4,7(0,2)	4,2(0,2)
Rentner (4)	6,5(2,0)	6,9(2,7)	9,2(1,5)	9,9(1,6)	6,6(1,4)
Kaufleute (5)	7,2(3,2)	12,4(5,1)	22,9(5,3)	23,4(6,3)	23,8(6,1)

Hervorragendes Merkmal neben dem Entwicklungsverlauf ist die Ausgangssituation der Stände. Rein vom Demographischen her besteht fast absolute Chancengleichheit. Der Bestand an Bürgern variiert von Gruppe zu Gruppe nur unwesentlich. Man kann also nicht behaupten, die Handwerker oder Rentner seien gegenüber den Kaufleuten von Anfang an (1637) durch eine geringere Zahl potentieller Stammhalter handicapiert gewesen.

---

(1) Da das Bürgerrecht im Alten Zürich automatisch auf die (erwachsenen) Söhne vererbt wurde, deckt sich die Zahl der wahlfähigen Bürger mit der der potentiellen Stammhalter.

(2) Nach Guyer, Soziale Schichtung, pp. 33-77

(3) Die Geschlechter sind: Kambli, Leemann, Breitinger, Maag, Röuchli, Thumysen, Blass, Oeri, Stapfer, Trüb
Diese Gruppe enthält Geschlechter mit grösseren und kleineren Personenbeständen, mit kürzerer und längerer politischer Beteiligung. Sie umfasst aber auch Familienverbände, die aussterben, was ja nicht atypisch ist.

(4) Die Geschlechter sind: Grebel, Meyer von Knonau, Steiner von Uitikon, Escher von Luchs, Zoller, Meiss, v. Ulm, Göldlin, Schmid, Rahn
Die Rentnergruppe umfasst ausschliesslich Junker und Rentner alter Prägung. Es sind keine Geschlechter dabei, die ursprünglich einem andern Stand angehörten. Auch hier finden wir Geschlechter, die ausgestorben sind.

(5) Die Geschlechter sind: von Muralt, Werdmüller, Füssli, Escher vom Glas, Holzhalb, Schulthess, Römer, Finsler, Ziegler, Hirzel
Auch die Kaufleutegruppe umfasst kleinere und grössere Geschlechter. Ihr gehören auch Refugianten und Familien an, die zum Rentnerdasein tendieren, beides Merkmale dieses Standes.

Erst später gehen die drei Gruppen verschiedene Wege, was den charakteristischen Verlauf ergibt, den wir von früher her bereits kennen. Während die Zahl der Bürger der Handwerker- und Rentnergeschlechter z.T. nur schwach und langsam zunimmt - bei den Rentnern hält das Wachstum länger (1762) an als bei den Handwerkern (1730) -, v e r d r e i f a c h t sich der Bürgerbestand der Kaufleute. Es ist also zwischen 1650 und 1750, dass sich die Kaufleutegeschlechter personenmässig so stark ausdehnen, dass sie kein Aussterben mehr fürchten müssen. Auch die Entwicklungsrichtung ist von da an nicht mehr überall dieselbe. Auf der einen Seite verfolgen die Kaufleute ihre positive Entwicklung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; auf der andern Seite setzt ein massiver Rückgang ein: bei den Handwerkern schon ab 1730, bei den Rentnern erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Diese Zahlen reflektieren in allen drei Fällen genau die Verästelung eines durchschnittlichen standestypischen Geschlechts. Die Wahrscheinlichkeit, durch ein bestimmtes Verhalten wie Zoelibat, späte Heirat, Kinderlosigkeit noch entscheidend Kräfte einzubüssen, ist bei den Handwerkern und Rentnern sehr gross. Vergessen wir nicht, dass diese Zahlen ein Mittel darstellen, dass einige Geschlechter darüber liegen, aber auch, dass viele es gar nicht erreichen. Kleine Schwankungen wirken sich beim relativ niedrigen Bürgerbestand der genannten Gruppe viel fataler aus, als bei den Kaufleuten.

Zu sehen, wie diese Zahlen zustande kommen, d.h. welches generative Verhalten ihnen zugrunde liegt, das wird vornehmlich die Aufgabe unserer empirischen Untersuchung sein.

5. DIE DEMOGRAPHISCHEN STRUKTUREN UND DAS GENERATIVE VERHALTEN AUSGEWAEHLTER ZUERCHER BUERGERGESCHLECHTER DES 17. UND 18. JAHRHUNDERTS

Nachdem wir im ersten Teil dieser Arbeit festgestellt haben, dass in den meisten Darstellungen zum Problemkreis des Aussterbens aristokratischer Geschlechter die Meinungen bezüglich der Ursachen, des Umfangs, der Messbarkeit des Phänomens sowie des methodischen Vorgehens recht stark divergieren, scheint uns angebracht, einige Bemerkungen dazu vorauszuschicken.

5.1. Die Auswahl der Beispiele

Aufgrund der aus den vorangegangenen Kapiteln resultierenden Feststellung, dass für die Dauer unserer Beobachtungen die Stände der Handwerker, Rentner und Kaufleute vor allem politisch, aber auch wirtschaftlich-numerisch eine überragende Rolle spielen, beschränken wir uns ebenfalls auf diese drei Berufsgruppen. Wie legitim diese Auswahl ist, zeigt der Anteil jener Gruppen am politischen Leben Zürichs, gemessen an der Verteilung der Grossratssitze:

Anteil der Handwerker, Kaufleute und Rentner an den Grossratssitzen (1)

1637	1671	1730	1790
96,3%	99%	99,5%	100,0%

Zu allen Zeiten haben diese drei Stände zusammen jeweils mehr als 95% der Sitze für sich beansprucht. Damit wurden die andern Stände, wie z.B. die Geistlichen, zu politischen Randgruppen degradiert.

Die Auswahl der Geschlechter innerhalb dieser drei Stände wurde aber primär nach einem Gesichtspunkt bestimmt, der wenig mit Politik und Wirtschaft zu tun hat. Wir meinen damit das Vorhandensein und die Qualität der Quellen, in unserem Fall die Genealogien, die die Basis unserer empirischen Untersuchung darstellen.

---

(1) Nach Guyer, Verfassungszustände, p. 155

Zur zürcherischen Familiengeschichte sind zwei Typen von Genealogien vorhanden:

- Zum einen haben wir die Stammtafeln oder -listen von W. Hofmeister, C. Keller-Escher, J.J. Hirschgartner, J. Esslinger, H.H. Schweizer, E. Dürsteler und J. Leu. Sie sind z.T. schwer lesbar und reichen nicht bis zum Ende des 18. J.h., was bei den nicht ausgestorbenen Geschlechtern eine Lücke zur Folge hat; ausserdem sind sie nicht immer vollständig, da sie auf den Angaben aus den Pfarrbüchern basieren und diese sind bekanntlich von Pfarrer zu Pfarrer mit unterschiedlicher Genauigkeit geführt worden (1).

- Auf der andern Seite sind wir im Besitze von gedruckten Genealogien. Auch diese sind nicht gleichwertig. Es gibt solche, die nur zur Sebstverherrlichung geschrieben worden sind. Ihnen haftet oft der Mangel an, dass nur männliche, erfolgreiche Nachkommen darin verzeichnet sind, die Lebensdaten ungenau oder unvollständig sind und nur die erwachsenen Nachkommen Aufnahme finden. Es gibt auch die Stammbäume, die mit grosser Akribie und Bemühung um historische Zuverlässigkeit rekonstruiert worden sind. Bei diesen sind die Pfarrbuchangaben ergänzt durch Informationen aus Akten, Familiengeschichten, Briefen und Urkunden. Daten, Kinderzahl, aber auch Beruf, Laufbahn, Besonderheiten werden vollständig erwähnt. Diese Genealogien sind seltener, von höherem Wert als die echten Quellen und von grossem Wert für den Demographen (2).

Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich eine weitere hinzu. Genealogien und Familiengeschichten wurden oft in Auftrag gegeben, um das Ansehen, den Rang und die Leistungen eines Geschlechts zu würdigen und zu dokumentieren. Erfolg, Tradition

---

(1) Darunter leiden vor allem die Angaben über die Kindersterblichkeit und die Daten der Frauen, die oft nicht so genau verfolgt wurden wie die männlicher Familienmitglieder.

(2) Hier sind ganz besonders die Arbeiten eines C. Keller-Escher, A. Garnaus, H. Schulthess oder L. Weisz und H. Erb zu erwähnen.

und Langlebigkeit stehen also im Vordergrund. Es ist deshalb kein Wunder, dass man keine Mühe hat, Darstellungen (mit Quellenwert allerdings!) grosser Kaufleute- oder Rentnergeschlechter, die eventuell noch wenn nicht zur Führungsschicht, so doch noch zu den angesehenen Namen gehören, zu finden. Anders verhält es sich hingegen mit der Vielzahl kleiner, absinkender ja sogar aussterbender Handwerkergeschlechter oder in die Ruhmlosigkeit versunkener Junker. Sie hatten weder das Bedürfnis, noch die Mittel, noch die Möglichkeit - z.B. wenn sie erloschen -, einen solchen Auftrag zu geben. Und doch gehörten sie zum Stadtbild im 17. und 18. Jahrhundert. Diese Gruppe hat uns bezüglich der Genealogien mehr Mühe gemacht. Deshalb waren wir gezwungen, auf handschriftliche Tabellen zurückzugreifen (1).
Wir waren also nicht in der glücklichen Lage eines Henry, der in Genf vollständiges, gedrucktes Material zu 19 Patriziergeschlechtern vorfand. Dennoch können wir guten Gewissens behaupten, dass trotz der weniger glücklichen Situation weder die Wahl der Geschlechter noch die Grösse der Samples entscheidend darunter gelitten hat (2).

Im ganzen haben wir neun Geschlechter untersucht, die insgesamt einen Personenbestand von 214o Köpfen umfassen. Henry's Studie über Genf umfasst vergleichsweise neunzehn Geschlechter oder 217o Personen, was ihm punkto Relevanz als genügend erscheint (3).

In der eigentlichen demographischen Untersuchung haben wir zwei Ziele verfolgt. Einerseits wollten wir uns ein Bild der demographischen Strukturen eines durchschnittlichen zürcherischen Geschlechts der Oberschicht ohne Berücksichtigung des Herkommens, des politischen Einflusses und der wirtschaftli-

---

(1) Es handelt sich um die Thumysen und Meyer von Knonau. In beiden Fällen hat eine kritische Ueberprüfung der Qualität dieser Tabellen ein positives Ergebnis ergeben. Vgl. S. 146

(2) Was die Grösse der Samples, d.h. die Anzahl untersuchter Geschlechter und Personen betrifft, ist es uns weder im Gespräch mit Fachleuten noch durch das Studium von Fachliteratur gelungen, zu erfahren, wie gross ein Sample sein muss, um repräsentativen Charakter zu haben.

(3) Henry, Anciennes familles, pp. 18 / 63 Anm. 2

chen Möglichkeiten, d.h. in einem Wort ohne Unterscheidung nach Berufen machen. Andrerseits beabsichtigten wir auch, die Unterschiede zwischen den generativen Verhalten der einzelnen Stände festzustellen, um herauszufinden, welche Faktoren an der unterschiedlichen Entwicklung und am Aussterben schuld sind. Wir haben die neun Geschlechter deshalb so ausgesucht, dass je drei auf die drei wichtigsten Berufsgruppen fielen.

Die untersuchten Geschlechter haben wir aber nicht nur nach dem Angebot an Genealogien, nach Zahl und Qualität, nach ihrer Verteilung auf die verschiedenen Stände ausgewählt, sondern auch nach ihrem allgemeinen demographischen Verlauf. Z.B. wurde darauf geachtet, dass sich unter den Handwerkergeschlechtern Familien befinden, die aussterben, da dies ja ein Merkmal ihres Verhaltens ist. Bei den Kaufleuten haben wir darauf geschaut, dass auch die Refugianten vertreten sind, weil sie diesem Stand wirtschaftlich den Stempel aufgedrückt haben. Dies hat zur folgenden Auswahl geführt:

Handwerker: Thumysen, Blass, Bodmer (1)
Rentner: Grebel, Meyer von Knonau, Steiner von Uitikon (2)
Kaufleute: von Muralt, Escher vom Glas, Römer

Ein Blick auf die Familienbestände zeigt, dass nicht einseitig kleine oder grosse Geschlechter gewählt wurden.

---

(1) Es handelt sich hier um das Geschlecht der Bodmer von Varallo. Wir berücksichtigten hier allerdings nur den Handwerkerast. Der andere Ast, der fast nur aus Kaufleuten besteht, wurde hier nicht mitgerechnet. Diese Spaltung in zwei politisch-ökonomisch grundverschiedene Aeste haben wir aber nicht ganz übergangen, denn gerade diese hat Unterschiede bezüglich des Verhaltens an den Tag gebracht, die typisch sind. Wir kommen an entsprechender Stelle auch darauf zu sprechen.

(2) Nur Rentner-Ast

	Familienbestände nach Ständen und Geschlechtern			
	1600-1649	1650-1699	1700-1749	1750-1799
Handwerker				
Thumysen	10	4	3	0
Bodmer (1)	8	15	12	3
Blass	8	7	2	1
Total	26	26	17	4
Durchschnitt (3)	8,7	8,7	5,7	1,3
Rentner				
Meyer v. Knonau	4	4	4	2
Grebel	17	16	11	4
Steiner (2)	2	3	2	3
Total	23	23	17	9
Durchschnitt (3)	7,7	7,7	5,7	3
Kaufleute				
Römer	2	8	11	14
Escher v. Glas	6	32	46	33
v. Muralt	6	16	15	11
Total	14	56	72	58
Durchschnitt (3)	4,7	18,7	24	19,3

Diese Geschlechter finden sich auch in den Gruppen, auf deren Basis die approximative Entwicklung der Bürgerzahlen errechnet worden war (vgl. S. 140, Anm. 3,4, und 5). Die Abweichungen gegenüber der Entwicklung der Bürgerzahlen, wie z.B. die Stagnation der Familienbestände von der ersten zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bei den Handwerkern und Rentnern ist auf die neue Einheit Familien statt Bürger (nicht alle Bürger gründen eine Familie!) und auf die unterschiedliche Messdauer, Kohorte oder Zeitraum statt Stichjahr, zurückzuführen. Dennoch ist der Verlauf bemerkenswert ähnlich: Stagnation im 17. und starker Rückgang im 18. Jahrhundert der Familienbestände der Handwerker und Rentner mit einem nicht unbedeutenden Vorteil für die Letzteren; gewaltige Zunahme bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts bei den Kaufleuten, gefolgt von einem relativ bedeutungslosen Rückgang. Die Entwicklung ist umso bemerkenswerter als die Kaufleutegeschlechter von

(1) Vgl. Anm. 1 auf S. 145
(2) Vgl. Anm. 2 auf S. 145
(3) Auf die nächstgrösste Dezimalstelle auf- oder abgerundete Zahl

der Ausgangssituation her eindeutig benachteiligt scheinen. Sie wachsen aus einem kleineren Potential an Leuten heraus.

Nicht uninteressant ist auch der deutlich spürbare Rückgang der Escher vom Glas Familien im letzten Halbjahrhundert. Er ist darauf zurückzuführen, dass bei diesem Geschlecht im 18. Jahrhundert der Trend zum Rentnerdasein - allein seit 1750 zählen wir 36 Rentner - auch relativ ausgeprägt war, was sich demographisch offenbar sofort niederschlug.

.2. Methodische Vorbemerkungen

Eines der Ergebnisse des ersten Teils unserer Arbeit besteht in der Erkenntnis, dass nicht allen Studien des 20. Jahrhunderts über das Aussterben die gleichen Methoden und Systematik zugrunde liegen; das hat sich bezüglich der Vergleichbarkeit der Resultate und Statistiken als Nachteil und Hindernis erwiesen.
Deshalb haben wir uns für das in neueren Untersuchungen am häufigsten verwendete K o h o r t e n s y s t e m entschlossen, das Henry und auch Hollingsworth mit Erfolg angewendet haben. Die beobachtete Zeitspanne - in unserem Fall das 17. und 18. Jahrhundert - wird in gleich grosse Zeitabschnitte von 10, 25 oder 50 Jahren unterteilt. Dann werden die Daten der in diesen Zeiträumen g e b o r e n e n Personen gesammelt und ausgewertet. Dieses Vorgehen hat den Vorteil, dass man Aenderungen im Entwicklungsverlauf gut erfassen und lokalisieren kann und dass, im Gegensatz zum System der vertikalen Schnitte, d.h. der Stichdaten, a l l e Personen erfasst werden und nicht nur eine bestimmte Zahl. Auf diese Weise werden Zufälle und Grauzonen vermieden. Einzig die Personen, deren Daten unvollständig sind, müssen ausgeschlossen werden.
Wir haben Zeitabschnitte von fünfzig Jahren gewählt. Angesichts der relativ langen Beobachtungsdauer von zwei Jahrhunderten schien uns eine Gliederung in vier Abschnitte genügend; denn so können selbst plötzliche und rasche Wandel im generativen Verhalten, die eventuell von einer Generation zur andern erfolgen - die Lebensdauer einer Generation wird

für diese Zeit etwa auf 3o Jahre veranschlagt -, festgestellt werden.
Der Ausfall an Personen wegen mangelnder Daten war in unserem Fall klein. Er betrug pro Kohorte nie mehr als fünf Prozent und beschränkte sich ausserdem auf wenige Daten wie z.B. das Alter der Frau und die Lebensdauer jung gestorbener Kinder.

Die Wahl der Kriterien, die man untersuchen will, ist nur zum Teil ein anderes Problem. Sie ist sowohl von der Fragestellung als auch von der Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben über die einzelnen Personen abhängig. Vom Blickpunkt des Phänomens des Aussterbens aus gesehen, haben eigentlich alle demographischen Kriterien eine gewisse Bedeutung. Auch von der Qualität der Genealogien her mussten wir uns, wie soeben gesagt, keinen Einschränkungen unterwerfen, sodass wir schliesslich alle klassischen Kriterien der Demographie, wie sie Mackenroth aufführt (1), in unsere Untersuchung einbezogen haben:

F r u c h t b a r k e i t : - Geburtenzahl
- Geschlechterverhältnis
- Geburtenüberschuss
- Kinderzahl pro Ehe

H e i r a t l i c h k e i t: - Heiratsalter
- Heiratshäufigkeit

S t e r b l i c h k e i t : - Kinder- und Jugendsterblichkeit
- Lebenserwartung bei der Geburt
- Lebenserwartung nach dem 2o. Altersjahr

Angeregt durch andere Studien haben wir diesen Katalog noch mit nichtklassischen Merkmalen ergänzt:

- Kinderzahl pro Hausstand
- Null- und Einsohnehen
- Geburtenintervalle
- Heiratskreise
- Abgang in fremde Dienste

Erläuterungen zu Detailfragen betreffend besondere systematische Vorkommnisse geben wir jeweils in den entsprechenden Kapiteln.

---

(1) Mackenroth, Bevölkerungsgeschichte, p. 29

Ein letzter wichtiger Punkt in der Auswahl der Genealogien ist die Frage nach dem Alter und der Verästelung, die ein Geschlecht aufweist im Augenblick, da man seine Beobachtung aufnimmt. In seiner Studie über das Genfer Patriziat stellt Henry die Forderung, die Geschlechter müssten schon am Anfang der Beobachtungsspanne eine grosse Verästelung aufweisen, damit repräsentative Werte gewährleistet sind. Das ist eine Forderung, die vom Standpunkt der Genauigkeit der Statistiken und der Grösse der Samples her berechtigt ist. Was die Anfänge der Beobachtungsperiode betrifft, stellten sich uns keine Probleme. Alle untersuchten Geschlechter sind zu Beginn des 17. Jahrhunderts schon recht verzweigt, wie es die Bürger- und Familienbestände zeigen (1). Hingegen wird es gegen das Ende des 18. Jahrhunderts kritischer. Da viele Familien aussterben oder zum Aussterben neigen, wird die Zahl der untersuchten Personen in gewissen Gruppen, wie vor allem den Handwerkern, z.T. so klein, dass nicht mehr von repräsentativen Werten die Rede sein kann. Doch muss dieser Mangel dahingehend abgeschwächt werden, dass man sagen kann, dass diese geringe Verästelung und Verzweigung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine typische Eigenart vieler Geschlechter der Zürcher Oberschicht ist. Wir müssen also systembedingte Forderungen angesichts der historischen Tatsachen zurückstellen. Unter Berücksichtigung der speziellen Lage der Dinge sind wir auch gezwungen, Zahlen zu akzeptieren, die sich aus kleinen Samples ergeben.

Was das Alter der Geschlechter betrifft, stellt sich die Frage, ob ein junges Geschlecht nicht mehr Lebenskraft besitzt als ein älteres, das vielleicht schon hundert oder mehr Jahre alt ist und sich damit als weniger "aussterbeanfällig" erweist. Diese Frage ist selbst von Biologen kaum zu beantworten, da über rezessive Erscheinungen in der Fruchtbarkeit noch viele Unbekannten bestehen. In unserem Fall kann aber ein Zweifel dieser Art leicht beseitigt werden, da alle von uns untersuchten Geschlechter ungefähr gleich alt sind. Ihre

---

(1) Vgl. S. 14o, 146

Stammväter haben alle gegen Ende des 14. oder zu Beginn des 15. Jahrhunderts gelebt, sodass sich keine bemerkenswerten Altersunterschiede ergeben. Das Alter als möglicher Hinweis auf das Aussterben, d.h. auf die Schwäche eines alternden Geschlechts, fällt also dahin.

5.3. Die graphischen Darstellungen

Für alle nun folgenden Graphiken haben wir dasselbe Beschriftungssystem verwendet. An dieser Stelle wollen wir eine Erklärung der Zeichen und Symbole vorausschicken.

Die erste Säule, die mit dem Buchstaben D bezeichnet ist, symbolisiert den D u r c h s c h n i t t s w e r t aller untersuchten Geschlechter ohne Rücksicht auf die Personenzahl eines Geschlechts oder einer Berufsgruppe. Dadurch erhalten zahlenmässig weniger häufig vorkommende Geschlechter, wie z.B. die Kaufleute, verhältnismässig ein zu grosses Gewicht und umgekehrt. Diese Säule gibt ein Bild der demographischen Verhältnisse der Oberschicht, wie sie wären, wenn alle Berufsgruppen gleichmässig zahlreich in der Bürgerschaft vertreten wären.

Die zweite Säule (M) stellt den M i t t e l w e r t , gebildet aus den Durchschnittswerten der berufsspezifischen Säulen, nämlich 3,4 und 5, dar. Dieser Mittelwert symbolisiert die eigentliche, durchschnittliche Bürgerfamilie der Zürcher Oberschicht.

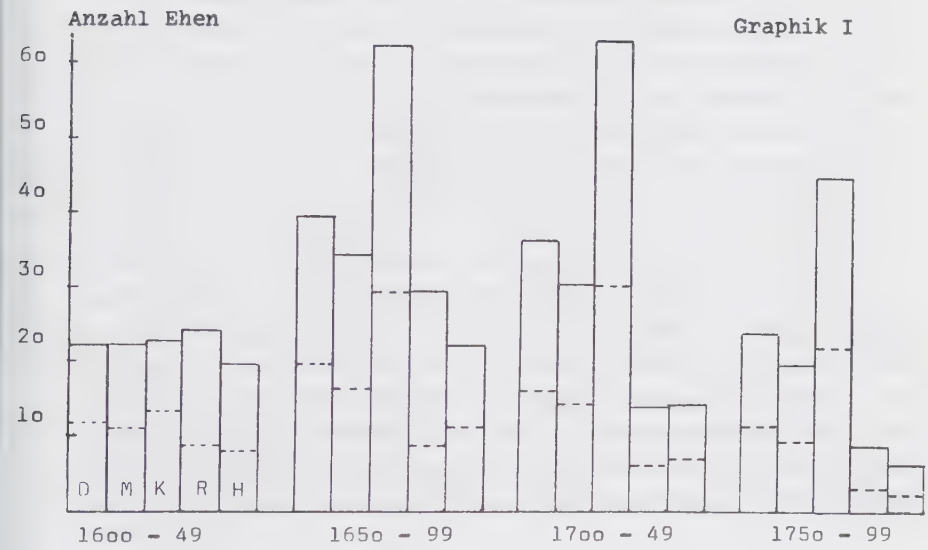
Die dritte Säule (K) gibt die Durchschnittswerte der K a u f l e u t e -, die vierte (R) die der R e n t n e r - und die fünfte (H) die der H a n d w e r k e r g e s c h l e c h t e r wieder.

Die Säulen umfassen jeweils alle Personen, die im am unteren Rand der Graphik angegebenen Zeitraum geboren wurden.

In den Fällen, da die graphische Darstellung nicht mehr auf repräsentativen Werten beruht, weil die Samples zu klein werden, wird dies vermerkt.

5.4. Die Ehelichkeit

Damit man sich ein besseres Bild der Sample-Grösse der Statistiken, die sich auf die Ehe beziehen, machen kann, stellen wir eine Uebersicht über die Summe der in den verschiedenen Berufsgruppen eingegangenen Ehen an den Anfang (1):



Wir treffen hier wieder Verhältnisse an, wie wir sie bereits im Zusammenhang mit den Bürger- und Familienbeständen geschildert haben, d.h. eine fast identische Ausgangssituation für alle drei Stände, gefolgt von einer je nach Stand völlig verschiedenen Entwicklung.

Alle drei Gruppen starten mit praktisch gleichen Chancen in dieses Rennen auf Leben und Tod. Die Zahl der Ehen der Söhne variiert in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwischen 9 bei den Rentnern und Handwerkern und 13 bei den Kaufleuten. Der Vorsprung ist zu diesem Zeitpunkt klein. Bemerkenswert ist, dass zur selben Zeit die Heiratschancen der Rentner- und Handwerkertöchter besser sind. Da scheinen sie offenbar

(1) Die einzelnen Säulen stellen bis zur gestrichelten Linie die Summe der Ehen männlicher, bis zur oberen Linie die sämtlicher Nachkommen dar.

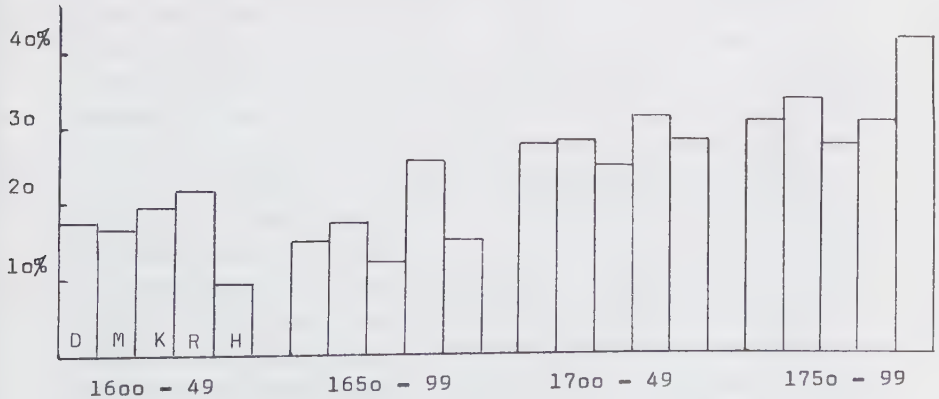
(noch) die begehrtesten Ehepartnerinnen zu sein.
Gesamthaft gesehen steigt dann von 165o an die Zahl der Ehen. Im folgenden betrachten wir aber nur noch die Ehen der Söhne, da diese allein über Aussterben oder Nicht-Aussterben entscheiden. Während bei den Handwerkern das Wachstum, das mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wieder abbricht, bescheiden ausfällt, und bei den Rentnern bloss eine vorübergehende Stagnation, die sich bald auch in eine rezessive Entwicklung verwandelt, festzustellen ist, erfolgt bei den Kaufleuten eine wahre Explosion. Bis 175o wächst die Zahl ihrer Ehen fast um das Zweieinhalbfache! Erst dann erfolgt ähnlich wie in den andern Ständen ein Rückgang, der aber bei weitem nicht so weit geht. Zwischen 175o und 1799 zählen wir bei den Handwerkern und Rentnern im Durchschnitt noch zwei bis drei Ehen pro Geschlecht; das zeigt die ganze Bedrohlichkeit ihrer Situation. Die Kaufleute hingegen, deren Ehen auch abnehmen, zählen immerhin noch über 2o Ehen pro Geschlecht. Selbst wenn zu diesem Zeitpunkt einige ihrer Zweige oder Aeste erlöschen, so bedeutet es noch lange keine ernste Gefahr für ihr Weiterleben. Sie erreichen im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert eine so grosse Ausdehnung, dass schon Katastrophen sich ereignen müssten, um sie ernsthaft zu dezimieren.

5.4.1. Die Heiratshäufigkeit

Die Heiratshäufigkeit bzw. die Zoelibatsziffer ist zweifelsohne u.a. eines der aufschlussreichsten Kriterien bezüglich des Aussterbens. Die Ehe steht am Anfang jedes Zeugungsprozesses legitimer Nachkommen. Wer nicht heiratet, kann nichts zum generativen Wachstum des Geschlechts beitragen und ist, etwas extrem formuliert, vom Standpunkt der demographischen Tradition aus gesehen wertlos. Dies hat uns dazu bewegt, die Heiratlichkeit von der Warte der Ehelosigkeit aus zu betrachten.
Es stellt sich deshalb zunächst die Frage, wer als ledig zu betrachten ist. Logischerweise kann eine Person erst als ledig erklärt werden, wenn sie es bei ihrem Ableben noch ist. Es ist also die Lebenserwartung eines Individuums, die die natürliche Grenze seines Zoelibats beschreibt. Angesichts

der grossen Schwankungen im Bereich des Sterbealters und weil uns die Ehelosigkeit im Hinblick auf das Aussterben interessiert, d.h. auf den Zeitpunkt, wo wahrscheinlichkeitsmässig eine Heirat mit einer sich daraus ergebenden Progenitur ausgeschlossen werden kann, haben wir eine andere Grenze festgelegt. Sie beträgt 4o Jahre. Diese Grenze ist nicht willkürlich oder zufällig, sondern der Erfahrungswert, oberhalb dessen nur noch 5% aller Ehen geschlossen werden. Dies ist auch das Alter, von dem an die Fruchtbarkeit der Frau in dieser Zeit auf ein Minimum absinkt. Wir denken, mit dieser Limite sowohl dem Willen zur Ehe wie auch dem äusseren und inneren Zwang zur Ehelosigkeit gerecht zu werden.
Zu dieser Regel haben wir dort im erweiternden Sinn eine Ausnahme gemacht, wo erwachsene Personen unter 4o Jahren in den Genealogien als verschollen, ausgewandert oder gestorben bezeichnet werden. Diese werden auch zu den Ledigen gezählt, auch wenn dies im strengen Sinn nicht als erwiesen gilt. Da diese aber ohnehin nicht mehr zum Weiterleben des Geschlechts innerhalb der Stadtmauern, wo das Aussterben ja gemessen wird, beitragen konnten, glauben wir nicht, dadurch die Statistik zu verfälschen. Im Gegenteil, es scheint uns, dass dadurch ein zeittypisches Schicksal besser berücksichtigt wird.

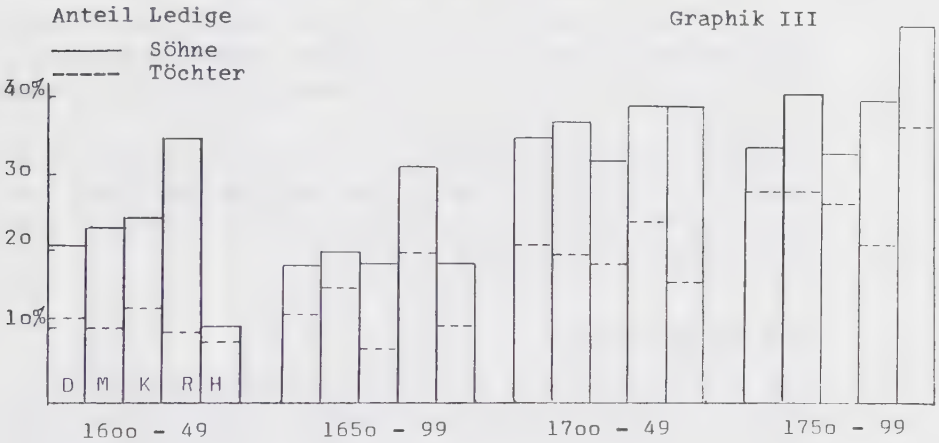
Anteil Ledige (beider Geschlechter) Graphik II



Die durchschnittliche Ehelosigkeit beider Geschlechter ist anfänglich gering. Mit ca. 16% bis 17% im 17. Jahrhundert liegt sie etwa gleich wie in Genf (15,9%), aber wesentlich tiefer als in Venedig (6o%), in Toulouse (48%) oder im britischen Adel (43,1%). Aehnlich wie überall in Europa erfolgt dann im 18. Jahrhundert eine stete Zunahme bis auf über 35% in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Entwicklung entspricht dem allgemeinen Trend in europäischen Führungsschichten.

Bemerkenswert sind die Unterschiede von Berufsgruppe zu Berufsgruppe. Dabei müssen drei Merkmale hervorgehoben werden.
Im ersten Halbjahrhundert ist die Ehelosigkeit der Handwerker viel tiefer als in den andern Gruppen. Diesen Vorteil verlieren die Handwerker nach und nach und erreichen in der letzten Kohorte über 4o%, d.h. viermal mehr als 15o Jahre zuvor, was sie mit Abstand an die Spitze bringt. Auch die Kaufleute können sich generell gesehen nicht gegen diese Entwicklung wehren. Bemerkenswert ist jedoch, dass im zweiten Halbjahrhundert, also zu einem Zeitpunkt, da in andern Gruppen die Ehelosigkeit zunimmt, ihre Ehescheu zurückgeht und von da an von allen drei Gruppen am geringsten ist und das bei wachsender Bevölkerung.
Die Rentner überragen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts alle andern Stände an Ehescheu. Die Unterschiede sind aber nur in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gross. In dieser Zeit ist sie fast doppelt so gross wie die der Kaufleute und Handwerker. Erst in der letzten Kohorte werden sie von den Handwerkern noch übertroffen.
Aufgrund der unterschiedlichen Werte und des z.T. unterschiedlichen Entwicklungsverlaufs lässt sich jetzt schon feststellen, dass die Kaufleute schon von ihrem Verhältnis zur Ehe her eindeutig bevorteilt sind. Die Unterschiede zu den andern Ständen sind mit Ausnahme der 2. Kohorte klein. Bedenkt man aber, dass sich diese Differenzen von Jahr zu Jahr kumulieren, so ist ihre Bedeutung nicht zu verkennen und zu unterschätzen.
Es fragt sich allerdings, ob und wie sich diese Ehescheu

auf die beiden Geschlechter verteilt. Dabei steht natürlich die der Männer im Vordergrund, da zwischen dieser und dem Aussterben ein direkter Zusammenhang besteht.



Hier ergibt sich das gleiche Bild wie oben, aber mit der neuen Erkenntnis, dass die Töchter in der Regel bedeutend seltener ehelos bleiben. Auffallend ist auch die Vorzugsstellung der Rentnertöchter zwischen 16oo und 1649, was auf das soziale Prestige zurückzuführen ist, das der Rentnerstand zu allen Zeiten besass.
Hervorzuheben ist noch die Vorzugsstellung der Kaufleute-Söhne, deren Ehelosigkeit in beiden Jahrhunderten doch zwischen 7% und 17% tiefer ist als die der andern Gruppen.
Während im 17. Jahrhundert die Ehelosigkeit der Rentner alle deutlich überragt, sind es die Handwerker, die sich im letzten Halbjahrhundert durch eine sicher fatale Zoelibatsfrequenz abheben.
Die Heiratschancen der Männer sind je nach Zeitabschnitt sehr verschieden. Bei den Kaufleuten aber verschlechtern sie sich am wenigsten. Im 17. heiraten 8, im 18. Jahrhundert 7 von lo Kaufleutesöhnen. Bei den Rentnern bleiben zu allen Zeiten fast 4 von lo Männern ledig; bei den Handwerkern erfolgt eine rapide und massive Abnahme der Heiratschancen: während in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

9 von 1o Handwerkern heiraten, bleiben am Ende des 18. Jahrhunderts mehr als 5 von 1o ehelos!

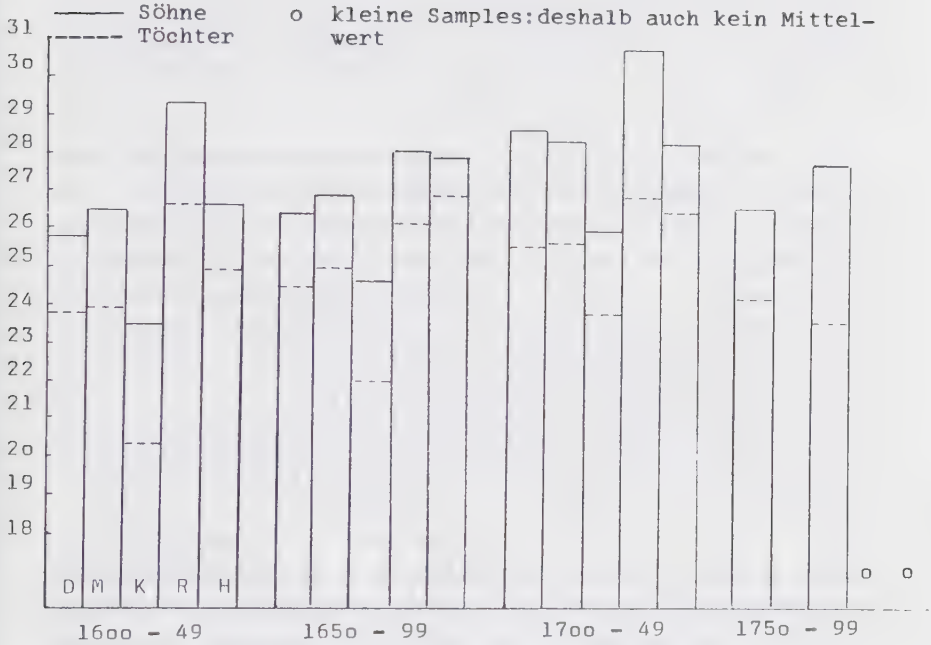
Auch wenn die Ehelosigkeit der Zürcher Rentner und Handwerker nicht die Ausmasse des venezianischen Adels erreicht, nämlich 6o% bis 66%, so muss ihre Häufigkeit doch als eine der Wurzeln des Aussterbens betrachtet werden, dies umso mehr als andere rezessive Erscheinungen noch nicht miteinbezogen sind.
Man kann sich leicht ausmalen, wie sich ein Handwerker- oder Rentnergeschlecht entwickelt, wenn von 5 Männern nur 2 bis 3 heiraten und dabei die Sterblichkeit und Fruchtbarkeit noch nicht berücksichtigt sind.

5.4.2. Das Heiratsalter

Das Heiratsalter nimmt nicht nur deshalb einen wichtigen Platz ein, weil es direkt und indirekt etwas über den Heiratswillen und die materiellen Möglichkeiten angehender Ehepartner aussagt, sondern auch und vor allem weil es die Fruchtbarkeitsperiode der Frau entsprechend verkürzt oder verlängert. Je jünger eine Frau heiratet, desto grösser sind ihre Chancen auf eine zahlreiche Nachkommenschaft. Es können hier also nur die theoretischen Aussichten abgewogen werden; denn die reelle Ausnützung der fruchtbaren Jahre hängt noch von vielen andern willkürlich steuerbaren Faktoren wie Dauer der Stillzeit, Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs, Fruchtbarkeit des Mannes und Verhinderung oder Unterbrechung einer Empfängnis ab.
In Anbetracht dieser Fragestellung beschäftigen wir uns ausschliesslich mit dem Alter der Ehegatten bei der e r s t e n Heirat:

Heiratsalter

Graphik IV



Wegen des (immer) kleiner werdenden Personenbestandes, der ja nicht zuletzt durch die Zunahme der Ehelosigkeit bedingt ist, müssen sich unsere Beobachtungen auf die Zeit bis 1750 beschränken. Danach sind die Samples der Handwerker und Rentner so klein, dass eine Auslegung ihrer Werte reine Spekulation wäre.

Das Heiratsalter ist ähnlich wie die Ehelosigkeit durch eine allgemeine Zunahme gekennzeichnet. Die Männer wie auch die Frauen aller drei Stände heiraten immer später. Die Frauen sind aber bei der Heirat in der Regel zwei bis drei Jahre jünger. Die Zunahme beträgt bei beiden Geschlechtern etwa zwei Jahre und entspricht dem, was wir vom britischen Adel und Genf wissen, ausser dass in Genf das Heiratsalter der Männer im Durchschnitt um zwei bis drei Jahre höher liegt. Dieser Unterschied zwischen Genf und Zürich ist unserer Meinung nach nicht zufällig. Es kann sich aber angesichts

der ähnlichen Verhältnisse in den beiden Städten nicht um eine unterschiedliche Einstellung zur Ehe handeln. Vielmehr sehen wir darin einen Hinweis auf unterschiedliche finanzielle Bedingungen, wie das auch die Unterschiede zwischen den einzelnen Ständen in Zürich andeuten.

Keine der drei Berufsgruppen der Zürcher Oberschicht weicht im Verlauf wesentlich von der mittleren Entwicklung ab. Eine einzige Ausnahme stellen die Rentner in der zweiten Kohorte dar, wo ihr Heiratsalter zurückgeht. In Anbetracht ihres sonst hohen Heiratsalters messen wir dieser Abweichung keine allzu grosse Bedeutung bei. Viel interessanter sind da die Unterschiede zwischen den einzelnen Ständen selber. Am grössten sind diese in der ersten Kohorte.
Betrachten wir zunächst die Frauen, denen wegen unserer Fragestellung besondere Wichtigkeit zukommt. Eine Kaufmannstochter heiratet zwischen 1600 und 1649 s e c h s bzw. v i e r Jahre früher als eine Rentner- oder Handwerkertochter. Dieser Abstand verringert sich in den folgenden Jahrzehnten auf zwei bis vier Jahre, was immer noch viel ist. Wenn die Kaufmannsfrauen diesen altersbedingten Vorteil nützen (Heiratsalter: 2o,3 J. gegenüber 26,6 bzw. 24,9 J. bei den Rentnern und Handwerkern), heisst das - immer noch unter der Voraussetzung einer ungesteuerten Fruchtbarkeit - bei einem Geburtenabstand von zwei Jahren (1), dass sie zwei bis drei Kinder mehr empfangen können als die Gattinnen der Mitglieder der andern Stände. Dass diese Möglichkeit auch ausgeschöpft wurde, darauf weist die "Bevölkerungsexplosion" der Kaufleute im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert (2). Ob das jüngere Heiratsalter an diesem beachtlichen Wachstum a l l e i n schuld ist, wird man aber erst sagen können, wenn auch die Fruchtbarkeit und gewisse Aspekte der Sterblichkeit, wie die Jugend- und Kindersterblichkeit, genau bekannt sind.

Auch bei den Gatten sind ähnliche Unterschiede festzustellen. In der ersten Kohorte sind sie wiederum am grössten.

---

(1) Der Geburtenabstand von zwei Jahren ist nicht rein hypothetisch, sondern bedeutet einen Erfahrungswert. Vgl. dazu Kapitel 5.5.4. Geburtenintervalle

Das Heiratsalter für einen Kaufmann beträgt da 23,5 Jahre, d.h. 5,8 Jahre bzw. 3,1 Jahre weniger als bei einem Rentner oder Handwerker. Bei den Männern verringern sich die Unterschiede im Laufe der Zeit weniger.
Diese Sachlage bedeutet, dass die Kaufleute-Söhne in so guten Verhältnissen leben, dass sie im Vergleich zu den andern sehr früh heiraten können. Es ist ein Hinweis darauf, dass weder das Einkommen noch das Vermögen noch die Erbfolge in diesen Kreisen Probleme stellen, die auf das Heiratsalter Einfluss haben könnten.

Die Abnahme des durchschnittlichen Heiratsalters im letzten Zeitabschnitt (1. Säule) ist übrigens nicht atypisch. In Genf wie im britischen Adel stellt man gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auch einen leichten Rückgang des Alters bei der ersten Heirat fest.

5.4.3. Die Wiederheirat

Darunter verstehen wir die Zweit-, Dritt- oder sogar Viertheirat (1) einer Person. Dieses Kriterium ist deshalb interessant, weil darin z.T. zum Ausdruck kommt, wie stark der Wille in einer Person verankert ist, sein Geschlecht/seine Familie fortzusetzen.
In der Häufigkeit der Wiederheiraten spiegeln sich aber auch gewisse medizinische Verhältnisse und soziale Vorstellungen wieder, wie der häufige Tod der Gattin im Kindbett, der Wunsch nach reichem Kindersegen oder nach der Lebensgefährtin aus gutem Haus.

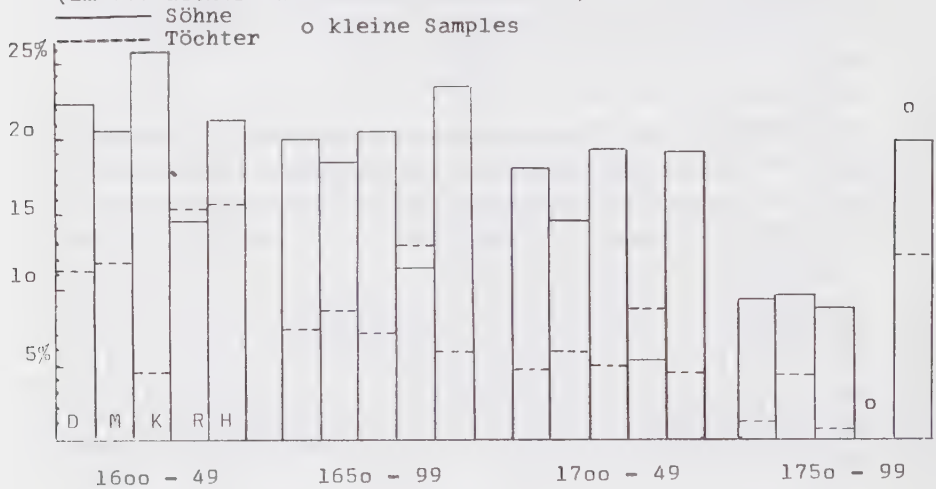
In der folgenden Graphik haben wir die Zweit-, Dritt- und Viertehen nicht voneinander unterschieden, sondern global die Häufigkeit der Wiederheirat analysiert, was die Aussagekraft der Statistik nicht vermindert:

---

(1) Dies ist die höchste Zahl von Verehelichungen, die wir bei ein- und derselben Person festgestellt haben.

Zweit-, Dritt- und Viertehen
(im Verhältnis zur Gesamtheit der Ehen)

Graphik V



Aus dieser Darstellung wird deutlich, dass der Wille zur Wiederheirat, der bei der Frau rund 5o% weniger stark ist als beim Mann, vom 17. ins 18. Jahrhundert stark zurückgeht. Während sich anfänglich im Durchschnitt mehr als zwei von zehn Männern wieder verheiraten, ist es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur noch einer von zehn, der eine neue Ehe eingeht. Dieser Rückgang, der bei den Frauen etwas deutlicher ist, ist aber keinerlei Schwankungen unterworfen. Sein Verlauf hat einen völlig linearen Charakter. Es gibt aber doch einige Besonderheiten, die eine detaillierte Betrachtung nötig machen. Es fällt zunächst einmal auf, dass die Wiederheirat bei den Kaufleuten und Handwerkern viel häufiger vorkommt als bei den Rentnern. Das Motiv ist in beiden Fällen ähnlich. Dem Kaufmann ging es darum, seine Stellung und sein Prestige durch Heiraten mit angesehenen Personen und durch eine zahlreiche Nachkommenschaft zu festigen und zu dokumentieren. Der Handwerker konnte, und das haben wir nicht selten festgestellt, durch die (Wieder-) Heirat mit einer gut situierten Handwerkerwitwe seine berufliche und materielle Situation verbessern. Dem rangbewussten Rentner und Junker hingegen fiel es schwer,

im schrumpfenden Kreis des alten Junkertums eine passende Partnerin zu finden. Ausserdem waren gerade diese Töchter begehrt und deshalb "teuer", was für den oft vor finanziellen Problemen stehenden Rentner alten Schlages eine zusätzliche Hürde darstellte. Wie begehrt die Rentnertöchter und -witwen waren, zeigt auch die Tatsache, dass bei den Rentnern als einziger Berufsgruppe die Frauen grössere Chancen hatten, sich ein wiederholtes Mal zu verheiraten.

Z u s a m m e n f a s s u n g

Die Betrachtung der Ehelichkeit und ihrer verschiedener Facetten hat gezeigt, dass die Oberschicht Zürichs als Ganzes sich meistens gleich oder zumindest ähnlich verhält wie andere Führungsschichten. Nennenswerte Abweichungen in der Entwicklungsrichtung fehlen. Einzig in der Intensität oder Häufigkeit sind kleinere Unterschiede feststellbar.

Auch die einzelnen Berufsgruppen weichen nicht sonderlich von der durchschnittlichen Entwicklung ab. Dafür gibt es aber z.T. recht beträchtliche Unterschiede im Absolutbetrag. Diese Unterschiede fallen in der Regel zugunsten der Kaufleute- und zuungunsten der Handwerkergeschlechter aus. Die Rentner nehmen dabei so etwas wie eine Mittelstellung zwischen diesen beiden ein.

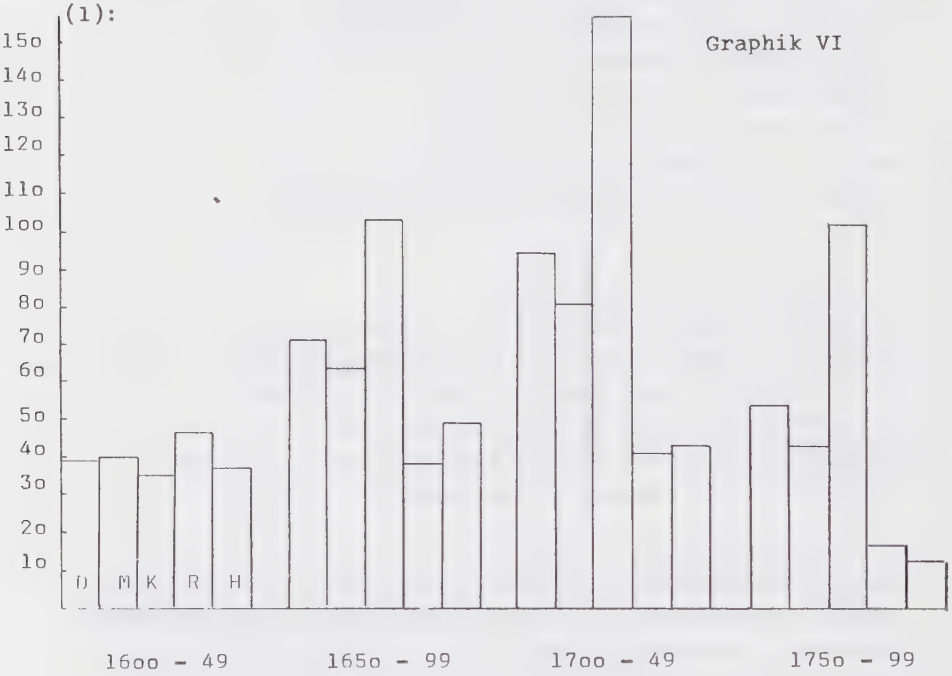
Zwei Merkmale verdienen eine besondere Beachtung. Es sind dies das gegenüber andern Ständen sehr niedrige Heiratsalter der Kaufleute, das ihnen inbezug auf die Fruchtbarkeit grosse Möglichkeiten öffnet, und die hohe Zoelibatsfrequenz der Handwerkersöhne, die zusammen mit andern negativen Verhaltensweisen die Ueberlebenschancen dieser Gruppe stark beschneidet.

.5. Die Fruchtbarkeit

Aehnlich wie bei der Ehelichkeit wollen wir zunächst einige absolute Zahlen vorausschicken, damit man sich ein Bild von der Sample-Grösse der einzelnen Zeitabschnitte und Berufsgruppen machen kann.

Als erstes betrachten wir den P e r s o n e n b e s t a n d (1):

Graphik VI



Neben der Bestätigung der bereits feststehenden Tatsache, dass alle Stände demographisch gesehen mit praktisch identischen Voraussetzungen ins 17. Jahrhundert eintreten, d.h. ungefähr gleich grosse Personenbestände aufweisen (2), lässt sich jetzt bestätigen, dass sich die Kaufleutegeschlechter bevölkerungsmässig wirklich vom Rest der Bürgerschaft abheben. Wir hatten ja gesehen (S. 115), dass die Bürgerschaft als Ganzes schon seit Ende des 17. Jahrhunderts im Rückgang begriffen ist, eine Entwicklung, die der Kaufleutestand nicht mitvollzieht. Sein Höhepunkt liegt im 18. Jahrhundert. Die Zahl seiner Ge-

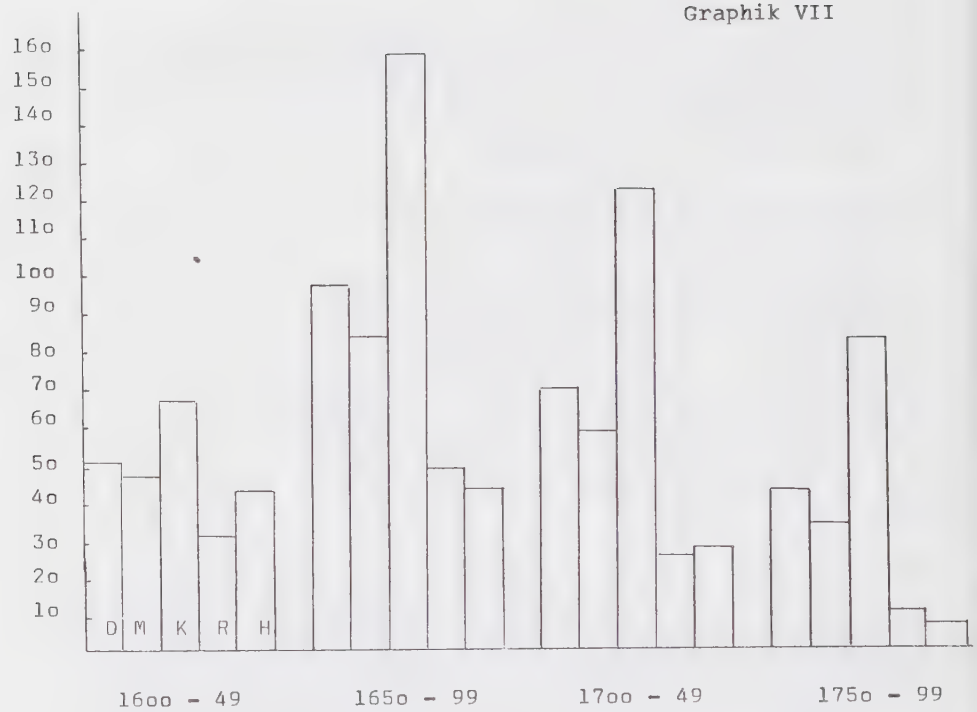
(1) Es handelt sich auch hier um den Durchschnitts- oder Mittelwert. Will man wissen, wieviele Personen in einem Zeitabschnitt gelebt haben, so ist der Betrag der jeweiligen **Säule** mit dem Faktor drei zu multiplizieren.
(2) Vgl. S. 14o / 146

schlechter ist jedoch zu klein, als dass er durch sein Wachstum die negative Bilanz der übrigen Geschlechter ausgleichen könnte. Daraus wird ersichtlich, wie leicht Gesamtstatistiken, wie die der Bürgerschaft, unterschiedliche Entwicklungen einzelner Gruppen verdecken können!

Die Vermehrung des Kaufleute-Personenbestandes ist einmalig und aussergewöhnlich. Innerhalb von knapp hundert Jahren steigt er auf das Fünffache an. Im Vergleich dazu ist die kleine und vorübergehende Zunahme der andern Gruppen als Stagnation, ja als Abnahme zu betrachten; denn Rentner und Handwerker weisen am Ende des 18. Jahrhunderts einen k l e i n e r e n Personenbestand auf als zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Die Kaufleute hingegen zählen trotz der Abnahme in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch fast dreimal soviele Köpfe wie anfänglich!

Es bleibt noch zu sehen, wie diese verschiedenen Trends zustande kommen. Einer der Gründe des Wachstums des Personenbestandes der Kaufleute lässt sich allein schon aufgrund der Ergebnisse der Untersuchung über die Ehelichkeit vermuten: eine grössere Fruchtbarkeit bedingt durch das niedrigere Heiratsalter und die tiefere Zoelibatsfrequenz innerhalb dieser Gruppe. Diese Vermutung wird durch die d u r c h s c h n i t t l i c h e G e b u r t e n z a h l gleich bestätigt:

Graphik VII



Im Mittel steigt die Geburtenzahl von knapp 5o in der ersten auf über 8o in der zweiten Kohorte. Dies ist jedoch nicht die Folge eines allgemeinen Bevölkerungszuwachses, sondern der hohen Fruchtbarkeit der Kaufleutegeschlechter, deren Geburtenzahl sich in dieser Zeit verdoppelt. Es sind also die Generationen, geboren zwischen 165o und 1699, die sich durch grosse Kinderzahlen auszeichnen und verantwortlich sind für die Bevölkerungszunahme zu Beginn des 18. Jahrhunderts.
Die Rentner und Handwerker sind nur ganz unbedeutend an dieser Entwicklung beteiligt. Hingegen drückt die Abnahme der Geburtenzahl dieser beiden Gruppen ganz entscheidend auf den rezessiven Verlauf der Bevölkerungskurve im 18. Jahrhundert.

5.5.1. Die innereheliche Fruchtbarkeit

Die Kinder, die ausserhalb der Ehe geboren wurden, haben wir

hier nicht berücksichtigt, weil sie einerseits nur schlecht oder überhaupt nicht erfassbar sind - in den Genealogien sind jedenfalls keine vermerkt - und andrerseits, weil uns nur die Kinder interessieren, die ein Geschlecht fortpflanzen können, was bei den illegitimen Nachkommen nicht der Fall ist.

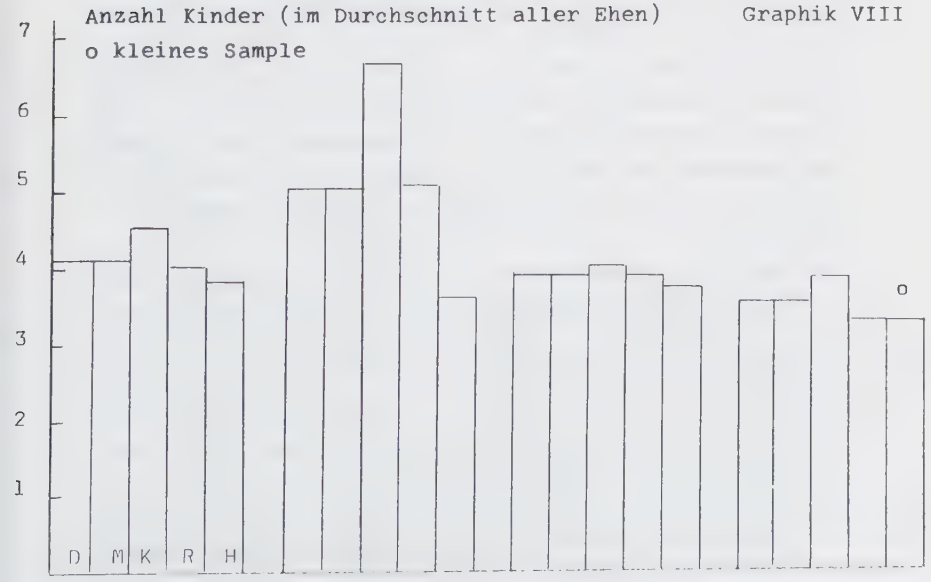
Es geht uns auch da in erster Linie darum, mögliche Unterschiede in Bezug auf die Fruchtbarkeit der einzelnen Stände festzustellen, die als Hinweise auf die Aussterbe- bzw. Nichtaussterbeanfälligkeit der Geschlechter dienen könnten. Wir tun dies auf zwei verschiedenen Wegen. Zum einen betrachten wir die Geburtenzahl im Verhältnis zu allen geschlossenen Ehen; auf der andern Seite messen wir die Zahl der Geburten pro Hausstand.

a) Die Geburtenzahl pro Ehe

Dies ist die konventionelle Art, die der Messung der Fruchtbarkeit dient. In diesem Fall wird nicht berücksichtigt, ob eine Ehe fruchtbar war oder nicht. Die Zahl der Kinder, die ein Vater zeugt, wird auf die Gesamtheit der von ihm eingegangenen Ehen verteilt:

Anzahl Kinder (im Durchschnitt aller Ehen) Graphik VIII

o kleines Sample



Gesamthaft steigt die Zahl der Geburten von der ersten zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts um knapp eins. Im 18. Jahrhundert sinkt sie aber rasch wieder auf ein Niveau, das unter dem anfänglichen liegt. Nur die Entwicklung ab 1650, d.h. die Abnahme, entspricht gewissen andern europäischen Oberschichten (1). Die vorangehende Zunahme hingegen ist atypisch. Was die Abnahme betrifft, ist Zürich am ehesten mit Genf oder dem britischen Adel zu vergleichen. Doch in Genf (und auch im französischen Hofadel) ist der Rückgang viel ausgeprägter. Es ist deshalb schwer zu sagen, ob die These der Geburtenbeschränkung, wie sie sich für Genf, Frankreich und Grossbritannien vertreten lässt, auch für Zürich haltbar ist. Wir müssen die Antwort auf später verschieben, wenn wir mehr Angaben besitzen.

Unterscheiden wir nach Ständen, so ergibt sich - man möchte fast sagen - das altbekannte Bild. Die Kaufleute zeichnen sich durch einen besonders günstigen Entwicklungsverlauf aus. Von der ersten zur zweiten Kohorte steigt ihre Geburtenzahl um zwei, was einer Zunahme von 45% entspricht. In der zweiten Kohorte verzeichnen sie drei Kinder mehr pro Ehe als die Handwerker. Dies ist für eine so kurze Zeit eine sehr starke Zunahme. Damit kann sich diese Gruppe rasch ausbreiten, was inbezug auf das Aussterben von grossem Vorteil ist. Hat sich nämlich einmal ein Geschlecht in solcher Weise ausgedehnt, so braucht es viel mehr Zeit und ein viel stärkeres rezessives Verhalten, damit dieses in seinem Bestand bedroht wird.

---

(1) Hingegen entspricht diese Entwicklung ganz und gar der eines Geschlechts aus B a s e l , wie festgestellt worden ist:

Geburtenzahl auf eine Ehe		Basel	Zürich
1601-1625:	4,3	4,65	4,60
1626-1650:	5,7		
1651-1675:	4,3		
1676-1700:	4,3		
1701-1750:	4,3	4,15	3,82
1751-1800:	4,0		

Burckhardt, Kinderzahl und jugendliche Sterblichkeit, p. 397

Diesem Wachstum mögen die Rentner nur in vermindertem Masse zu folgen. Die Zunahme ihrer Geburtenzahl beträgt etwas mehr als eins. Die Handwerker jedoch stehen im Gegensatz zu dieser Entwicklung. Ihre Geburtenzahl sinkt, wenn auch nur leicht.
Die Generationen zwischen 17oo und 1749 leiten dann eine neue Entwicklung ein, die des Rückgangs. In allen Berufsgruppen fällt die Fruchtbarkeit auf den Stand zurück, auf dem sie ursprünglich sind. Bei den Kaufleuten ist der Fall sogar etwas tiefer. Von knapp sieben Kindern pro Ehe im zweiten Zeitabschnitt bleiben ihnen jetzt noch etwa viereinhalb. Doch sie besitzen noch genügend "Reserven".
Der letzte Zeitabschnitt steht im Zeichen einer grossen Ausgeglichenheit. Gegenüber dem vorangehenden ist nur eine minimale Verschlechterung festzustellen. Die Lage der Fruchtbarkeit der Handwerker ist schwer zu beurteilen, zählt man doch in allen drei Geschlechtern zusammen nur noch sechs (!) Ehen. Gerade diese Situation gibt uns aber eine Idee ihres besonderen Verhaltens gegenüber und in der Ehe.

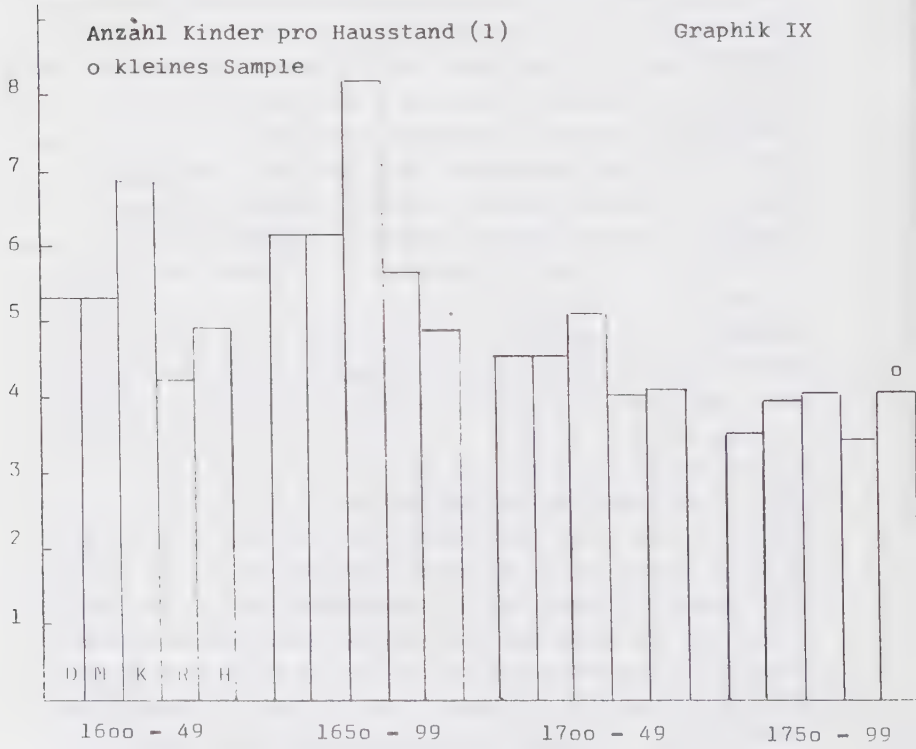
b) Die Geburtenzahl pro Hausstand

Was hier zum Ausdruck kommen soll, ist die t o t a l e Fruchtbarkeit der Gemeinschaft bestehend aus dem Familienoberhaupt, dem Mann und der Gesamtheit seiner Gattinnen. Auf diese Art wird das Gewicht der kinderlosen, unfruchtbaren Ehen herabgesetzt und kommt der Wille zum Kinde, d.h. der Wunsch des Mannes, eine möglichst grosse Nachkommenschaft zu haben, besser zur Geltung. Dadurch werden die Zweit-, Dritt- und Mehrehen in ihrer Bedeutung für die Fruchtbarkeit aufgewertet. Bei dieser Darstellungsweise verteilt man die Kinderzahl nicht mehr auf die Anzahl Ehen, sondern auf die Anzahl Hausstände oder, anders gesagt, auf die Anzahl der verheirateten Männer eines Geschlechts.
Damit ist auch die Beziehung und der Zusammenhang, die zwischen den wirtschaftlichen, finanziellen Bedingungen eines Mannes und der Grösse seiner Nachkommenschaft bestehen, besser berücksichtigt (als bei der Statistik

über die Anzahl der Kinder pro Ehe): wer in guten ökonomischen Verhältnissen lebt, kann sich eher eine Zweit- oder sogar Drittehe mitsamt der damit verbundenen Kosten leisten als derjenige, der über beschränkte oder bescheidene Mittel verfügt. Dieser kann sich eher den Wunsch erfüllen, eine kinderreiche Familie zu haben.

Anzahl Kinder pro Hausstand (1) Graphik IX

o kleines Sample



(1) Hier vermag der genaue und direkte Vergleich der Zahlen die Unterschiede noch zu verdeutlichen:

		Anzahl Kinder pro Ehe	Anzahl Kinder pro Hausstand
Handwerker	1600-49	3,85	4,92
	1650-99	3,59	4,80
	1700-49	3,79	4,14
	1750-99	3,33 o	4,0 o
Rentner	1600-49	4,0	4,12
	1650-99	5,06	5,64
	1700-49	3,83	3,97
	1750-99	3,33	3,33

./.

Der Entwicklungsverlauf der Kinderzahl pro Hausstand entspricht im allgemeinen wie in den einzelnen Berufsgruppen demjenigen, den wir in Graphik VIII beobachtet haben: Zunahme im 17. Jahrhundert, deutlicher Rückgang im 18. Jahrhundert (1).

Dieses in der klassischen Demographie unübliche Kriterium zeigt die Bedeutung der Zweit- und Drittehen für die Fruchtbarkeit in ihrer ganzen Tragweite: Wer öfters heiratet, hat auch mehr Kinder. Das veranschaulicht die Aehnlichkeit des Säulenbildes der Graphiken V und IX.

Am ausgeprägtesten ist die Wirkung der Mehrehen bei den Kaufleuten. Ihre an und für sich schon grosse Fruchtbarkeit wird dadurch noch vergrössert. Der Abstand zu den andern Ständen wächst an. Der Vorsprung von zwei bis zweieinhalb Kinder pro Hausstand in der ersten steigt auf drei bis dreieinhalb Kinder in der zweiten Kohorte. Im 18. Jahrhundert, wo auch die Tendenz zur Mehrehe zurückgeht, gleichen sich die Unterschiede aus. Der Wille zum Kind scheint schwächer zu werden.

Bei den Handwerkern und vor allem den Rentnern zeigen die Zweit - und Drittehen weniger Wirkung inbezug auf die Kinderzahlen, weil sie einerseits weniger oft ein weiteres Mal heiraten, und andrerseits weil die Zweitheirat, wenn sie stattfindet, später erfolgt als bei den Kaufleuten, wie das das Durchschnittsalter bei der ersten Heirat zeigt (Graphik IV).

Kaufleute	1600-49	4,49	6,83
	1650-99	6,52	8,15
	1700-49	3,87	5,16
	1750-99	3,80	4,04

(1) Vergleich mit der Basler Familie Burckhardt:

Geburten pro Hausstand	Burckhardt	Zürich
17. Jhdt.	6,4	5,8
18. Jhdt.	4,7	4,4

In Anbetracht des Unterschiedes in der Sample-Grösse und der Schwankungen von Stadt zu Stadt sind diese Differenzen als gering zu bezeichnen.

Burckhardt, Kinderzahl und jugendliche Sterblichkeit, p. 396

Das Fazit der letzten Kapitel lässt sich wie folgt zusammenfassen:

- Die Fruchtbarkeit wächst im 17. Jahrhundert stark an und erreicht am Ende maximale Werte. Im 18. Jahrhundert erfolgt ein Rückgang, der z.T. stärker ist als das Wachstum im vorangehenden Jahrhundert.
- Die Unterschiede bezüglich der Kinderzahlen sind im 17. Jahrhundert am grössten. Die Kaufleute überragen die andern Stände mit einer Geburtenzahl, die um 2,5 bis 3,5 grösser ist. Dadurch verschaffen sie sich einen beträchtlichen bevölkerungsmässigen Vorteil.
- Die Mehrehen und die daraus resultierende grössere Fruchtbarkeit dokumentieren den Willen zum Kinde besonders der Kaufleute und Handwerker. Bei den letzteren fällt das Ergebnis bescheidener aus, da sie später heiraten und so die Fruchtbarkeitsperiode verkürzt wird.
- Der rasche und massive Rückgang der Fruchtbarkeit innerhalb weniger Generationen, wie wir ihn bei den Kaufleuten beobachten, deutet auf ein neues generatives Verhalten, das zur selben Zeit auch in andern aristokratischen Schichten Europas festgestellt wird, nämlich die freiwillige Geburtenbeschränkung; selbst der Rückgang der Mehrehen und die Zunahme des Heiratsalters können einen solchen Geburtenrückgang - er beläuft sich auf über vier Geburten - nicht a l l e i n erklären. Wir werden uns deshalb im übernächsten Kapitel mit dieser Frage auseinandersetzen müssen.

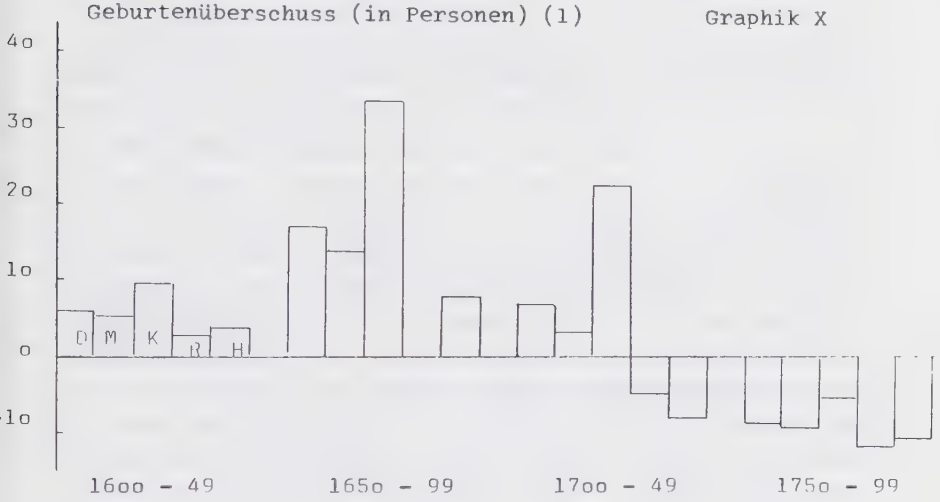
5.5.2. Der Geburtenüberschuss

Es fragt sich nun, welchen Einfluss der geschilderte Entwicklungsverlauf der Fruchtbarkeit auf das Bevölkerungswachstum der einzelnen Berufsgruppen nimmt. Hat er eine Vermehrung zur Folge oder wird er durch die Kinder- und Erwachsenensterblichkeit ausgeglichen oder sogar übertroffen?
Der Geburtenüberschuss dient dazu festzustellen, ob eine Bevölkerungsgruppe wächst, stagniert oder abnimmt. Darüber Aus-

kunft zu geben, ist er besser geeignet als der Personenstand allein, weil er zusätzlich zur Fruchtbarkeit auch die Sterblichkeit berücksichtigt.

Die folgende Darstellung eröffnet uns neue Aspekte:

Geburtenüberschuss (in Personen) (1) Graphik X



Der Entwicklungsverlauf entspricht im grossen und ganzen dem, was wir aufgrund der früheren Ergebnisse erwartet haben. Daneben bringt er auch einige kleinere Ueberraschungen an den Tag.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint es allen Berufsgruppen gut zu gehen, auch wenn der Ueberschuss der Rentner und Handwerker, der nur etwa einen Drittel bzw. einen Zweitel desjenigen der Kaufleute beträgt, nicht zum gleichen Optimismus Anlass gibt wie bei den letzteren. Im Durchschnitt ergibt das aber immerhin eine Zuwachsrate von über 10%, was in Anbetracht der kleinen Personenbestände (2) nicht wenig ist.

Im nächsten Abschnitt verbessert sich die Lage nur für die

---

(1) Bei dieser Graphik beziehen sich die Werte auf die in den einzelnen Zeitabschnitten geborenen und gestorbenen Personen. Es handelt sich da also nicht um Kohorte im geläufigen Sinne des Wortes.

(2) Vgl. Graphik VI, S. 162

Kaufleute und Handwerker. Die Rentner hingegen verzeichnen eine ausgeglichene Bilanz, d.h. ein sogenanntes Nullwachstum. Hervorragend ist der Geburtenüberschuss der Kaufleute, der auf das Dreifache anwächst.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts setzt dann die rezessive Entwicklung ein, wie wir schon allenthalben festgestellt haben. Die Bilanz der Rentner und Handwerker entpuppt sich als Geburtendefizit. Bei den Handwerkern verwandelt sich der Ueberschuss des zweiten Abschnitts sogar in eine gleich grosse n e g a t i v e Differenz. Das ist verhältnismässig der grösste Fall. Auch die Kaufleute verzeichnen einen Rückgang. Doch die Bilanz bleibt bei weitem noch stark positiv.
In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spitzt sich die Lage zu. Das Defizit der Handwerker und Rentner wird grösser. In dieser Zeit verzeichnen auch die Kaufleute - und das ist wohl eine mittelgrosse Ueberraschung - ein Geburtendefizit, das allerdings verhältnismässig klein ist. Immerhin deutet das an, dass bei gleichbleibender Entwicklung auch diese demographisch privilegierte Gruppe einmal Sorgen um seinen Bestand haben könnte, dies allerdings nicht in unmittelbarer Zukunft.

Betrachtet man die Geburtenüberschüsse und -defizite nach Jahrhunderten so stellt man fest, dass die Ueberschüsse des 17. durch die negativen Bilanzen des 18. Jahrhunderts mehr als ausgeglichen werden. Die Defizite sind grösser. Eine Ausnahme stellen die Kaufleute dar, deren negative Differenz im letzten Abschnitt gesamthaft kaum ins Gewicht fällt.

5.5.3. Die Sexualproportion

Darunter verstehen wir die Verhältniszahl der Mädchen- zu den Knabengeburten. Diese ist nicht nur für den Biologen, der Untersuchungen über die Erbanlagen und ihre Veränderungen anstellt, interessant. Auch vom Standpunkt des Aussterbens hat sie ihre Bedeutung. Sie kann das Erlöschen eines Geschlechts fördern oder bremsen.
Wenn in einer Bevölkerungsgruppe die weiblichen Geburten die männlichen zahlenmässig und über längere Zeit deutlich über-

treffen, dann kann das unter Umständen zu einer Gefahr für das Weiterbestehen dieser Gruppe werden. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass dieses für die Knaben, die ja allein zum Fortleben eines Geschlechts beitragen können, ungünstige Vorzeichen nicht durch eine geringere Kindersterblichkeit als bei den Mädchen "korrigiert" wird.
In unserem Fall fragt sich nun konkret, ob die höhere Aussterberate der Handwerker nicht zusätzlich durch eine im Verhältnis zu den andern Berufsgruppen höhere Dominanz der Mädchengeburten gefördert wird.

Da bei dieser Statistik - mehr als bei andern - die Samples gross sein müssen, um repräsentative Werte zu ergeben, mussten wir auf eine Differenzierung nach Halbjahrhunderten verzichten und uns mit einer zeitlichen Aufteilung nach Jahrhunderten begnügen.

Durchschnittliche Sexualproportion in %

	17. Jhdt.		18. Jhdt.		17./18. Jhdt.	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
Durchschnitt	49,4	5o,6	5o,o	5o,o	49,7	5o,3
Mittel	5o,4	49,6	48,4	51,6	49,4	5o,6
Kaufleute	49,1	5o,9	5o,9	49,1	5o,o	5o,o
Rentner	49,9	5o,1	44,7 o	55,3 o	47,3	52,7
Handwerker	52,1	47,9	49,4	5o,6	5o,7	49,3

o kleinstes Sample der Statistik

Ein erster Blick zeigt, dass weder grosse Verschiebungen während der Beobachtungszeit noch markante Unterschiede zwischen den einzelnen Berufsgruppen feststellbar sind. Die einzige scheinbare Gesetzmässigkeit besteht darin, dass auf eine Periode, da die männlichen Geburten überwiegen, eine Zeit folgt, wo die weiblichen Geburten dominieren. Doch die Differenzen sind äusserst klein. Die Natur scheint, in dieser Beziehung wenigstens, für Ausgewogenheit und Chancengleichheit zu sorgen.

Die minimen Unterschiede zwischen den einzelnen Zeitabschnitten und Berufsgruppen, sowie die Tatsache, dass ausgerechnet

die Handwerker, die vom Aussterben am schwersten getroffen sind, die günstigste Geschlechterrelation aufweisen, beweisen, dass zwischen der Sexualproportion und dem Aussterbephänomen keine Zusammenhänge bestehen.

5.5.4. Die Geburtenintervalle - ein Hinweis auf Geburtenbeschränkung ?

Die Historiker des 19. Jahrhunderts haben für das 17. und 18. Jahrhundert das Bild einer natürlichen Bevölkerungsvermehrung geschaffen, deren Merkmale frühe Ehen, rasche Geburtenfolge, hohe Kindersterblichkeit und Zoelibatshäufigkeit sind. Als wachstumshemmende Faktoren betrachten sie lediglich das Heiratsalter, das je nach Gegenden und Konjunkturverlauf höher oder tiefer liegt (gute Erntejahre - tiefes Heiratsalter - hohe Fruchtbarkeit - schnelles Wachstum und umgekehrt), und die Kindersterblichkeit (1). Dieses Bild trifft für die ländlichen Schichten, d.h. für die breiten Volksmassen, sicher zu.

Neuere Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der Demographie und der Soziologie versuchen zu zeigen, dass städtische Kreise und Oberschichten besonders in einem Punkt von diesem Schema abweichen können: die natürliche, unbeschränkte Fruchtbarkeit. Allen voran hat Henry sich bemüht aufzuzeigen, dass bereits im 17. und 18. Jahrhundert in den Oberschichten die Tendenz besteht, im Sinne gezielter Familienplanung die Zahl der Geburten zu beschränken, eine neue Entwicklung, die bis anhin ins 19. Jahrhundert angesiedelt worden war. Henrys These, die ursprünglich nur für das Genfer Patriziat erhoben worden war, hat in der Zwischenzeit bei vielen namhaften Demographen und Historikern wie Eversley, Hollingsworth, Wrigley u.a.m. Anerkennung gefunden und ist auch auf andere europäische Führungsschichten übertragen worden (2).

Henry baut seine Theorie der willkürlichen Geburtenbeschränkung auf der Entwicklung der Kinderzahlen und der Geburten-

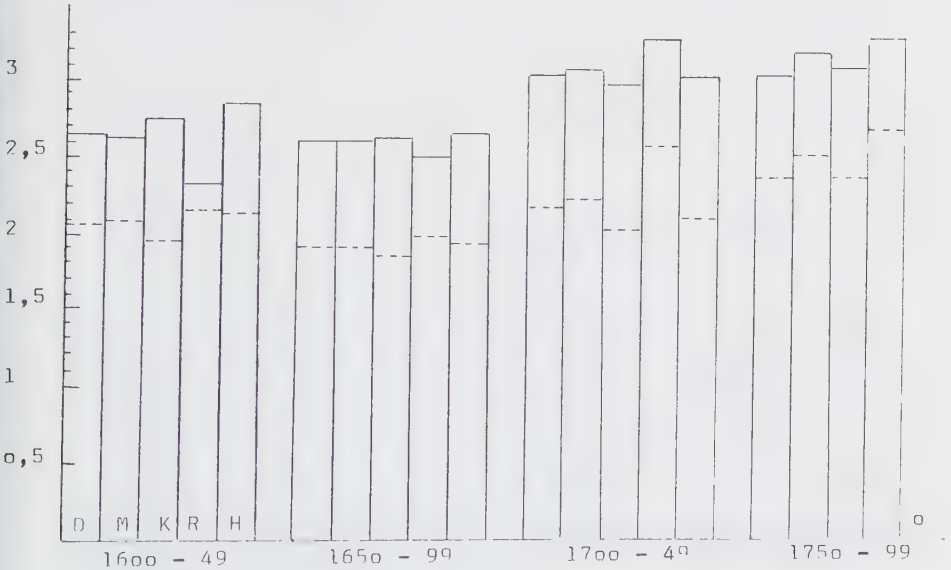
(1) Reinhard, Histoire de la population mondiale, pp. 148 ff.
(2) Henry, Ducs et pairs
Peller, Ruling Families in Europe
Hajnal, European Marriage

intervalle, d.h. der Abstände zwischen den einzelnen Geburten, auf. Die vom 17. zum 18. Jahrhundert allmählich länger werdenden Intervalle, insbesondere das letzte, sind für ihn Zeugen dieses neuen restriktiven Verhaltens. Er begründet die abnehmende Kinderzahl also nicht mit dem steigenden Heiratsalter (1).

Wir zielen in erster Linie nicht darauf ab, diese These zu widerlegen oder zu bestätigen, sondern beschränken uns darauf, sie mit unserem Zahlenmaterial zu konfrontieren.

Geburtenintervalle in Jahren Graphik XI

——— zwischen den beiden letzten Geburten (derselben Ehe)
------ alle Geburten
o Sample zu klein



Wie in Genf ist auch in Zürich eine fühlbare Verlängerung der Geburtenintervalle festzustellen, und zwar sowohl zwischen allen Geburten als auch zwischen den zwei letzten Geburten. Die mittlere Zunahme beträgt von der ersten zur

(1) Dass diese zwei Strukturen nicht immer in diesem Sinne zusammenhängen müssen, zeigt das Beispiel der Ducs und Pairs, bei denen Heiratsalter und Kinderzahl g l e i c h z e i t i g zurückgehen. Vgl. Kapitel 2.3.1.

letzten Kohorte o,5 bzw. o,54 Jahre, und das ist nicht wenig.
Wenn auch die Geburtenintervalle gesamthaft gesehen in Zürich etwas länger sind als in Genf, so nehmen sie doch einen sehr ähnlichen Verlauf. Die Zunahme ist etwas geringer, was wohl damit zusammenhängt, dass der Rückgang der Kinderzahlen in Zürich nicht so ausgeprägt ist wie in Genf (1).

Durchschnittliche Intervalle (aller Geburten derselben Ehe)

	17. Jhdt.	18. Jhdt.
Zürich	1,99 Jahre	2,4o (+ o,41)
Genf	1,89	2,56 (+ o,67)

Die Entwicklung in den einzelnen Ständen folgt dem allgemeinen Trend, wobei die Handwerker sich durchschnittlich durch die grössten Intervalle auszeichnen. Die nach Henry daraus abzuleitende Geburtenbeschränkung würde auch gut ins Bild der wirtschaftlichen Schwierigkeiten dieser Berufsgruppe passen. Neben dem antiparallelen Verlauf von Kinderzahlen und Geburtenabständen lassen sich sonst keine wesentlichen Gesetzmässigkeiten oder Wesenszüge ablesen beim Vergleich der Gruppen miteinander (2).

Als weiteres Indiz für eine freiwillige Geburtenbeschränkung betrachtet Henry die Verlagerung von der Gross- zur Klein- und Mittelfamilie. Diese Neigung kann in Zürich auch beobachtet werden. Das fällt am stärksten auf, wenn man die Generationen, geboren zwischen 16oo und 1699, mit denen vergleicht, die hundert Jahre später geboren worden sind.
Eine Uebersicht über die Zusammensetzung und die Häufigkeit der Familien nach der Kopfzahl der Kinder mag dies am besten veranschaulichen. Berücksichtigt sind hier nur die ersteren:

---

(1) In Genf beträgt der Geburtenrückgang vom 17. ins 18. Jahrhundert 1,65; in Zürich dagegen nur o,95.

(2) Nach Ständen ergeben die durchschnittlichen Geburtenintervalle folgendes Bild:

	17. Jhdt.	18. Jhdt.
Kaufleute	1,91 Jahre	2,21 (+ o,3o)
Rentner	2,o7	2,49 (+ o,42)
Handwerker	2,o7	- (fällt aus wegen kleiner Samples)

Kinderzahlen nach der Häufigkeit ihres Vorkommens

	17. Jhdt.	18. Jhdt.
o Kinder	13,7%	16,8%
1- 5 (1)	32,8%	51,8%
6-18	53,5%	31,4%
	100,0%	100,0%
11-18	16,4%	3,1%

Im 17. Jahrhundert überwiegen die Ehen mit sechs und mehr Kindern. Dass es nicht übertrieben ist, Ehen mit bis achtzehn Kindern zu berücksichtigen, zeigt die Tatsache, dass ein Sechstel davon zwischen elf und eben achtzehn Kinder zählte. Das ist sogar mehr als der Anteil an kinderlosen Ehen.
Die Verschiebung im 18. Jahrhundert ist drastisch. Die Werte für die beiden mittleren Gruppen (1-5 und 6-18) sind vertauscht. Ausserordentlich kinderreiche Familien kommen nur noch sehr selten vor. Dafür nimmt der Anteil an kinderlosen Ehen zu.

Berücksichtigt man neben der Verlängerung der Geburtenintervalle und der massiven Verschiebung in der Verteilung der Kinderzahlen auch noch die Tatsache, dass das vom 17. ins 18. Jahrhundert steigende Heiratsalter der Frauen (das im letzten Zeitabschnitt sogar wieder leicht sinkt) den Rückgang der Fruchtbarkeit nicht genügend zu erklären vermag, so kann man sich des Eindrucks fast nicht erwehren, dass auch in Zürich im 18. Jahrhundert die Zahl der Kinder in der Ehe limitiert wurde. Ob das wegen des Bevölkerungsdruckes innerhalb der Stadtmauern oder/und aus materiellen Ueberlegungen, eventuell sogar aus Notsituationen heraus geschah, ist nicht leicht zu entscheiden.

(1) Die Schwelle von 5 Kindern ist nicht willkürlich gesetzt, sondern entspricht ungefähr der durchschnittlichen Kinderzahl pro Ehe im 17. Jahrhundert; dies schien uns eine vertretbare Grenze zu sein.

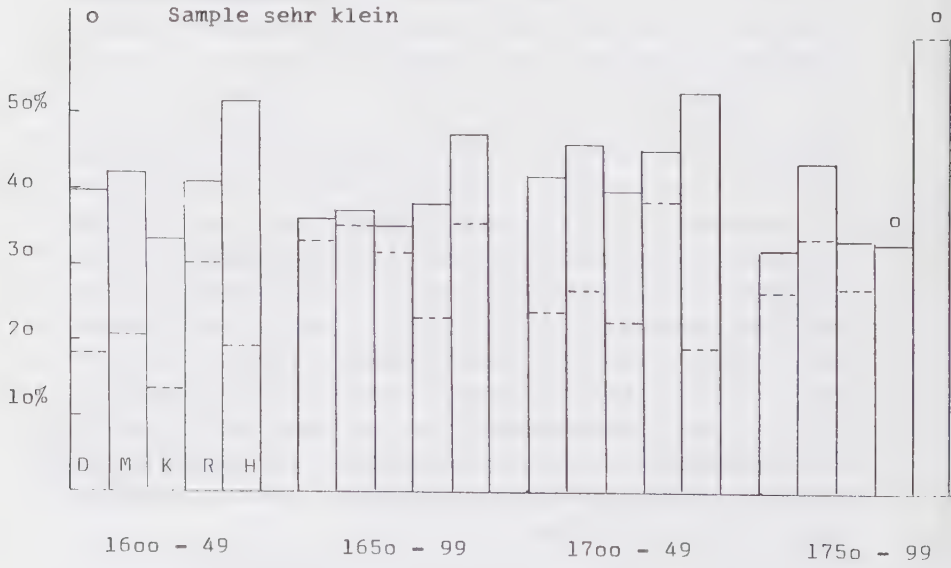
5.5.5. Die Null- und Einsohnehen

Aehnlich wie die Kinderzahl pro Hausstand wird auch dieser Prüfstein in der Demographie wenig angewendet. Angeregt durch Rodenwaldts Theorien haben wir uns zur Uebernahme dieses Kriteriums entschlossen, weil es in vermehrterem Masse noch als die Kinderzahl und die Zahl der kinderlosen Ehen (1) die Fortpflanzungsaussichten eines Geschlechts aufdeckt. Gezählt werden bei den Null- und Einsohnehen nämlich nur die Söhne, die das Erwachsenenalter erreichen, d.h. nur diejenigen, die theoretisch für das Weiterleben des Geschlechts sorgen können (2). Damit wird der Kindersterblichkeit bereits Rechnung getragen.

Anteil Null- und Einsohnehen (an der Summe der Ehen)

——— Nullsohnehen
----- Einsohnehen
o Sample sehr klein

Graphik XII



Gesamthaft steigt der Nullsohnehenanteil vom 17. zum 18. Jahrhundert. Unterbrochen wird dieser Anstieg nur im zwei-

(1) Vgl. die Kapitel 5.5.3. und 5.5.1.
(2) Auch bei Rodenwaldt sind die jung gestorbenen Kinder von der Statistik ausgeschlossen. Rodenwaldt, Adel von Venedig, p. 17

ten Abschnitt. Dieser vorübergehende Rückgang hängt mit der hohen Kinderzahl der zweiten Kohorte zusammen. Mit der wachsenden Geburtenzahl verringert sich die Wahrscheinlichkeit der Null- und Einsohnehen. Das kann man auch daran ablesen, dass die Kaufleutegruppe, deren Kinderzahl in allen Abschnitten die der andern Stände deutlich dominiert, einen kleineren Anteil an Null- und Einsohnehen verzeichnet. Ihr Anteil an Nullsohnehen ist im Durchschnitt etwa 4% tiefer als der der Rentner und ungefähr 15% niedriger als der der Handwerker. In der Häufigkeit der Nullsohnehen kommt die Bedeutung der grossen Kinderzahl für das Ueberleben eines Geschlechts in ihrer ganzen Tragweite zum Ausdruck.
Einmal mehr stellt sich dabei heraus, dass die Kaufleute die grossen Gewinner und die Handwerker die Verlierer ihres generativen Verhaltens sind.
Die Einsohnehen folgen in ihrer Entwicklung im grossen und ganzen den Nullsohnehen, wobei die Schwankungen grösser und weniger gesetzmässig erfolgen. Da sie für unsere Fragestellung aber weniger relevant sind, verzichten wir auf eine detaillierte Betrachtung und Interpretation.

Eine andere im Vergleich zu Venedig auffallende Besonderheit bezüglich der Häufigkeit von Nullsohnehen (und Einsohnehen) in Zürich ist ihr Prozentsatz. Wir erinnern uns, dass Rodenwaldt die in Venedig gemessenen Werte als sehr hoch bezeichnet und sie als eine der wichtigsten Ursachen des Schrumpfungsprozesses betrachtet. Wie würde er wohl die Verhältnisse in Zürich beurteilen?

Prozentsatz Nullsohnehen (Mittelwert)

	Zürich	Venedig (1)
17. Jhdt.	4o,6%	24,o%
18. Jhdt.	42,3%	14,4%

Die Nullsohnehen in Zürich sind um ein Vielfaches häufiger als in Venedig. Rodenwaldt führt die Verhältnisse im vene-

(1) Rodenwaldt, Adel von Venedig, p. 16

zianischen Adel z.T. auf die Verbreitung von gewissen Geschlechtskrankheiten, bedingt durch den Verkehr in Freudenhäusern, zurück. Dies wollen und können wir nicht direkt widerlegen (1).
Tatsache ist aber, dass die Grundlagen für ähnliche Ueberlegungen in Zürich fehlen. Nirgends hören wir die Kunde von einer solchen Plage. Rückschliessend von Zürich sehen wir uns also veranlasst, die These Rodenwaldts mit grosser Vorsicht zu geniessen. Was Zürich betrifft, erblicken wir im hohen Anteil an Nullsohnehen vielmehr eine Funktion oder Folge der geringeren und erst noch rückläufigen Fruchtbarkeit (2).

Wie die folgende Tabelle zeigt, muss auch die in einem Teil der Geschichtsliteratur in Zusammenhang mit dem Aussterben gebrachte Inzuchttheorie als Ursache der Schrumpfung ausgeschlossen werden. Diese Theorie baut hauptsächlich darauf auf, dass Angehörige ein- und desselben Geschlechts infolge der numerischen Begrenztheit des Kreises, innerhalb dessen standesgemäss geheiratet werden konnte, sich sooft unter sich verehelichte, dass sich dadurch die Wirkung der rezessiven Elemente in den Erbanlagen verstärkte und so zum bekannten Phänomen führte.

	Anteil Ehen innerhalb des gleichen Geschlechts				
	16oo-49	165o-99	17oo-49	175o-99	17./18. Jh.
Kaufleute	o	2,7%	11,5%	2,2%	5,8%
Rentner	1,6%	o	2,7%	o	1,2%
Handwerker	9,3%	o	o	o	3,7%

(1) **Vgl. Kapitel 2.5.2.**
(2) Die durchschnittlichen Kinderzahlen in Venedig belaufen sich auf 4,o im 17. und 4,97 im 18. Jahrhundert. Darin sind aber die jung gestorbenen Kinder nicht inbegriffen. Rechnen wir mit einer durchschnittlichen Kindersterblichkeit von 4o% bis 5o%, was ganz im Bereich der Erfahrungswerte liegt, so ergibt dies eine deutlich grössere Fruchtbarkeit als in Zürich. Das würde den gegenüber Zürich kleineren Anteil an Nullsohnehen erklären.

Rodenwaldt, Adel von Venedig, p. 16

Vergleicht man diese Zahlen mit den Angaben, die wir zum Aussterben, seinen Ausmassen und seiner zeitlichen Struktur bereits besitzen, so sieht man sogleich, dass keinerlei kausale Zusammenhänge zwischen den Ehen innerhalb des eigenen Geschlechts und besagtem Erlöschen bestehen können: die Kaufleute, die keine Verluste zu verzeichnen haben, haben einen doppelt so grossen Anteil an Verwandtenehen, wie die Handwerker, die vom Aussterben am stärksten betroffen sind!
Dem ist noch beizufügen, dass alle Verwandtenehen, die wir festgestellt haben, im dritten Grad erfolgten, was auch nach heutiger Auffassung unter bestimmten Voraussetzungen gestattet und demzufolge nicht als Inzucht zu betrachten ist.

.6. Die Sterblichkeit (oder Lebenserwartung)

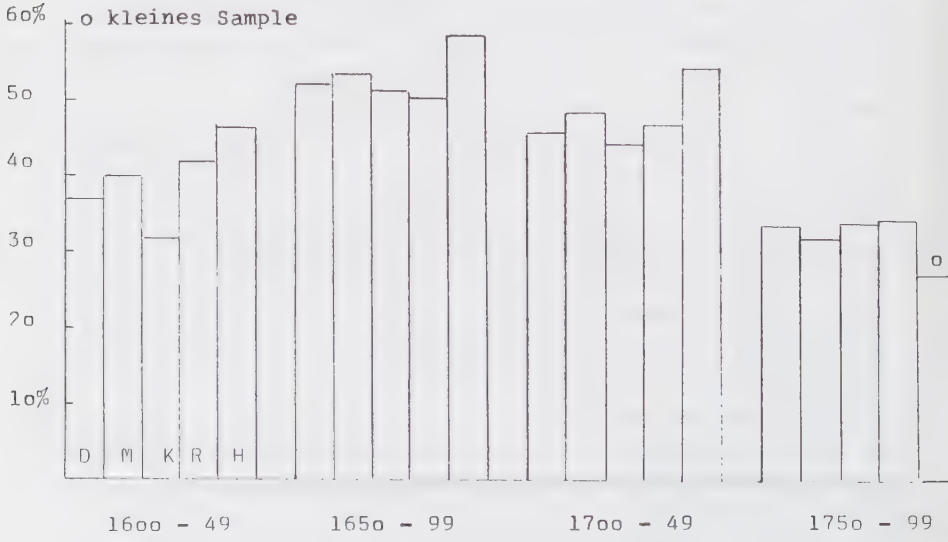
Die Sterblichkeit bzw. die Lebenserwartung ist in der Reihenfolge unserer Betrachtungen der letzte, aber nicht unwichtigste Faktor im Zusammenhang mit der Geschlechtersterblichkeit. Sowohl die allgemeine Lebenserwartung als auch die Kindersterblichkeit können die generativen Bedingungen und Voraussetzungen, wie wir sie bis jetzt angetroffen haben, noch einmal grundsätzlich verschieben oder aber verschärfen. Das Mass der Kindersterblichkeit wird uns darüber Auskunft geben, wieviele von den pro Ehe und Hausstand gezählten Kindern das Erwachsenenalter erreichen und damit zu potenziellen Trägern der Familien-, Geschlechts- und Standestradition beitragen.Die Lebenserwartung der Erwachsenen wird dieses Bild vervollständigen. Für uns ist sie aber noch aus andern Gründen interessant. Eventuelle Unterschiede zwischen der Lebenserwartung der Stände werden bis zu einem bestimmten Grad gewisse Rückschlüsse über ihre sanitären und hygienischen Verhältnisse gestatten. Auch die Vergleichsmöglichkeiten mit andern Führungsschichten sind nicht zu vernachlässigen. Zuletzt kommt noch dazu, dass es immer interessant ist, wie alt die Leute in früheren Zeiten geworden sind.

Am Schluss dieses Kapitels machen wir noch einen Exkurs über die militärische Auswanderung in Zürich. Ausmasse und Schicksale sollen uns die Bedeutung dieser Auswanderungsform für die Demographie der Zürcher Oberschicht zeigen.

5.6.1. Die Kinder- und Jugendsterblichkeit

Die Angaben in den Genealogien gestatten es nicht, die Sterblichkeit der Nichterwachsenen so vielfältig aufzufächern, wie dies in der modernen Demographie gemacht wird. Es ist nicht möglich, Säuglings-, Kleinkinder-, Kinder- und Jugendsterblichkeit voneinander zu unterscheiden. Zuoft müssen wir uns mit der Bemerkung "jung gestorben" oder "früh gestorben" zufrieden geben, ohne genau zu wissen, was damit gemeint ist. Die Grenze haben wir beim 18. Altersjahr gezogen. Dies ist nicht eine willkürliche Limite, sondern es stellt das Alter dar, nach dessen Erreichen die Sterblichkeit sprunghaft zurückgeht und die meisten Ehen geschlossen werden. Nur ein minimer Prozentsatz der Ehen wird früher eingegangen. Er beträgt bei den Männern o% und 5,1% bei den Frauen.

Kinder- und Jugendlichensterblichkeit bis 18 (im Verhältnis zur Gesamtheit der Geburten) Graphik XIII



Die Sterblichkeit der Personen unter 18 Jahren verläuft bemerkenswert parallel zur Fruchtbarkeit: Aufstieg im 17. und Abstieg im 18. Jahrhundert. Die mittlere Kindersterblichkeit nimmt vom ersten zum zweiten Abschnitt von 40% auf 53%

zu. Dem gegenüber steht der massive Rückgang auf 32% bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Das bedeutet eine gewaltige Verbesserung der Lebensaussichten eines Kindes bei der Geburt. Dieser Verlauf ist, wie wir früher gesehen haben, typisch für Oberschichten.

Auf den ersten Blick könnte man nun meinen, da die Kindersterblichkeit denselben Verlauf nimmt wie die Fruchtbarkeit, sie sei eine Funktion der letzteren: je mehr Kinder, desto grösser die Zahl derer, die in jungen Jahren sterben. Dies könnte an und für sich dadurch erklärt werden, dass bei grösserer Kinderzahl die Pflege und andere medizinische Bedingungen wie Ansteckungsgefahr, Ernährung etc. schlechter seien. Das mag bis zu einem gewissen Grad so sein, ist aber nicht allein ausschlaggebend.
Betrachten wir nämlich die Kindersterblichkeit im Detail, so stellen wir fest, dass die Kaufleute, die ja die grösste Fruchtbarkeit kennen, eine bedeutend kleinere Kindersterblichkeit verzeichnen als die andern Stände, die weniger Kinder haben. Bei den Kaufleuten ist die Kinder- und Jugendsterblichkeit in den ersten 15o Jahren etwas mehr als 1o% niedriger als bei den Handwerkern. Das heisst mit andern Worten, dass bei den Kaufleuten auf 5 Kinder eines mehr das Erwachsenenalter erreicht als in der Gruppe der Handwerker. Das ist verhältnismässig viel. Daraus ist zu schliessen, dass die Kindersterblichkeit nicht nur Funktion der Geburtenzahl ist, sondern offenbar auch von der Pflege, der Hygiene, der Ernährung und der medizinischen Betreuung in der betreffenden Schicht abhängt.
Doch damit ist die Zunahme der Kindersterblichkeit in der zweiten Kohorte noch nicht ganz erklärt (1). Unserer Meinung nach könnten da möglicherweise zwei Elemente mit im Spiel sein. Sie sind allerdings schwer nachweisbar. Es ist dies einerseits die bessere Verzeichnung des Kindertodes in den

---

(1) Auch Schnyder gibt in seiner Abhandlung über die Bevölkerung Zürichs keine Erklärung für dieses Emporschnellen der Kindersterblichkeit.

Schnyder, Bevölkerung Zürichs, p. 1o8

Pfarrbüchern und andrerseits eine eventuelle vorübergehende, epidemieartige Verbreitung von Kinderkrankheiten mit fatalem Ausgang. Angesichts des rapiden und markanten Charakters der Zunahme neigen wir eher zur zweiten Hypothese.

Verglichen mit Genf oder dem britischen Adel ist die Kindersterblichkeit in der Zürcher Oberschicht eher als hoch zu bezeichnen, besonders im 18. Jahrhundert:

	Kindersterblichkeit		
	Zürich	Genf (1)	brit. Adel (2)
16oo-1649	4o,1%	45,o%	33,9%
165o-1699	53,6	44,6	38,1
17oo-1749	48,5	33,4	35,7
175o-1799	32,o	24,9	24,1

Die krasse Zunahme des Kindertodes in der zweiten Kohorte stellt, erwartet man in Zürich den gleichen Verlauf wie anderswo, so etwas wie einen Störfaktor dar. Diese Krise der Kindersterblichkeit im ausgehenden 17. Jahrhundert stellt zwar nicht die ganze Entwicklung auf den Kopf, und sie führt auch nicht zu einer totalen Divergenz von den Trends anderer Führungsschichten, aber sie bedeutet ein Handicap, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr aufgeholt wird.

Wie weit sich die Kindersterblichkeit auf die Zahl der männlichen Nachkommen einer Familie/eines Geschlechts, d.h. auf die Personen, die potenzielle Garanten für die Erhaltung dieses Lebens sind, auswirkt, können wir erst sagen, wenn wir die Sterblichkeit der Kinder und Jugendlichen nach Geschlechtern getrennt analysieren.

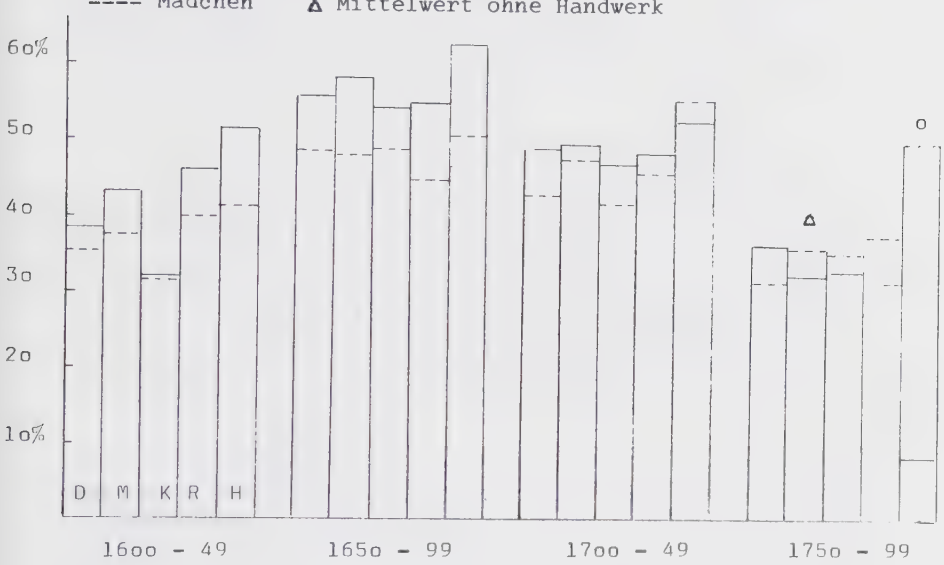
---

(1) Henry, Anciennes familles, p. 153

(2) idem, Noblesse britannique, p. 7oo

Kinder- und Jugendlichensterblichkeit
nach Geschlechtern

Graphik XIV



Erwartungsgemäss verläuft die Entwicklung gleich wie in Graphik XIII. Eine nennenswerte neue Erkenntnis gibt es nur insofern, als wir feststellen, dass die Kindersterblichkeit der Knaben in den drei ersten Zeitabschnitten im Durchschnitt 2% bis 10% grösser ist als die der Mädchen. In der vierten Kohorte schlägt das Verhältnis allerdings um mit Ausnahme des Durchschnittwertes, der unter der kleineren Samplegrösse am wenigsten leidet.

Die grössere Widerstandsfähigkeit der Mädchen gegenüber dem Tod in jungen Jahren verringert zwar die Vermehrungsrate der Zürcher Familien und Geschlechter nicht unwesentlich; deswegen nimmt aber Zürich keine Sonderstellung ein. Die grössere Kindersterblichkeit der Knaben ist ein Merkmal, das fast in allen Bevölkerungen festgestellt wird (1).

(1) Cipolla/Borchardt, Bevölkerungsgeschichte Europas, p. 79
Hollingsworth, Ducal Families, p. 360
Henry, Anciennes familles, p. 153
Rodenwaldt, Adel von Venedig, p. 16 f.

Was die einzelnen Stände betrifft, so ergeben sich keine bedeutenden Unterschiede oder Abweichungen von Gruppe zu Gruppe bzw. von der Gruppe zur allgemeinen Entwicklung. Das liegt am biologischen Charakter der Erscheinung. Darum gehen wir auf die Berufsgruppen im einzelnen auch nicht ein.

5.6.2. Die Lebenserwartung

Wie in keinem andern Fall hat sich bei der Ermittlung der Lebenserwartung die Qualität der Genealogien negativ bemerkbar gemacht. Der teilweise oder vollständige Ausfall von Daten (-paaren), d.h. von Todes- und/oder Geburtsdatum führte dazu, dass eine Reihe von Personen, vor allem Frauen, Landesabwesende und, wie schon erwähnt, Knaben und Mädchen unter 18 Jahren, sich unserer Beobachtung entzogen.

Besondere Probleme haben sich bei der Errechnung der allgemeinen Lebenserwartung, also der bei der Geburt zu erwartenden durchschnittlichen Lebensdauer, ergeben. Das Fehlen der Lebensdaten bei einem Jugendlichen z.B. mussten wir durch die Streichung einer erwachsenen Person kompensieren, wollten wir nicht Gefahr laufen, dass die einen oder andern in der Statistik über Gebühr grosses Gewicht erlangten. Das geschah jeweils proportional zur Sterblichkeit der betreffenden Altersgruppe. Dieses Vorgehen hatte zwar den Vorteil, dass die Objektivität der Werte gewahrt wurde; auf der andern Seite hatte es aber zur Folge, dass die Samples im einen oder andern Fall bedrohlich klein wurden.
Dass diese Streichungen den repräsentativen Charakter der Samples jedoch nicht allzu stark beschneiden, zeigt eine kleine Uebersicht über ihre Häufigkeit:

Anteil gestrichener Daten (1600-1799)

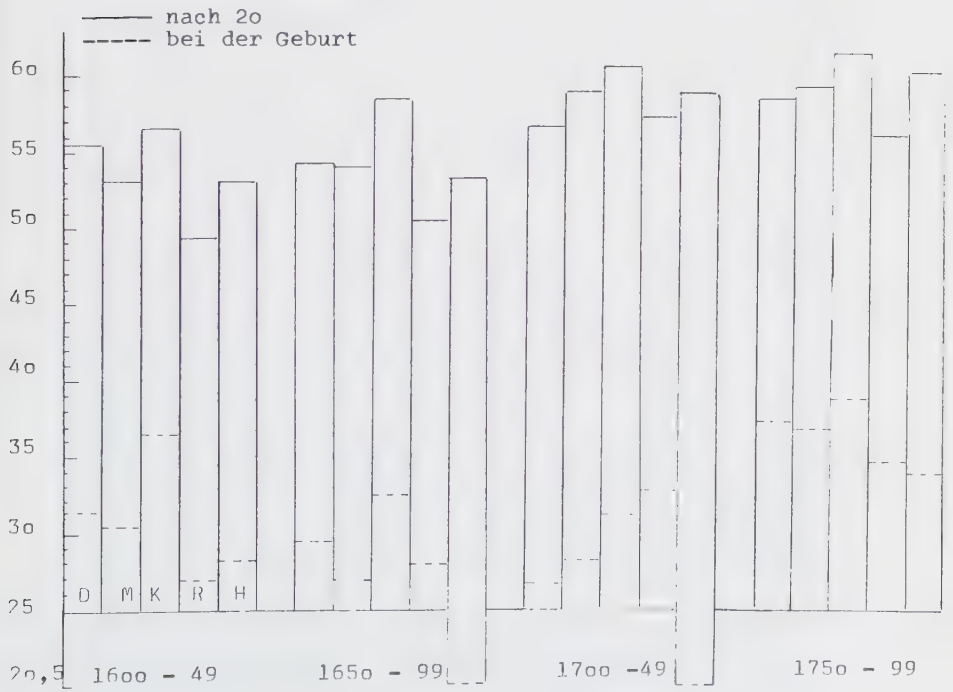
	Kaufleute	Rentner	Handwerker
Männer	1,1%	5,2%	3,2%
Frauen	2,8%	10,4%	11,2%

Dass die Daten betreffend die Frauen weniger vollständig sind als die der Männer kommt hier sehr gut zum Ausdruck.

a) Die Lebenserwartung der Knaben und Männer

Die männlichen Erwachsenen in Zürich sterben im 17. und 18. Jahrhundert nicht so jung, wie man das, ausgehend von der heutigen Lebenserwartung, erwarten würde. Die Betonung liegt allerdings auf dem Wort "erwachsen". Der Unterschied zu heute besteht darin, dass bei weitem nicht soviele Leute das Erwachsenenalter erreichen. Zuerst einmal muss die schwierige Schwelle des Kindes- und Jugendalters überwunden werden. Der Hälfte bis einem Drittel aller Geburten gelingt das aber nicht, wie wir im Zusammenhang mit der Sterblichkeit bis zum 2o. Altersjahr gesehen haben (1). Diese Tatsache prägt auch das Bild der Sterblichkeit bzw. Lebenserwartung in den letzten zwei Jahrhunderten des Ancien Règime.

Lebenserwartung Männer Graphik XV



(1) Vgl. Kapitel 5.6.1.

Merkamle dieser Entwicklung sind - neben dem Unterschied zwischen der allgemeinen Lebenserwartung bei der Geburt und der der Personen über 2o - eine stete und deutliche Verbesserung der Lebenserwartung der Erwachsenen, eine ebenso deutliche Verbesserung der Lebenschancen bei der Geburt, die aber im zweiten und dritten Zeitabschnitt einen spürbaren Rückschlag erleidet, sowie die z.T. erheblichen Unterschiede von Berufsgruppe zu Berufsgruppe.

Die Lebenserwartung der Männer, die das 2o. Altersjahr erreichen, steigt von 53 auf 59,5, diejenige bei der Geburt von 3o,5 auf 37 Jahre. Das ergibt eine starke Verbesserung von 6 Jahren. Während die Erstere eine vor allem von der zweiten zur dritten Kohorte sprunghafte, sonst aber mässige Verbesserung erfährt, führt die Entwicklung der zweiten über eine ausgeprägte Regression von 3,5 Jahren in den mittleren Abschnitten. Dieser zeitweilige Rückgang ist auf die bekannte Krise der Kindersterblichkeit zurückzuführen.

Die einzelnen Stände vollziehen diese Entwicklung Schritt für Schritt. Abweichungen gibt es nur in sehr beschränktem Rahmen. Hingegen sind die Unterschiede, vor allem was die a l l g e m e i n e Lebenserwartung (bei der Geburt) betrifft, recht gross und von Bedeutung für das Bevölkerungswachstum. Die Kinder aus Kaufleutekreisen zeigen nicht nur eine grössere Widerstandskraft gegenüber dem Tod in jungen Jahren, sondern haben auch eine grössere Aussicht, ein höheres Alter zu erreichen als die der andern Gruppen. Die Lebenserwartung der Kaufleute bei der Geburt liegt mit 34 im 17. und 35 Jahren im 18. Jahrhundert um 6,5 Jahre bzw. 1 Jahr über derjenigen der Rentner und um knapp 1o bzw. fast 8 Jahre über derjenigen der Handwerker, bei denen sie besonders in der zweiten und dritten Kohorte katastrophal tief ist (2o,5 Jahre).

Interessant ist auch, dass dort, wo die Lebenserwartung am höchsten der Fortschritt am kleinsten ist und umgekehrt. So verzeichnen die Rentner und Handwerker eine durchschnittliche Verbesserung von 6 bzw. 3 Jahren von Jahrhundert zu Jahrhundert, während die Kaufleute mit

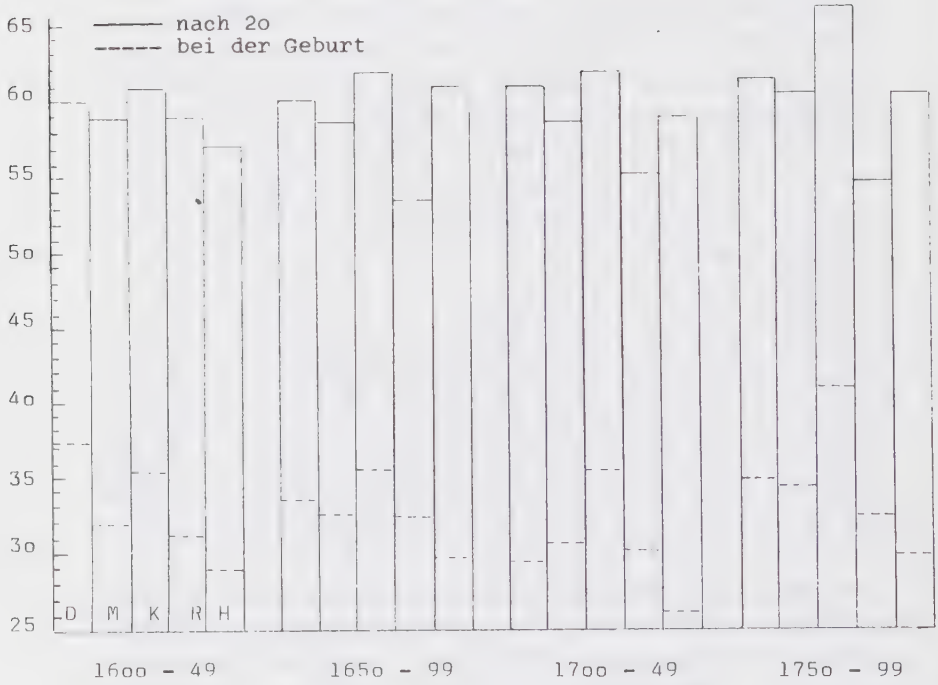
einer leisen Hebung von nur einem Jahr praktisch stagnieren. Dies lässt sich folgendermassen interpretieren: die Verbesserung im Handwerker- und Rentnermilieu erfolgt, wie allgemein, aufgrund der verbesserten hygienisch-sanitärischen Bedingungen. Dort, wo aber die Lebensqualität von Anfang an recht hoch ist, d.h. bei den Kaufleuten, erfolgt der kleinste Fortschritt, weil diese nicht mehr so stark verbessert werden kann wie offenbar in den beiden andern Schichten.

Im Bereich der Lebenserwartung n a c h Erreichen des 2o. Altersjahres sind Verhältnisse und Entwicklungsverlauf sehr ähnlich. Ausgenommen ist natürlich die rezessive Auswirkung des vorübergehenden Anstiegs der Kindersterblichkeit vor und nach 17oo. Von Anfang an verzeichnen die Kaufleute mit 56,5 Jahren einen nicht geringen Vorsprung von 7 und 3 Jahren auf die Rentner und Handwerker. Alle drei Stände verzeichnen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine deutliche Verbesserung. Sie beträgt 7 und mehr Jahre für die Rentner und Handwerker sowie 5 Jahre für die Kaufleute, die damit ihre Spitzenstellung wahren. Dieser Entwicklungsverlauf bedeutet nichts anderes, als dass die Verbesserung der Lebensverhältnisse nicht nur die Kinder, die ohnehin viel anfälliger auf Umweltsbedingungen sind, sondern auch die Erwachsenen begünstigt. Das Ansteigen der Erwachsenenlebenserwartung in den Bereich der 6o Jahre ist also die Folge eines generellen Wandels zum Guten.
Dies darf uns aber nicht über eine unerwartete Merkwürdigkeit hinwegsehen lassen: in allen Kohorten liegen die Rentner tiefer als die Handwerker, was vom sozio-ökonomischen Standpunkt her nicht zu erwarten war! Zufall oder innere Notwendigkeit, wir sehen hier keine Erklärung.

b) Die Lebenserwartung der Mädchen und Frauen

Lebenserwartung Frauen

Graphik XVI



Der Entwicklungsverlauf der Lebenserwartung der Mädchen und Frauen ist dem des männlichen Geschlechts nur bedingt ähnlich. Vergleicht man Anfang und Ende der Beobachtungszeit, so muss man von einer Zunahme sprechen. Diese ist allerdings viel geringer als bei den Knaben und Männern. Sie beträgt 1,5 Jahre für die über Zwanzigjährigen und 2 Jahre für die unter Zwanzigjährigen. Das ist drei- bis viermal weniger. Da jedoch das Alter der Töchter am Anfang (1. Kohorte) schon um 5 Jahre (Erwachsene), respektive 2 Jahre (Kinder) höher liegt, hat das eine Nivellierung der Lebenserwartung beider Geschlechter zur Folge: die Söhne holen die Töchter allmählich ein.

Dasselbe Bild wiederholt sich, wenn man die Entwicklung nach Ständen betrachtet. In beiden Altersgruppen besitzen die Kaufleutetöchter deutliche Vorteile, die sich je

nach Kohorte zwischen 4 und 1o Jahren bewegen, wobei der Unterschied zu den andern Ständen eher zunimmt. Das erklärt sich dadurch, dass sie die einzigen sind, bei denen die Lebensdauer noch steigt. In den andern Berufsgruppen verschiebt sich die Lebenserwartung nicht oder sogar leicht abwärts, wenn man jahrhunderteweise vergleicht.
Wie bei den Männern bleiben auch die Rentnertöchter, allerdings nur inbezug auf die Lebenserwartung nach dem 2o. Altersjahr, hinter den übrigen Gruppen zurück.

S c h l ü s s e

Die Statistiken zur Lebenserwartung haben gezeigt, dass die ganze Entwicklung in Richtung Zunahme verläuft. Sowohl die allgemeine Lebensdauer wie auch diejenige der Personen, die allein die Barriere der Jugend- und Kindersterblichkeit überwinden, verbessert sich deutlich. Die Verbesserung hat also allgemeinen Charakter und ist nicht altersspezifisch.

Die Frauen erweisen sich in allen Altersgruppen und Zeitabschnitten dem Tod gegenüber als resistenter. Ihr Fortschritt ist allerdings geringer als der der Männer, was gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einer eher ausgeglichenen Situation führt.
Die Kaufleute sind, wie erwartet, in allen Belangen den andern Berufsgruppen überlegen. Wie stark sich diese Ueberlegenheit im Bevölkerungswachstum ausdrückt, haben wir schon gesehen. Die Sterblichkeitshäufigkeit ist lediglich eine andere Art, dies darzustellen:

	Anzahl Gestorbene auf 1ooo Geburten				
	16oo-49	165o-99	17oo-49	175o-99	16oo-1799
Kaufleute	829°/oo	55o	715	1o29	778
Rentner	943	1ooo	1169	17o6	1113
Handwerker	886	827	1165	1846	1o36

Wichtig sind nicht so sehr die Werte an und für sich, sondern die T e n d e n z , die sie wiederspiegelt. Was die Heiratlichkeit und die Fruchtbarkeit andeuten, nämlich die

Ueberlebensprobleme der Rentner und Handwerker, wird von den Sterblichkeitsstrukturen bestätigt, ja verschärft. Der generelle Trend verläuft in Richtung Bevölkerungsabnahme und Aussterben wie das Ueberwiegen der Todesfälle seit 17oo zeigt, eine Abnahme, die im letzten Abschnitt auch bei den Kaufleuten festgestellt wird. Doch diese haben noch genügend "Reserven" aus früheren Zeiten.

Die Lebenserwartung der Zürcher Oberschicht ist, grob gesehen, fast identisch mit derjenigen anderer europäischer Führungsschichten. Eine Ausnahme zu dieser Regel stellt die Krise der Sterblichkeit unter 2o Jahren dar, die sich selbst in einer Statistik spürbar macht, die beide Jahrhunderte global umfasst (1):

Durchschnittliche Lebenserwartung im 17. und 18. Jhdt.	bei der Geburt Männer	Frauen	nach dem 2o. Altersjahr Männer	Frauen
Zürich	3o,7	32,4	56,4	58,9
Genf (2)	37,1	42,4	59,4	61,9
British Peerage (3)	32,3	33,5	-	-
Ducs et Pairs (4)	34,5	33,6	-	-

5.6.3. Die militärische Auswanderung (Exkurs)

Von ihr ist schon im Zusammenhang mit der allgemeinen Bevölkerungsbewegung in Zürich die Rede gewesen. Sie ist sicher nicht als demographische Struktur zu betrachten wie etwa die Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit. Durch ihre berufsspezifischen Merkmale nimmt sie aber doch erheblich Einfluss auf die Demographie der von uns untersuchten Schicht oder zumindest auf das generative Verhalten der von uns beobachteten Geschlechter.
Im 17. und 18. Jahrhundert bedeutet militärische Auswande-

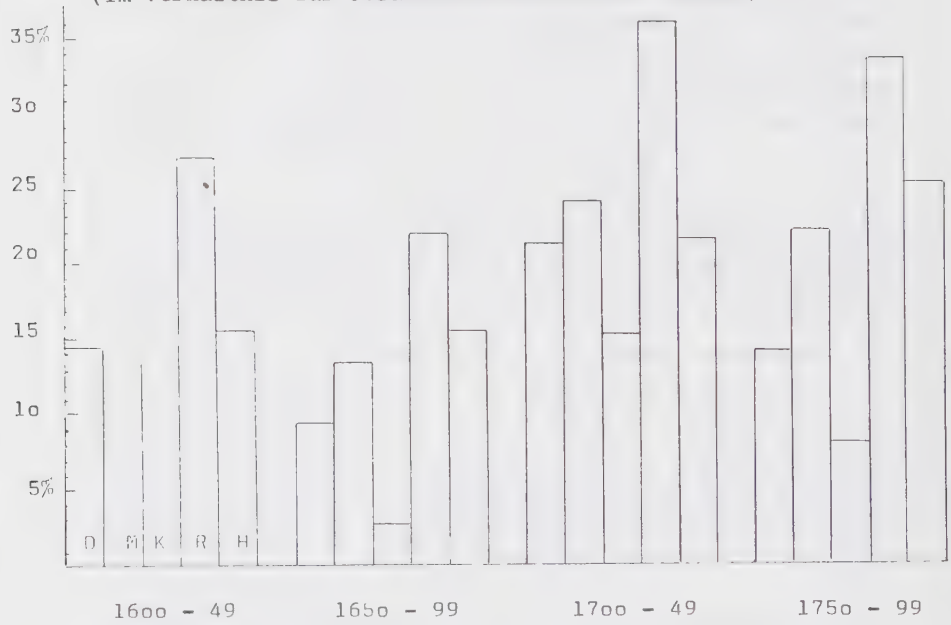
(1) Bei allen Werten ist auf die nächste Dezimale aufgerundet worden.
(2) nach Henry, Anciennes familles, pp. 152/156 (Mittel der zwei Hypothesen)
(3) nach Hollingsworth, British Peerage, pp. 57-66
(4) nach Henry, Ducs et Pairs, pp. 817-821

rung oder Wegzug in fremde Kriegsdienste meistens den definitiven Verlust des betreffenden Familienmitgliedes, sei es durch den Tod auf dem Schlachtfeld in jungen Jahren, durch definitive Landesabwesenheit oder dadurch, dass es sich einfach der Beobachtung entzieht. "Verschollen", "in fremden Diensten", "in der Schlacht bei ... gefallen" sind Bemerkungen, die man in den Genealogien häufig antrifft.
Sehr selten ist der Fall, da einer als gemachter Mann heimkehrt, heiratet und eine Familie gründet. Die meisten Heimkehrer sind entweder zu alt oder zu mittellos, als dass sie noch den Mut zur Gründung einer Gemeinschaft finden würden.

Die Motive der Auswanderung, die vielfältig gewesen sein müssen, interessieren uns weniger als ihre Auswirkungen, wenngleich es höchst erstaunlich ist festzustellen, dass viele Söhne wegzogen, weil sie sich infolge der Erbsituation (Primogenitur), die u.a. den Erhalt des Namens zum Zweck hatte, materiell benachteiligt sahen und dadurch paradoxerweise die Lebenskraft ihres Geschlechts wieder einschränkten.

Diese Situation ist einerseits symptomatisch für die Lage innerhalb der Stadtmauern Zürichs, wo die Bevölkerung lange wächst, ohne dass offenbar entsprechende Arbeitsstellen vorhanden waren, und andrerseits auch innerhalb der Familie, deren Ziele und Mittel es ihr nicht immer gestatten, alle ihre Söhne gleichermassen ausbilden zu lassen und finanziell auszurüsten. Ob dieser innere Zwang zum Wegzug bedeutende und für alle Berufsgruppen gleiche Folgen hatte, das ist die Frage, die wir in erster Linie an die folgende Graphik richten:

Abgang in fremde Kriegsdienste Graphik XVII
(im Verhältnis zur Gesamtheit erwachsener Männer)



Wir haben mangels genauer Angaben in gewissen Genealogien nicht nach Offizieren oder einfachen Söldnern unterscheiden können. Es war auch nicht immer möglich auszumachen, ob und wieweit diese Tätigkeit daran schuld war, dass in fremde Dienste abgegangene Personen nicht heirateten oder so spät heirateten, dass sie keine Nachkommen mehr haben wollten und konnten. Fest steht jedoch, dass von den Ausgewanderten in jedem Fall über 85% der in der Graphik erfassten Männer nichts zur Verbreitung ihres Geschlechts beitragen konnten.

Gesamthaft gesehen (= Mittelwert) betrifft die militärische Auswanderung im 17. Jahrhundert rund einen Siebtel der Männer, die das Erwachsenenalter erreichen. Im 18. Jahrhundert steigt dieser Anteil auf etwas weniger als ein Viertel. Die Lust bzw. der Zwang, diesen "Beruf" zu wählen, nimmt in dieser Zeit also fühlbar zu.
Von welcher Bedeutung diese Form der für die einen temporä-

ren, für die andern definitiven Auswanderung inbezug auf ihre Demographie war, zeigt ein Vergleich mit der Ledigenhäufigkeit.

	Abgang in fremde Kriegsdienste (in %) (1)	Anteil an Ledigen (in %) (1)
1. Kohorte	13,7	23,o
2. Kohorte	13,5	2o,o
3. Kohorte	24,o	37,o
4. Kohorte	22,o	41,o

In der 1., 2. und 3. Kohorte machen die in fremde Dienste gezogenen Männer fast zwei Drittel der Ledigen aus. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geht ihre Zahl leicht zurück.

Da wir die starke Zoelibatsfrequenz in der Zürcher Führungsschicht als einen wesentlichen Schuldfaktor des Aussterbens betrachten, und da jene zum grössten Teil durch die Ausübung des Soldaten- und Offiziersberufs im Ausland zustandekommt, müssen wir diese wirtschaftlich-sozial bedingte militärische Auswanderung auch als einen der wichtigeren Gründe für das Aussterben sehen.

Der fremde Kriegsdienst, der über eine Offizierskarriere manchmal durchaus einen sozialen Aufstieg bedeuten konnte (2), erweist sich also vom demographischen Standpunkt her in den meisten Fällen eher als Abstieg. Das ist nicht zuletzt der Grund, weshalb Guyer in seiner Untersuchung über Zürich den Satz von Stadtrat Hirzel übernommen hat, "die Offizierslaufbahn diente im 18. Jahrhundert lediglich, ein gesunkenes Haus in Ehren auslöschen zu lassen" (3), einen Satz, den man aber auch wie folgt abändern könnte: der fremde Kriegsdienst hat durch seine Folgen das Auslöschen eines Hauses sehr oft beschleunigt oder begünstigt.

Dass der fremde Solddienst in erster Linie wirtschaftlich bedingt war, zeigt seine berufliche Struktur.

---

(1) Beide Anteile beziehen sich auf die Summe der erwachsenen Männer.
(2) Bührer, Zürcher Solddienst, pp. 138 ff.
(3) Guyer, Soziale Schichtung, p. 18

Die Kaufleute und Unternehmer, deren materielle Wachstumsmöglichkeiten praktisch unbeschränkt waren, verzeichnen anfangs 17. Jahrhundert überhaupt keine Abgänge in fremde Dienste. Erstmals zwischen 1650 und 1699 stellen wir einen sehr geringen Anteil von knapp 3% fest. Dieser wächst zwar im nächsten Abschnitt um das Vierfache und sinkt sogleich wieder auf bescheidene 7%. Diese beiden Werte liegen jedoch weit unter dem Durchschnitt.
Hingegen ist die militärische Auswanderung bei den Handwerkern und Rentnern sehr gross. Sie beträgt pro Jahrhundert 23,5% und 35% für die Rentner bzw. 15,6% und 23,5% für die Handwerker. Das heisst, dass in diesen Gruppen bis zu drei Viertel (!) der ledigen Männer sich aus Leuten zusammensetzen, die in fremden Diensten stehen. Hier kommt die Bedeutung dieser Erwerbsform als Gefahr für das Weiterleben eines Geschlechts noch besser zum Ausdruck als im Durchschnitts- oder Mittelwert.
Während bei den Rentnern und Junkern die Tradition - der Adel führt die Kriege -, das Trachten nach Ruhm und Ansehen, wirtschaftliche Ueberlegungen (zusätzliche Einkommensquelle, Erwerbsmöglichkeit für jüngere,nicht erbberechtigte Söhne) und der dank der politischen Stellung bessere Zugang zu Offiziersstellen ausschlaggebend für die Wahl dieser Tätigkeit gewesen ist, muss bei den Handwerkern die militärische Auswanderung wohl in erster Linie als Flucht vor einer ausweglosen ökonomischen Lage interpretiert werden. Dafür spricht auch die zunehmende Zahl der Abgänge im 18. Jahrhundert, sowie die Tatsache, dass die Handwerker praktisch nur in Subalternoffiziersstellen anzutreffen sind.
Das Aufkommen und die Zunahme der Hinwendung zu diesem Beruf in Kaufleutekreisen lässt sich einerseits mit ihrer Tendenz zur Feudalisierung und andrerseits mit dem durch glanzvolle Offizierskarrieren bedingten Gewinn an Prestige erklären.

Wichtigstes Ergebnis dieses Exkurses für uns ist die Erkenntnis, dass die für das Aussterben mitverantwortliche hohe Zoelibatsrate in Handwerker- und Rentnerkreisen grösstenteils wirtschaftlich-beruflich bedingt ist. Die Lust, in fremde

Dienste zu ziehen, taucht erst dort auf, wo auch ein innerer und äusserer Zwang dazu besteht, ein Zwang, der sich für viele Familien als fatal erweist.

ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUESSE

Das Erlöschen zahlreicher Geschlechter der Zürcher Oberschicht, d.h. regimentsfähiger Bürgergeschlechter der Stadt, ist eine Erscheinung, die sich sowohl vom Umfang als auch vom zeitlichen Rahmen her mit dem Aussterben in andern europäischen aristokratischen Führungsschichten vergleichen lässt. Die jährliche Aussterberate von o,32% Geschlechtern liegt ganz im Bereich dessen, was wir anderswo festgestellt haben (1).

Dieser Rückgang, der sich am deutlichsten an der rezessiven numerischen Entwicklung dieser "Häuser" ablesen lässt, bestimmt auch weitgehend den Verlauf der Bevölkerungszahlen intra muros während der beobachteten Zeitspanne. Es verhält sich also nicht so, dass der durch das Schwinden gewisser Geschlechter bedingte Bevölkerungsverlust durch das Wachstum anderer kompensiert wird.
Wegen der Tatsache, dass dieser Trend auch in andern eidgenössischen Städten wie Basel, Bern, Solothurn, Freiburg, Luzern etc. feststellbar ist, muss dieses Phänomen für Schweizer Städte aristokratischer Prägung als "normal" bezeichnet werden.
Hingegen steht diese Entwicklung in scharfem Gegensatz zum Bevölkerungswachstum der Untertanengebiete, nämlich der Landschaft und der damaligen Eidgenossenschaft als Ganzes.

Als Erklärung fallen die Hypothesen wie Krieg, Pest, Seuchenzüge und Inzucht weg. Die Versuche, in Zürich das Aussterben mit solchen Ereignissen zu korrelieren, sind negativ verlaufen. Hingegen hat sich gezeigt, dass das Aussterben bei weitem nicht alle Geschlechter und städtischen Schichten gleichmässig trifft, sondern dass zeitliche und sozio-ökonomische Unterschiede bestehen. Eine Aufschlüsselung der Aussterbehäufigkeit nach Berufsgruppen und Beteiligung am Regiment hat ergeben, dass einerseits die Geschlechter, die grossen Anteil am politischen Leben Zürichs haben, viel weniger "aussterbeanfällig" sind als solche, die praktisch nicht in den Räten und Aemtern vertreten sind. Andrerseits hat sich gezeigt, dass die Familienverbände, die sich mit Erfolg dem damals aufgehenden Unternehmertum und Handel zuwenden sowie diejenigen,

(1) Vgl. Teil I, Kapitel 2.4. bis 2.7.

deren Vertreter sich fast gleichermassen auf alle Berufsgruppen verteilen, vom Aussterben kaum berührt werden. Die Hauptleidtragenden dieser Entwicklung sind die Handwerker, die seit dem 16. Jahrhundert zunehmend vor grossen wirtschaftlichen Problemen stehen und nach und nach ihren politischen Einfluss einbüssen. Drei Viertel des Geschlechterbestandes dieser Berufskategorie verschwinden im Zuge dieser Entwicklung. Auch den traditionellen Rentner- und Junkerfamilien geht es nicht viel besser. Die Unbeweglichkeit ihrer Güter und Einkommen stellt sie offenbar auch vor Probleme, die bei vielen über Sein und Nichtsein entscheiden. So gesehen, muss das Aussterben als Folge besonderer, typisch städtischer wirtschaftlich-politischer Probleme gesehen werden.

Dementsprechend unterschiedlich sind auch die demographische Entwicklung und Strukturen dieser drei Stände. Die Chancengleichheit, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts bevölkerungsmässig noch besteht, verändert sich rasch. Vor allem das Bevölkerungswachstum der Geschlechter im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert ist unterschiedlich. In dieser Phase vermögen sich die Kaufleute dermassen zu vermehren, dass sie im Gegensatz zu den Handwerkern und Rentnern die rezessiven demographischen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts nicht zu fürchten brauchen.

Wesentliche generative Unterschiede, die für das Ueberleben bzw. das Aussterben entscheidend sein können, bestehen eigentlich in allen demographischen Bereichen Heiratlichkeit, Fruchtbarkeit und Sterblichkeit. Auszugsweise sei hier noch einmal an das gegenüber dem der andern Stände besonders günstige Verhalten der Kaufleute erinnert. Nicht nur heiraten sie bedeutend häufiger als die Handwerker und Rentner, auch ihr Heiratsalter liegt erheblich tiefer, sodass sich ihnen im Bereich der Fruchtbarkeit ganz andere Möglichkeiten bieten als den Geschlechtern der andern Berufsgruppen. Dementsprechend ist auch ihre Kinderzahl pro Ehe und Hausstand um $1\frac{1}{2}$ bis 3 Köpfe grösser. Die höhere Heiratshäufigkeit und die zahlreichere Kinderschar der Kaufleutegeschlechter sind es vor allem, die daran schuld sind, dass ihr Personenstand, der sich anfänglich auf der gleichen Ebene wie der der andern Stände bewegt, im dritten Zeitabschnitt auf das Fünffache der andern Gruppen anwächst. Auch was die Sterblichkeit bzw. die Lebenserwartung be-

trifft, sind die Kaufleute im Vorteil. Die Kindersterblichkeit ist in ihren Kreisen 5% bis 1o% niedriger, während ihre Lebenserwartung nach dem Erreichen des 2o. Altersjahres zwischen zwei und sieben Jahren höher liegt als anderswo.
Gesamthaft gesehen verläuft zwar die Entwicklung der demographischen Strukturen bei allen drei Ständen in die gleiche Richtung. Doch überall besitzen die Kaufleute gegenüber ihren Mitbürgern kleinere bis grössere Vorteile, die zu der nun bekannten unterschiedlichen Aussterbeanfälligkeit führen. Die Belange, in denen sich diese Vorteile ausdrücken, nämlich Kinderzahl, Heirats- und Wiederheiratshäufigkeit sowie Lebenserwartung, weisen eindeutig darauf hin, dass sie aufgrund besserer materiell-wirtschaftlicher Bedingungen zustande kommen.

LITERATURVERZEICHNIS

Quellen

B l e u l e r , Hermann. Das Küsnachter Untervögtegeschlecht Jäggli. Küsnacht 1967

B u r n e t , Gilbert. Des berühmten Englischen Bischofs zu Salisbury gethane Reise durch die Schweiz, Italien, Deutschland und Frankreich. Wolfenbüttel 1922

C o x e , William. Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz. 2 Bde. Zürich 1781-91

D e n z l e r , Alice. Geschichte der Familie Blass von Zürich. Zürich 1956

D ü r s t e l e r , Erhard. Stammtafeln zürcherischer Geschlechter. (Zentralbibliothek Zürich)

E r b , Hans. Die Steiner von Zug und Uitikon. Zürich 1956

E s s l i n g e r , Johannes. Promptuarium Genealogicum Tigurinum. (Zentralbibliothek Zürich)

F a e s i , J.C. Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft. 4 Bde. Zürich 1768[2]

F i n s l e r , Georges. Genealogie der Familie Finsler. Basel 1891

F u e s s l i n , J.C. Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Schaffhausen 177o-72

G a r n a u s , Adolf. Die Familie Römer von Zürich 1622-1932. Zürich 1932

G a r n a u s , Adolf. Die Familie Locher von Zürich. Zürich 1924

G a r n a u s , Adolf. Die Familie Abegg. Zürich 1932

H a n d b u c h , genealogisches, zur Schweizergeschichte. 3 Bde. Zürich 19o8-16

H e i d e g g e r , Johann Heinrich. Ueber den zürcherischen Luxus, 1797/98. Hrsg. Leo Weisz, Zürich 1933

H e s s , Hans Rudolf. Das Geschlecht der Schmid genannt Hess. Einsiedeln 1877-78

Hirschgartner, Johann Jakob. Stemmatologia Turicensis. (Zentralbibliothek Zürich)

Hofmeister, Wilhelm. Genealogische Tabellen der Stadtbürgerschaft von Zürich. Zürich 1780-1800

Hofmeister, Wilhelm. Genealogisches Register. (Stadtarchiv Zürich)

Keller, Karl. Die Familie Grebel. Frauenfeld 1884

Keller, Karl. Fünfhundert und sechzig Jahre aus der Geschichte der Familie Escher v. Glas 1320-1885. 2 Teile. Zürich 1885

Keller-Escher, Carl. Promptuarium Genealogicum. (Zentralbibliothek Zürich)

Leu, Johannes. Genealogische Beschreibung etlicher Geschlechteren. (Zentralbibliothek Zürich)

Meiners, C. Briefe über die Schweiz. 4 Bde. Berlin 1784-1790

Meyer v. Knonau, Gerold. Aus einer Zürcher Familienchronik. Zürich 1875/76

Meyer v. Knonau, Ludwig. Lebenserinnerungen von L. Meyer v.K. 1769-1841. Frauenfeld 1883

Moheau, F. Recherches et considération sur la population de la France 1778. Paris 1912

von Muralt, Leonhard. Stammtafeln der Familie von Muralt. Zürich 1926

Ott, C. Ed./Alb. Stammbaum der Familie Ott von Zürich.

Schinz, Hans. Die Familie Schinz der Zürcher Landschaft. Zürich 1972

Schinz, Hans. Vier Jahrhunderte Familie Schinz. Zürich 1946

Schmidlin, Ludwig R. Genealogie der Freiherren von Roll. Solothurn 1914

Schulthess, Hans. Bilder aus der Vergangenheit der Familie v. Muralt von Zürich. Zürich 1944

Schulthess, Hans. Die Lochmann. Zürich 1941

Schulthess, Hans. Die von Orelli von Locarno und Zürich. Zürich 1941

Schulthess, Hans. Die Familie Schulthess von Zürich. Zürich 1908

S c h u l t h e s s , Johannes. Denkschrift zur 100-jährigen Jubelfeier der Stiftung des Schulthess'schen Familienfonds. Zürich 1859

S c h u l t h e s s , Konrad. Genealogie der Familie Schulthess-Würth von Zürich. Zürich 1932

S c h w e i z e r , Hans-Heinrich. Zürcherisches Geschlechterbuch. (Zentralbibliothek Zürich)

S t a n y a n , Abraham. L'état de la Suisse écrit en 1714. Amsterdam 1714

S t e i n m a n n , Frau. Aus der Familienchronik einer alten Zürcher Familie: Werdmüller

S t u c k i , Fritz. Geschichte der Familie Bodmer von Zürich.

U s t e r i , Johann Martin. Das Geschlecht der Usteri von Zürich

W e i s z , Leo. Die Werdmüller. Zürich 1949

Darstellungen

Ariès, Philippe. Attitudes devant la vie et la mort du 17ème au 19ème siècle. In Population (revue bimestrielle de l' I.N.E.D.), tome 4. Paris 1949

Ariès, P. Sur les origines de la contraception en France. In Population tome 8. Paris 1953

Ariès, P. Deux contributions à l'histoire des pratiques contraceptives. In Population tome 9. Paris 1954

Ariès, P. L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime. Paris 1960

Ariès, P. Histoire des populations françaises. Paris 1971² (1948)

Armengaud, André. Démographie et Sociétés. Paris 1966

Beeton, M./ Yule, G.U. Data for the problem of evolution in man. On the correlation between the duration of life and the number of offspring. In Proceedings of the Royal Society 67. Edingburgh 1900

Beloch, Julius. Bevölkerungsgeschichte Italiens. 3 Bde. Berlin 1947-61

Beltrami, D. Storia della popolazione di Venezia. Padova 1954

Bergues, Hélène. La prévention des naissances dans la famille. In Travaux et Documents de l' I.N.E.D. cahier 35. Paris 1960

Bickel, Wilhelm. Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz. Zürich 1947

Blacker, J.G.C. Social Ambitions of the Bourgeoisie in the 18th Century in France. In Population Studies 12, 1957,46. London 1957

Bluntschli, J.C. Geschichte der Republik Zürich. 3 Bde. Zürich 1847-59

Bourgeois - Pichat, J. The General Development of France since the 18th Century. In Population in History, ed. D.V. Glass, London 1965

Braudel, Fernand. La démographie et les dimensions des sciences de l'homme. In Annales E.S.S 1960. Paris 1960

Bucher, Silvio. Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jahrhundert. Luzern 1974

B ü c h e r , Karl. Die Bevölkerung von Frankfurt a.M. Tübingen 1889

B ü h r e r , Walter. Der Zürcher Solddienst des 18. Jahrhunderts. Bern und Frankfurt 1977

B u o m b e r g e r , Ferdinand. Bevölkerungs- und Vermögensstatistik in der Stadt und Landschaft Freiburg i.Ue. Bern 19oo

B u r c k h a r d t , A. Ueber Kinderzahl und jugendliche Sterblichkeit in früheren Zeiten. In Zeitschrift für schweiz. Statistik V, 43, 2. Basel 19o7

B u r c k h a r d t , A. Demographie und Epidemologie der Stadt Basel 16o1-19oo. Basel 19o8

B u r r i , Hans-Rudolf. Die Bevölkerung Luzerns im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Luzern 1975

C a s t e l l a , Gaston. Histoire du Canton de Fribourg. Fribourg 1922

C i p o l l a , C./ B o r c h a r d t , K. Bevölkerungsgeschichte Europas. Mittelalter bis Neuzeit. München 1871

C o x , P.R. Demography. Aberdeen 197o[4]

D ä n d l i k e r , Karl. Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich. 3 Bde. Zürich 191o-12

D a s z i n s k a , Sophie. Die Bevölkerung von Zürich im 17. Jahrhundert. Bern 1891

D a v i s , J.C. The Decline of the Venetian Nobility as Ruling Class. Baltimore 1962

D e n z l e r , Alice. Die Bevölkerungsbewegung der Stadt Winterthur von der Mitte des 16. Jhdts. bis zum Ende des 18. Jhdts. In Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft Winterthur. Winterthur 194o

E v e r s l e y , D.E.C. Population, Economy and Society. In Population and History. London 1965

F a h l b e c k , Pontus. Der Adel Schwedens und Finnlands. Jena 19o3

F e l l e r , Richard. Geschichte Berns. 4 Bde. Bern 1946-59

F i n s l e r , Georg. Zürich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1884

F o r s t e r , R. The Nobility of Toulouse in the 18th Century. A Social and Economic Study. Baltimore 196o

G e i s e r , Karl. Bern unter dem Regiment des Patriziats. In Archiv des historischen Vereins Bern. Bd 32. Bern 1934

G i s i , W. Die Bevölkerungsstatistik der Eidgenossenschaft. Aarau 1868

G o e h l e r t , Vincenz. Die Dynastie Wettin. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 38. Tübingen 1882

G o e h l e r t , Vincenz. Die Dynastie Wittelsbach. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 38. Tübingen 1882

G o e h l e r t , Vincenz. Die Dynastie Capet. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 45. Tübingen 1889

G o e h l e r t , Vincenz. Die Dynastie Holstein. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bd. 46. Tübingen 189o

G o u b e r t , Pierre. Recent Theories and Research in French Population between 15oo and 17oo. In Population in History. London 1965

G s c h w i n d , Franz. Bevölkerungsentwicklung und Wirtschaftsstruktur der Landschaft Basel im 18. Jahrhundert. Liestal 1977

G u y e r , Paul. Verfassungszustände der Stadt Zürich im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Zürich 1943

G u y e r , Paul. Die soziale Schichtung der Bürgerschaft Zürichs vom Ausgang des Mittelalters bis 1798. Zürich 1952

G u y e r , Paul. Die politischen Führungsschichten der Stadt Zürich. In Deutsches Patriziat, Bündinger Vorträge hrsg. v. H. Roessler. Limburg/Lahn 1968

H a j n a l , J. European Marriage Patterns in Perspective. In Population and History. London 1965

H a u s e r , Albert. Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Zürich 1961

H e n r y , Louis. Anciennes familles genevoises. Paris 1956

H e n r y , Louis. Démographie de la noblesse britannique. In Population 2o,4. Paris 1965

H e n r y , Louis. The Population of France in the Eigtheenth Century. In Population and History. London 1965

H e n r y , Louis. Manuel de démographie historique. In Hautes Etudes médiévales et modernes. Genève et Paris 1967

H e n r y , Louis. Démographie, analyse et modèles. Larousse. Paris 1972

H ö h e n e r , Hans-Peter. Bevölkerung und Vermögensstruktur der Stadt St. Gallen im 16. und 17. Jahrhundert. Zürich 1974

H o l l i n g s w o r t h , Thomas H. The Demography of the British Peerage. In Supplement zu Population Studies 18, 2, vol. 19. London 1964

H o l l i n g s w o r t h , T.H. A Demographic Study of the British Ducal Families. In Population in History. London 1965

H o l l i n g s w o r t h , T.H. Historical Demography. London 1969

H o p p e , Peter. Die Entwicklung der Geschlechterherrschaft in Luzern in den Jahren 162o-8o. Luzern 1975

I m h o f , Arthur Erwin. Aspekte der Bevölkerungsentwicklung in den nordischen Ländern 172o-5o. Bern 1976

J a s t r o w , J. Die Volkszahl deutscher Städte. Berlin 1886

K e l l e r , Karl. Die Einbürgerung der Familie von Muralt in Zürich und die Frage nach ihrer Regimentsfähigkeit. In Archiv für Heraldik 1911. Neuchâtel 1911

K e y s e r , Erich. Die Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. Leipzig 1941[2]

L a r g i a d è r , Anton. Geschichte der Stadt und Landschaft Zürich. Erlenbach 1945

L e b r u n , François. Les hommes et la mort en Anjou aux 17e et 18e siècles. Paris 1971

L e r i d o n , Henri. Les intervalles entre naissances : nouvelles données. In Population 5. Paris 1967

L é v y , Claude/ H e n r y , L. Ducs et Pairs sous l'ancien régime. In Population 5. Paris 196o

L o m b a r d , Henri. De l'influence des professions sur la durée de la vie. Recherches statistiques. Genève 1835

M a c F a r l a n e , K.B. The Nobility of later Medieval England. London 1973

M a c k e n r o t h , Gerhard. Bevölkerungslehre. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1953

M a c k e n r o t h , Gerhard. Grundzüge einer historisch-soziologischen Bevölkerungstheorie. In Soziologie hrsg. von A. Gehlen/H. Schelsky. Köln 1964[5]

M a l i n i a k , Julian. Die Entstehung der Exportindustrie und des Unternehmerstandes in Zürich im 16. und 17. Jahrhundert. Zürich und Leipzig 1913

M a l t h u s , Thomas R. Essay on Population. London 1960-61

M a y e r , Kurt. The Population of Switzerland. New York 1952

M e i s t e r , Karl W. Nachrichten zur Geschichte der Familie Meister. Oesterreich 1904

M e n o l f i , Ernst. Sanktgallische Untertanen im Thurgau. In Reihe St. Galler Kultur und Geschichte. St. Gallen 1980

M e r k e l , H.R. Demokratie und Aristokratie. Basel/Stuttgart 1957

M e s s m e r , Kurt. Rat und herrschende Geschlechter Luzerns im 16. Jahrhundert. Luzern 1975

M e u v r e t , J. Demographic Crisis in France from the 16th to the 18th Century. In Population in History. London 1965

M e y e r , Kurt. Solothurnische Verfassungszustände zur Zeit des Patriziats. Olten 1921

M e y e r v . K n o n a u , Gerold. Der Canton Zürich. 2 Bde. St. Gallen 1844-46[2]

M o l s , Roger. Introduction à la démographie historique des villes d'Europe du 14ème au 18ème siècle. Louvain 1954-56

M o m m s e n , Theodor. Römische Forschungen. Bd. I. Hildesheim 1962 (Erstauflage 1864)

N ü ̊ s c h e l e r , David Max. Gedenkschrift zum 200-jährigen Bestehen des Nüscheler Familienfonds. Bern 1958

P a t r i z i a t , Deutsches. Bündinger Vorträge hrsg. von H. Roessler. Limburg/Lahn 1968

P e l l e r , Sigismund. Births and Deaths among Europe's Ruling Families since 1500. In Population in History. London 1965

P e y e r , Hans Conrad. Von Handel und Bank im Alten Zürich. Zürich 1968

P e y e r , Hans Conrad. Vorlesung zur Geschichte der Eidgenossenschaft im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert. Zürich, Wintersemester 71/72

P f y f f e r , Kasimir. Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern. 2 Bde. Zürich 185o

P r e s s a t , R. Pratique de la démographie. Paris 1967

R e i n h a r d , M./Armengaud, A./Dupaquier, J. Histoire générale de la population mondiale. Paris 1968

R i q u e t , M. La prévention des naissances dans la famille. In Travaux et Documents de l'I.N.E.D. cahier 35. Paris 196o

R o d e n w a l d t , Ernst. Untersuchungen über die Biologie des venezianischen Adels. In Homo 8, I. Berlin 1956

R ü b e l - Blass, Eduard. Die noch lebenden Alt-Zürcher Familien. Separatabdruck aus der Zürcher Monatschronik. Winterthur 1934

S a u t i e r , Alfred. Die Familienfideikommisse der Stadt und Republik Luzern. Bern 19o9

S a x e r , Ernst. Die zürcherische Verfassungsreform von 1713. Zürich 1938

S o m m e r , W. Die Volkszählung der Stadt Bern im Jahre 1764. In Zeitschrift für schweiz. Statistik, 8. Bern 1944

S p r a g u e , T.B. On the Probability that a Marriage entered into by a Man of any Age will be Fruitful. Proceedings of the Royal Society of Edingburgh, 14. Edingburgh 1887

S u t e r , Sur la diffusion des méthodes contraceptives. In Travaux et Documents de l'I.N.E.D. cahier 35. Paris 196o

S c h e l b e r t , Leo. Einführung in die Schweiz. Auswanderungsgeschichte der Neuzeit. Zürich 1976

S c h e l l e n b e r g , Walter. Die Bevölkerung Zürichs um 178o. Zürich 1951

S c h n y d e r , Werner. Die Bevölkerung der Stadt und Landschaft Zürich vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. Zürich 1925

S c h u l t e , Alois. Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter. Stuttgart 191o

S c h u l t h e s s , Hans. Genealogische Notizen zur Zürcher Handels- und Industriegeschichte im 18. Jahrhundert. In Schweiz. Archiv für Heraldik 19o4, Heft 3. Zürich 19o4

S c h u l t h e s s , Hans. Die Stadt Zürich und ihre alten Geschlechter. In 92. Neujahrsblatt zum besten des Waisenhauses in Zürich, Nr. 151. Zürich 1929

S c h u l t h e s s , Hans. Die Regimentsfähigkeit. In schweiz. Juristenzeitung, 38. Jg., Heft 15. Zürich 1941

S c h u l t h e s s , Hans. Politische, soziale und wirtschaftliche Miscellen aus dem alten Zürich. Zürich 1921

S c h u l t h e s s , Hans. Kulturbilder aus Zürichs Vergangenheit. Zürich 193o-42

v o n S t e i g e r , Christoph. Die Stellung der ledigen Burger im alten Bern. In Archiv des historischen Vereins Bern, Bd. 42. Bern 1953

v o n S t e i g e r , Christoph. Innere Probleme des Berner Patriziats an der Wende zum 18. Jahrhundert. Bern 1954

S t o n e , Lawrence. The Crisis of the Aristocracy 1558-1641. Oxford 1965

T o b l e r , W. Einige Mitteilungen über die Erwerbung des Bürgerrechts und über die Regimentsfähigkeit im alten Zürich. Zürich 188o

V e n a r d , André. Pratiques contraceptives. In Population 1954. Paris 1954

W a g n e r - Manslau, W. Ueber die Ursachen des Geburtenrückgangs beim deutschen Adel. In Archiv für soziale Hygiene und Demographie. 6, 5. Berlin 1931

W a g n e r - Manslau, W. Ueber die Fruchtbarkeit der höheren Stände in den letzten vier Jahrhunderten. Berlin 1931

W a g n e r - Manslau, W. Human Fertility I + II. In The Eugenics Review 24. 1932

W a l t e r , Emil. Soziologie der Alten Eidgenossenschaft. Bern 1966

W a l t e r , Emil. Soziale Grundlagen der Entwicklung der Naturwissenschaften in der Alten Schweiz. Bern 1958

W e i s z , Leo. Verfassung und Stände des alten Zürichs. Zürich 1938

W e r d m ü l l e r , Anthonius. Memorabilia Tigurina. 2 Bde. Zürich 179o

W i c k i , Hans. Bevölkerung und Wirtschaft des Kantons Luzern im 18. Jahrhundert. Luzern 1979

W r i g l e y , E.A. Bevölkerungsstruktur im Wandel. München 1969

W r i g l e y , E.A. An Introduction to English Historical Demography from the 16th to the 19th Century. London 1966

Curriculum vitae

Am 14. September 1948 wurde ich als Kind Französisch sprechender Eltern in Bern geboren. Meine jüngsten Kinderjahre verbrachte ich zuerst in Bern, dann in Niederglatt ZH und in den Vereinigten Staaten.
Von 1955 bis 1959 besuchte ich die Primarschule in Zollikofen und Bern-Breitfeld. Nach bestandener Aufnahmeprüfung durchlief ich die damals noch üblichen vier Jahre des Progymnasiums, bevor ich an das Literargymnasium Kirchenfeld übertrat. Nach der Quarta brachte es der Instruktorenberuf meines Vaters mit sich, dass wir nach Bülach umzogen. Von dort aus besuchte ich das Gymnasium in Winterthur, wo ich 1969 mit der Matura Typus B abschloss.
Im Wintersemester 1970/71 begann ich nach einjähriger Reise im Mittleren Osten mein Studium an der Universität Zürich mit den Fächern Allgemeine Geschichte, Englische und Französische Literatur. Dieses schloss ich 1978 mit dem Lizentiat ab, nachdem ich während der Studienzeit mehrere Jahre als Hilfslehrer an der Kantonsschule Winterthur und zwei Jahre als Assistent meines Lehrers, Prof.Dr.H.C. Peyer, an der Forschungsstelle für Schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte tätig gewesen war.
Heute bin ich, seit 1972 mit Margrit Kramer verheiratet, als Adjunkt am Staatsarchiv des Kantons Thurgau angestellt.